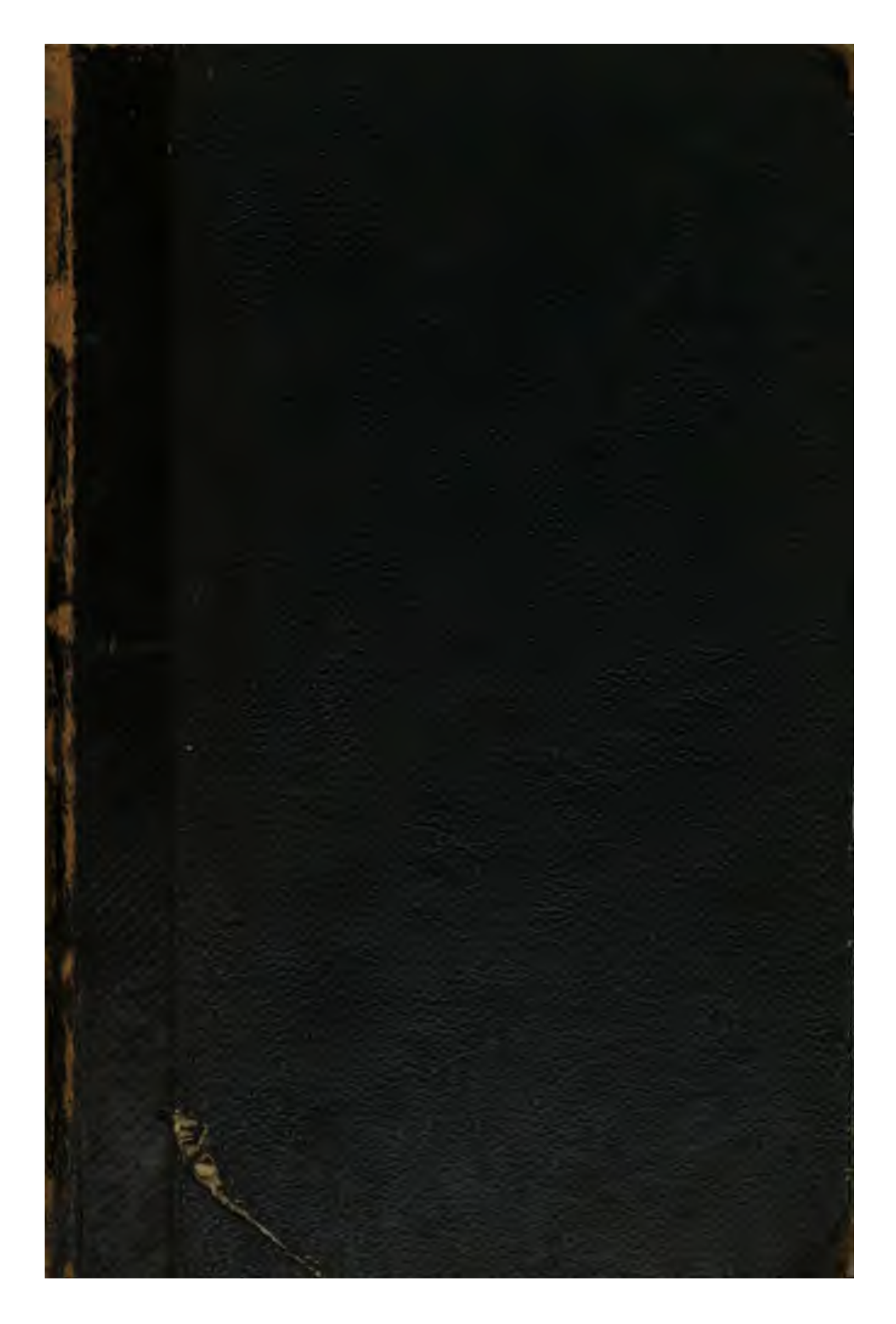
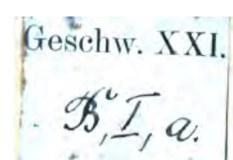


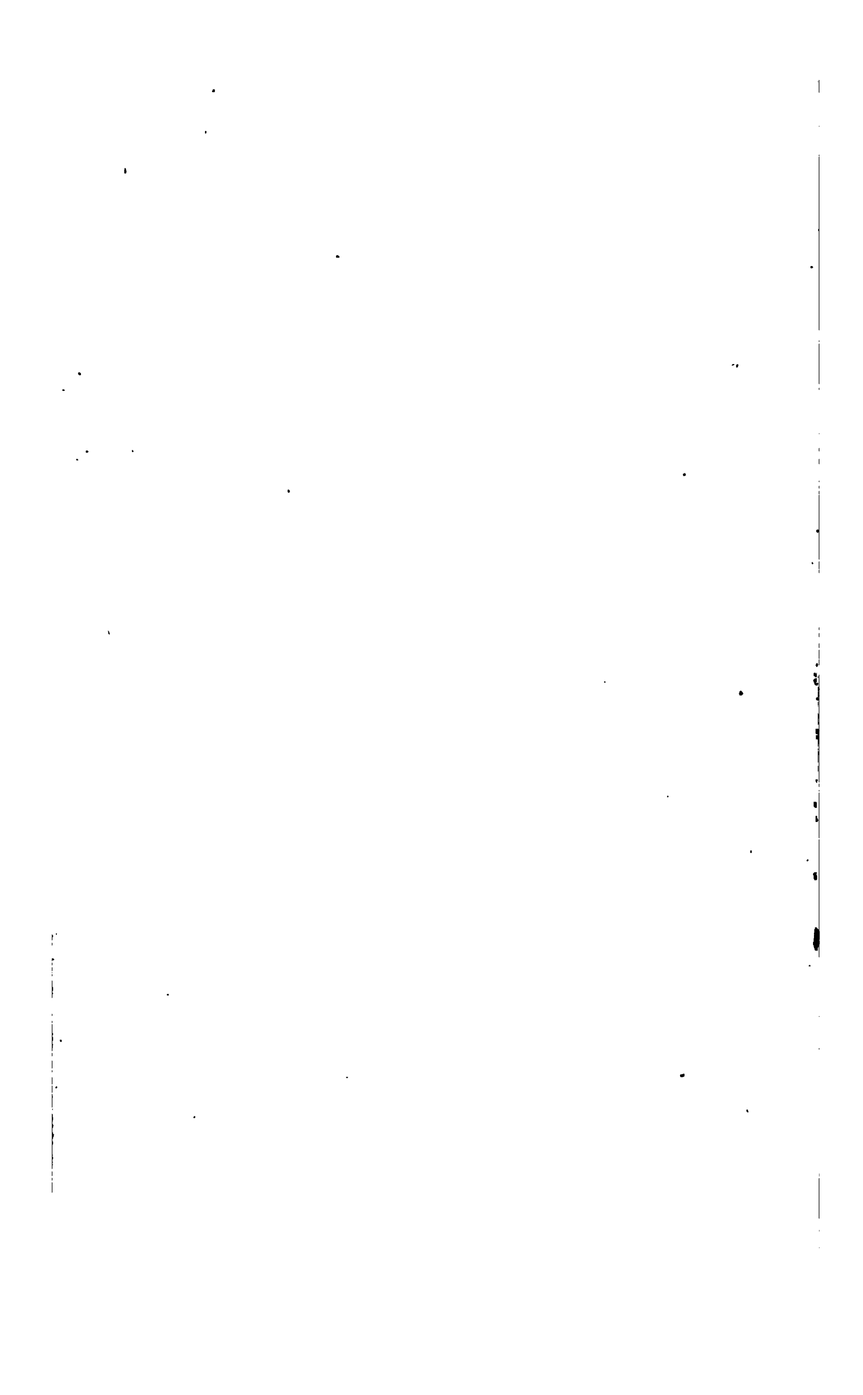






Übersetzung von

Friedland, [illegible]



Reisebriefe.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweiter Band.



Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1841.

Inhalt des zweiten Bandes.

Achtzehnter Reisebrief.

Granada, 6. Mai 1841.

Gestern war ich in dithyrambischen Launen, Contino, dann kann Niemand irgend etwas mit mir anfangen — und ich selbst am Wenigsten. Jetzt denk' ich mit Schrecken daran, daß wir morgen wieder fortfahren und daß ich noch allerlei zu erzählen habe, wozu ich trotz meiner drei Briefe gar nicht habe kommen können. Nicht als ob ich neben der Alhambra irgend ein Gebäude oder Kunstwerk in Granada bedeutend fände, aber ich habe doch nun einmal die Pflicht übernommen, so lange ich in Spanien bin, Euch etwas ausführliche Berichte zu erstatten, und will sie nach besten Kräften erfüllen. Ohnehin wundert Ihr Euch vielleicht, daß ich noch nicht das Generalif genannt, welches Custine z. B. über die Alhambra stellt. Das ist mir unbegreiflich! die architektonischen Ueberreste sind gering und sehr

durch Restaurationen verdorben, Altes und Neues ist durcheinander geworfen; der Garten freilich allerliebst, eine Menge kleiner Terrassen über einander emporkletternd wie eine grüne Treppe, doch das Schönste ganz gewiß die Aussicht auf die Alhambra, die Stadt und die Vega. Das Generalif liegt sehr hoch; das Auge plongirt von da oben herab in ein Meer von frischer Vegetation, gewellt durch die verschiedenen Nüancen der Wiesen und Gärten, der Felder und Baumgruppen. Die Stadt, aus röthlichem Stein erbaut, taucht mit ihren Kuppeln und Thürmen wie eine kolossale Korallenklippe daraus empor. Einzelne bläuliche Hügel z. B. die Sierra Elvira, unterbrechen das Terrain, ohne es unruhig zu machen. Der Darro legt sich wie ein silbernes Halsbändchen um die Alhambra herum, während der Xenil in größeren Windungen durch die Vega zieht und sie mit seinem kühlen Schneewasser erfrischt, das in den Schluchten der Sierra Nevada entspringt. Die kleine aride Hügelreihe, auf welcher wir von Loxa her gefahren kamen, sieht in dem großen reichen Bilde nur wie ein dunkler Schattenstrich aus, und den Rahmen formt das Gebirge, hier mit Schnee bedeckt, da röthlich und schimmernd, dort grau und ernst, je nachdem das Licht darauf fällt. Von der Torre de la Vela hast Du dieselbe Aussicht; doch ist sie

vom Generalif schöner, weil Dir der Palast der Alhambra mit all' ihrem Beiwerk von Torre de la Vela, Torre Vermeja, Kaiser Carl's Palast, und eine Fülle von Promenaden, Gärten und Blumen wie eine geschmückte Odaliske zu Füßen liegt. Auch die Stadt überschaust Du bequem, und ich kann Dir die Gebäude nennen, welche Dir besonders ins Auge fallen. Zuerst die Kathedrale, ein schönes und mächtiges Gotteshaus, im Jahr 1506 begonnen, kein reiner Styl: Nachahmung des moresken, Erinnerung des gothischen, Vorbereitung zur Renaissance, welche aber in Spanien weit großartiger aufgefaßt wurde als in Italien. Der Uebelstand, daß das Chor gerade in die Mitte des Mittelschiffes hineingebaut ist — eine Eigenthümlichkeit sämmtlicher spanischen Kathedralen — zerstört gänzlich den Eindruck, welchen sie durch ihre großartigen Formen und pomphaften Verzierungen machen könnten, denn man ist nicht im Stande das Innere mit einem Blick aufzufassen. Möge man an den Hochaltar, oder in die Seitenschiffe, oder unter die Eingangsthüren treten — überall stößt man an dies kleine für die Chorherrn gebaute, und meistens mit übertriebenen Dekorationen ausgestattete Haus, das sich breit macht, wo es durchaus nicht hingehört, und dem innern Raum seine Freiheit, ja ich möchte sagen

seine gesunde Atmosphäre nimmt. Für mich ist der Totaleindruck der entscheidende, fesselnd oder abstoßend, wie's kommt. Ein Kunstwerk, ein Buch, ein Mensch, sobald sie mir auf den langen fragenden verständnißsuchenden Blick gefallen oder nicht — dürfen hernach ihre Fehler haben oder ihre Vorzüge, ich werde nicht blind für dieselben sein; aber — meine Wahl ist getroffen! Einzelne Fehler beeinträchtigen nicht, einzelne Vorzüge ersetzen nichts. Wie der fremde Gegenstand sich zuerst in meine unbefangene unvorbereitete Seele geprägt hat, so bleibt er, darum liebe ich ganz besonders für das erste Sehen vortheilhaftes Licht, klare Stimmung, die Möglichkeit des Ueberblicks, kurz so wenig Störung wie möglich. Das ist nun so meine Art; vom Ganzen geh' ich über zu den Details. Vielleicht kann man es auch umgekehrt machen, allein ich meine, die Auffassung müsse alsdann weniger bestimmt und scharf werden, sich ein bischen verflachen. Der Juwelier schätzt den Diamant, der Goldarbeiter die Fassung — Jeder nach seinem Handwerk. Aber dieser hat es mit weniger köstlichen Dingen zu thun als jener. Die tiefe geheimnißvolle Glut des Edelsteins, sein magisches Licht, seine Sonnenfarben sind von höherer Schönheit als seine köstliche Fassung, und so verhält sich das Ganze zu den Einzelheiten.

Das Ganze irgend einer Erscheinung ist gewisser- maßen immer etwas Vollendetes, Abgerundetes, für sich Bestehendes, und das hat in meinen Augen mehr Werth als die Details, weil diese sich oft so wunderlich ausnehmen wie Alpenpflanzen auf klei- nen Steinhaufen in unsern botanischen Gärten. — Wir hörten eine sonntägliche Messe in der Kathe- drale. Eine ganz herrliche Orgel erklang mit großer Instrumentalbegleitung und trug die Ouvertüre von Paers Lodoiska vor — ein Stück, das ich vor unge- fähr hundert Jahren mit Clärchen à quatre mains hämmerte. Es waren wenig Menschen in der Messe, und als diese Musik anhub, wunderte ich mich nicht länger darüber. Vom Chorherrn-Häuschen bis zum Hochaltar ist der Fußboden stets mit feinen Stroh- matten bedeckt; darauf kauern die Weiber höchst gemächlich und spielen mit ihrem Fächer weltlich graziös, während ihnen der schwarze Anzug und die verhüllende Mantille etwas Nonnenhaftes giebt. In der Kirche sieht man niemals Hüte oder bunte Kleider; auf der Promenade letztere sehr häufig und noch dazu in recht grellen Farben und blumigen Stoffen — und Hüte ab und an. — Außer ihren fünf Schiffen hat die Kathedrale noch einen Kreis von kleinen Kapellen umher. In der einen ist das hölzerne reich vergoldete Muttergottesbild aufgestellt,

welches sich während der Belagerung von Granada im Heer der katholischen Könige befand, und bei jedem Sturm auf die Stadt vorangetragen wurde. Nun hat es hier sein Plätzchen gefunden — und die Könige das ihre — das letzte, eine Grabstätte! Ja, sie haben ein Paar herrliche Marmor-Monumente, Ferdinand und Isabella das eine, Philipp von Oesterreich und die wahnsinnige Johanna, Carls V. Mutter, das andre; weißer Marmor, rund herum viel Engel, Propheten und Heilige, und obendrauf im großen Königsornat die Statuen der Todten — Alles sauber und klar gearbeitet von genuesischen Künstlern. Isabella hat ein scharfes Gesicht, starke Züge, große Nase, man kann ihr nicht ins Auge sehen, nicht wissen, ob der Blick ihr Antlitz erleuchtet oder verfinstert hat. Ich meine, es müsse ein klarer guter Blick gewesen sein! Sie war gut, sobald ihr Beichtvater ihr nicht zur Seite stand, und von unsrer Natur bleibt uns immer etwas im Ausdruck zurück, mögen wir uns übrigens nach besten Kräften civilisirt oder brutalisirt haben. Ferdinand sieht schlau genug aus, und in all seinen Porträts immer dasselbe Gesicht, das spricht für die Aehnlichkeit. Philipp ist so wenig schön, daß ich meine, die Hofleute haben der Leidenschaft der armen Johanna für ihn ein Compliment machen wollen, und ihn deshalb

„den Schönen“ genannt. Viele prächtige Meßgewänder werden gezeigt, welche Isabelle auf Sammt und Seide mit Gold gestickt hat — Arbeiten würdig einer Königin! auch ein Meßbuch mit zierlichen Miniaturen, Kron' und Schwert, und eroberte maurische Fahnen; ein kleines Museum von weltlichen Reliquien der großen Königin! Dies Alles füllt eine Kapelle, die von außen an die Kathedrale gebaut ist, und in ihrem unteren Gewölbe die Särge enthält. Die engen dumpfen schwarzen Kasten sind das eigentliche wirkliche Ende von all der irdischen Herrlichkeit. Was hilft das Marmordenkmal, was helfen Krone und Schwert — sie mußten doch da hinunter in den kalten finstern Keller, sie mußten doch sterben! Ach, daß der Mensch sterben muß! schon das Wort ist traurig: sterben, hinsterben, absterben — kennst Du etwas Melancholischeres? Der Tod ist es nicht, o gar nicht! wer weiß, welch eine freudige Auferstehung wir im Tode feiern, welcher schönen Entwickelung wir entgegen gehen, oder welchen tiefen ungestörten Schlaf wir schlafen werden. Der Tod ist ein Geheimniß, und jedes Geheimniß hat seine Reize — je räthselhafter, desto süßlockender. Aber das Sterben ist kein Geheimniß; es ist das gräßliche Schauspiel, das wir vor Augen haben, täglich, minutlich, und das uns aus jedem

Leben höhnisch entgegengrinzt. Das Sterben geht auf bekannten Wegen einher, durchs Alter, durchs Krankenbett, durch die Niederlage aller Kräfte, aller Fähigkeiten — in den Sarg. Den Tod kann der Mensch sich wünschen, mehr noch! der Tod kann die heimlichste glühendste Sehnsucht des Lebens sein; aber Niemand auf der Welt wird je wünschen zu sterben. Sobald ich Sterbeanstalten gewahr werde, Gewölbe, Särge und dergleichen, wird mir beklommen zu Muth und das Dasein schrumpft mir so erbärmlich zusammen, daß nichts mich freuen oder reizen mag. Damit lebt sich's ganz miserabel und ich schäme mich auch immer sehr — hinterdrein; aber man wird von manchen Dingen unwiderstehlich niedergeworfen, keine sogenannt vernünftige Betrachtung, kein Raisonnement schützt dagegen, und das Höchste, was man thun kann, ist, daß man's sich nicht merken läßt vor den Leuten. Es ist wie mit der Gespensterfurcht: man lacht scheinbar darüber, während es einem eiskalt den Rücken herab rieselt. — Wir erlebten doch eine drollige Scene vor dieser Kapelle. Der Aufseher verweigerte uns sehr ernsthaft den Eintritt, weil Fray Gerundio und Tirabeque drinnen wären. Fray Gerundio ist der Name eines sehr beliebten politischen Journals, welches ein Advokat, Don Modesto Lafuente, vom Standpunkt eines

exklaustrirten Mönches und eines Laienbruders, genannt Tirabeque, schreibt. Don Modesto war nun wirklich in der Kapelle, und der gute Sakristan hat ihn dermaßen mit seinem Journal identifizirt, daß er nicht nur von Fray Gerundio's Anwesenheit steif und fest überzeugt war, sondern auch an Tirabeque's Existenz und Anwesenheit glaubte. Journalisten sind zwar heut zu Tage die einzigen literarischen Sommitäten — Vaudevillisten vielleicht auch — doch so weit bringt es wol selten einer, daß das Volk meint, seiner hochheiligen Person dürfe sich kein andrer Mensch nahen, und die Stätte, wo er sich befinde, sei ein gefeyter Zauberkreis. Indessen ließ sich der Sakristan denn doch belehren, dem sei nicht also, und dieselben Mauern umfingen uns und Spaniens beliebtesten Publizisten, ein Glück, das ich höchst gleichgültig hinnahm. Ich liebe nicht den Journalismus; statt die Leute zu belehren und aufzuklären, wie das sein Zweck sein sollte und wie er auch immer prahlt, verdummt er sie, indem er sie daran gewöhnt ihre Meinung nicht sowol aus eigenen Ansichten und Erfahrungen herauszubilden, als vielmehr sie fix und fertig aus einem Journal herauszuschöpfen. In Nizza war ein Mann, der uns jeden Abend die Früchte seiner Morgenlectüre in der gazette de France auftischte. Tags darauf,

wenn wir die Zeitung bekamen, fanden wir ganze Phrasen wieder, welche er sich Wort für Wort eingeprägt hatte. Er war übrigens ein charmanter Mann, aber es mochte ihm an Zeit, Lust, Fähigkeit, was weiß ich! gebrechen, um über die Legitimität nachzudenken, und so fand er denn die gazette de France höchst bequem. So geht es den meisten Menschen; unbestimmte Ansichten schwirren ihnen chaotisch durch den Kopf; sie sind aristokratisch, revolutionär, legitimistisch ꝛc ꝛc, je nach ihrem Stande, ihrer Erziehung, ihrem Vortheil, ihren Wünschen, so ins Blaue hinein, tief und hoch darüber nachzudenken ist nicht ihre Liebhaberei; o Wonne! da fällt ihnen ein Journal in die Hand, welches sie gänzlich dieser Mühe überhebt und ihnen obenein die gehörige Schlag- und Stichworte ihrer Partei einprägt — und nun bilden sie sich steif und fest ein, sie hätten eine Meinung, während sie doch nur eine Zeitung haben. Was nun Fray Gerundio betrifft, so hab' ich noch nicht irgend eines seiner Blätter bekommen können. Ich höre, er soll im Volkston und oft sehr witzig alle Zustände, alle Ereignisse, alle Sommitäten die Revue passiren lassen, allgemein gelesen werden, und seinem Herausgeber, der gar keine Mitarbeiter haben soll, ein bedeutendes Vermögen erwerben. Durch Proceß-

führung würde ihm das auch ohne Zweifel gelingen, doch auf eine weniger amüsante und die Eitelkeit befriedigende Weise. Es ist zu bemerken, wenn auch nicht zu verwundern, daß, wenn sich ein Land in der Gährung zwischen alten und neuen Zuständen befindet, die Advokaten herzutreten, um das Recht zu sprechen und jedem Theil das Seinige zuzustellen. Gott behüte das edle Spanien vor einem advocatus diaboli, wie Robespierre es war! Am Tage unsrer Ankunft hier in Granada soll eine Emeute statt gefunden haben wegen des Zolles für die Einfuhr an den Stadtthoren; sie muß aber nicht bedeutend gewesen sein, denn nirgends sahen wir Patrouillen auf den Straßen, oder geschlossene Kaufläden, oder Spuren von Unfug, und die Promenaden wimmelten von Spaziergängern. Heute erwartet man eine zweite und die Wachen sollen verstärkt sein; wir gingen schon heute früh um sechs Uhr, und dann wieder um zehn auf die Alhambra, wo man die ganze Stadt übersieht, doch nirgends eine Volksbewegung! ich würde recht gern eine erleben — wenn sie nämlich ohnehin vorfällt. Das Volk sieht so ganz und gar nicht aus, als ob es sich für Revolution irgend einer Art interessire; die letzten Kriege haben in Andalusien keinen Anklang gefunden! es machten wol Generale einen Streifzug

heran oder hinein, doch keinem gelang es sich festzusetzen oder eine große Partei zu gewinnen. Man ist gleichgültig, denn man weiß sehr gut, daß der Krieg nicht für die Aufrechthaltung eines großen Princips, oder zum Besten des Landes geführt wird, sondern für den Vortheil Einzelner. Bei uns stellt man sich die Spanier vor, wie vom glühendsten Fanatismus beseelt, feurig den liberalen Fahnen folgend, oder blindgläubig dem Kreuz, das ihnen ihre Priester vorhalten. Ach Gott, welch ein Irrthum! so gründlich, wie hier, ist nirgends die Priestermacht gebrochen! sie liegt ganz, aber ganz und gar am Boden, man tritt sie mit Füßen oder geht gleichgültig über sie hinweg; wo ein Spott zu machen, eine Verachtung zu bezeichnen, ein Widerwille auszudrücken ist, da geht es über die Mönche her. Ich habe auf der Straße noch nicht einen einzigen Geistlichen erblickt, und die Leere der Kirchen ist schauerlich für ein katholisches Land. Nein! die Priester begeistern hier nicht mehr! und was den Liberalismus betrifft, so scheint mir, daß man Espartero's Regentschaft hauptsächlich deshalb wünsche, damit er mit der Armee, die ihm sehr ergeben ist, die revolutionäre Partei zerbreche. Das Revolutioniren wird in Frankreich nicht aufhören, denn jeder Einzelne ist wie besessen von Eitelkeit, von dem unauslösch-

lichen Drang en scène zu sein. Ehedem war nur der französische Adel damit behaftet und damals gab es nur einen Schauplatz für ihn: den Hof. Seit der Revolution grassirt diese Influenza durch alle Stände, und hat ihren Schauplatz in den Kammern und in den Journalen aufgeschlagen. Die Masse der ewig verwundeten und ewig unbefriedigten Eitelkeiten bildet den Sauerteig des modernen Revolutionismus. Mache jeden Revolutionär zum Minister, so ist er ruhig, denn er meint nun zu glänzen! — Die Spanier sind nicht von dieser Eitelkeit behaftet, oder sie nimmt eine andre Richtung bei ihnen; überdas ist es in Spanien leichter sie zu befriedigen: es hat keine Hauptstadt, nach welcher Hunderttausende drängen, sondern jede Stadt hält sich für ebenso wichtig als Madrid, es hat keinen Luxus, kein Raffinement der Lebensgenüsse, in denen Einer schwelgt, während Tausende darben, durch die Einer strahlt, während Tausende verfinstert sind. So wenig Contraste in den äußern Zuständen findet man gewiß nirgends! Ein Haus ist wie das Andere, besser oder schlechter gehalten, mit oder ohne Fensterscheiben macht den Unterschied — nicht Größe noch Pracht. Alle Welt geht zu Fuß, alle Welt ist gleich gekleidet. Jeder Mann raucht seine Cigarre, jede Frau spielt mit ihrem Fächer. Vornehme und

Geringe leben äußerst mäßig. Reiche und Arme haben dieselben Vergnügungen, den Spaziergang nämlich und die Stiergefechte. Dazu kommt die große und ganz allgemeine Höflichkeit in den Manieren und die Verbindlichkeit und doch Traulichkeit in der Rede. Z. B. die Franzosen und Italiener treten in ein Café oder Restaurant oder jeden öffentlichen Ort mit dem Hut auf dem Kopf; der Spanier grüßt immer die Anwesenden, und wenn sie ihm wildfremd sind, aus allgemein menschlicher Artigkeit. Man wird beim Namen genannt, aber Du heißt nicht „Graf Hahn" sondern „Don Fernando" — während doch die Anrede „Usted" ist, ein Wort welches „Euer Gnaden" bedeutet und welches Du jedem Bauer, jedem Bettler geben mußt. Bei einer so wahrhaften und außerordentlichen Gleichheit findet die Eitelkeit wenig Nahrung und Spielraum. Auf das Effektmachen geht man hier nicht los — wol aber auf die Stellen, und diese Triebfeder ist freilich überall dieselbe. Jedoch, da der Bauer sich ganz so gut dünkt als ein Minister oder General, so ist die Jagd nach Stellen auf den Kreis derjenigen beschränkt, welche mehr ehrgeizig und geldgierig sind als stolz. Daher kommt es denn auch, wie ich vorhin sagte, daß das Volk gar nicht revolutionärisch aussieht, sondern gleichgültig und ernst in der

Ruhe, und wenn es munter ist, ganz ungemein fröhlich. Ach Liebster! wohin bin ich gerathen! Bitte, nimm die Weitschweifigkeit nicht übel. Aber das ist nun so: das spanische Volk interessirt mich über alle Maßen, und man kommt immer auf dasjenige, was uns am lebhaftesten anspricht, wenn man sich auch vornimmt von etwas Anderm zu reden.

Wir sind also noch immer oben auf der Plateform des Pavillons im Generalif wegen der Aussicht auf die Stadt. Gewahrst Du jene Kirche mit den vier herrlichen Säulen von Serpentin vor dem Portal? das ist S. Juan de Dios, der spanische St. Vincent de Paula, einer von den Heiligen mit der glühenden, erbarmenden Menschenliebe im Busen. Er ist geboren zu Monte Major in Portugal, 1495, und gründete den Orden des Hospitiums. Ist es zu glauben, daß man das Kloster, welches zu dieser Kirche gehörte, mit allen übrigen 1835 aufgehoben, und das Hospital in ein Militairlazareth verwandelt hat? Ich finde, man hätte lieber jenes Kloster drüben einziehen dürfen — ein vornehmes, wo nur „Marquesas y Condesas" Zutritt haben, denn die Nonnen beschäftigen sich mit nichts, als die herrlichsten Confitüren zu kochen. Niemand schätzt dies Talent mehr als ich; doch will man die Klöster nur ihrer Nützlichkeit wegen

dulden, so scheint mir eins von barmherzigen Brüdern nützlicher als von kochenden Schwestern — abgesehen davon, daß Frauen von so entschiedenen häuslichen Gaben, daß sie sich dem Kloster weihen, um in Einsamkeit und Gottseligkeit den Zuckerbäckern ins Handwerk zu greifen — auch in der Welt sehr gut ihr Fortkommen finden, und ihren Männern äußerst nützlich sein dürften. Die „Marquesas y Condesas“ hätte man verheirathen sollen: mit ihren Klostergütern ausgestattet, wäre das ganz charmant gegangen; die barmherzigen Brüder hätte man nicht verjagen sollen. Es giebt zu viel Elende und Leidende auf der Welt, um nicht denjenigen ein Plätzchen zu gönnen, welche sich mit der unglaublichsten Aufopferung der Linderung des Jammers widmen. Die Kirche S. Juan de Dios hat einen äußerst prächtigen Camarin. Was das ist? es ist gleichsam ein Allerheiligstes von Pomp, eine Kapelle mit einer wahren mosaique von Marmor, Vergoldung, Schnitzwerk in Holz und Elfenbein, Gemälden, Marqueterie, Spiegeln, von oben bis unten dick inkrustirt. Geschmackvoll? gar nicht. In der Mitte steht unter säulengetragenem Baldachin die silberne Urne mit den Gebeinen des Heiligen; jener soll ehedem auch von Silber gewesen, aber von den Franzosen geraubt sein. Ein Bischof von Granada,

Ortega, hat auf seine Kosten im vorigen Jahrhundert diesen Camarin gestiftet. Die Gemälde waren meistentheils kleine unbedeutende Miniaturen, und große häßliche Porträts von allen Königen, die der Ehre der Heiligsprechung theilhaft worden sind. Im Kreuzgang des Hospitals ist das Leben von S. Juan de Dios plump und hart in vielen Bildern gemalt. Mit den spanischen Gemälden kann und kann ich mich nicht befreunden! In dem aufgehobenen Kloster S. Domingo ist eine Gallerie von allen Bildern der hiesigen verschiedenen Klöster eingerichtet; nur die Cartuja hat ihre eigenen behalten; und sieh! von allen hat sich nicht ein Einziges mir eingeprägt. Das ist ihre Schuld — nicht meine. — Ich habe ein Auge für die Schönheit. Mißversteh' mich nicht! ich meine so: was für etwanige Vorzüge ein mittelmäßiges Bild haben mag — das kann ich Dir nicht expliciren; aber ob ein Bild schön ist, das weiß ich immer. Vielleicht müßt' ich sagen: ich hab' die Seele für die Schönheit; doch das klingt wol noch impertinenter. Genug, die Masse ist ganz schlecht, ausgezeichnet keins, einzelne sind ziemlich gut; in diesen ist beständig die Gruppirung das Vorzüglichste, dann kommt die Perspective, und zu allerletzt die Menschengestalt. In ihr sind die Hände am besten. Ich sage von

den Bildern, wie vom ganzen spanischen Volk: viel Genie, wenig Bildung. Wie schlecht diese Gemälde aufgestellt und gehalten sind, ist gar nicht zu glauben! lange dumpfe Säle, keine Fenster, nur Balkonthüren, die weder gehörig schließen, noch gehörig beleuchten und Staub und Feuchtigkeit eindringen lassen, keine Rahmen oder hölzerne mit Oelfarbe, den Marmor nachahmend, angestrichen — es ist eine Misere! Wie der Zustand der Gemälde sein mag, kannst Du Dir abmessen; beschmutzt, bestaubt, geplatzt, droht ihnen völlige Zerstörung, und es wäre auch nicht schade drum. Mit ganz besondrer Andacht wurden wir in einen Saal geführt, in welchem die Statue der Donna Mariana Penella aufgestellt ist, bis jetzt nur in Gyps, allein man hofft durch Sammlungen und freiwillige Beiträge die Summe zusammen zu bringen, welche zur Ausführung in Marmor nothwendig ist. Ich hoffe das Gegentheil, denn nie und nie, Fratello, hat die Sculptur ein solches Monstrum geboren! durch eine solche Statue verewigt zu werden, ist eine Art von Schmach! ich weiß wahrlich nicht, ob die Häßlichkeit die Lächerlichkeit übertrifft oder umgekehrt! Stell' Dir, bitte, folgende Statue vor: ein kleines untersetztes Weiblein, massiv gegliedert, tüchtig geschnürt, um die überquellende Fülle zu bändigen; darüber

ein Kleid von ganz gewöhnlichem Schnitt mit kurzen Ermeln — und all' diese Enormitäten gekrönt durch einen dicken Kopf mit plumpen Zügen und mit zwei Lockenbüscheln auf den Schläfen. Bis jetzt waren die Statuen St. Johannes Baptistas und des Heilands am Ponte molle in meinen Augen die gräulichsten Ausgeburten der Sculptur, nun entreißt ihnen Donna Mariana Penella die Palme! — Ach wie viel schöner, wie wahrhaft rührend ist das Denkmal, welches ihr bereits errichtet ist! ich spreche nicht von dem Marmorwürfel vor dem Theater, der ihré Statue tragen soll; aber der große wüste Platz, dort am Ende der Stadt, zwischen dem Irrenhause und einer Kirche, das ist der Richtplatz gewesen und da hat man auch Donna Mariana erhenkt. Auf der Stelle nun, wo dies geschehen ist, hat man ein schmuckloses weißes Kreuz errichtet und der Tod einer Unschuldigen hat gleichsam diese traurige Stätte geheiligt: der Platz dient ferner nicht zu Hinrichtungen. — Die Gemälde in der Cartuja sind besser gehalten, und beinah alle vom Bruder Cotan an Ort und Stelle gemalt. St. Bruno und seine Karthäuser werden darin verherrlicht und ihre Mirakel und Leiden dargestellt — mit gläubiger, aber dürrer Seele, mit einer starren mönchischen Seele, in welche nie das Wetterleuchten der Liebe

nie die Berauschung der Schönheit gedrungen ist. Mein Gott, wie anders malte Fra Angelico da Fiesole! Du kennst die alte Sage: wenn Kinder im Schlaf lächeln, so kommt das, weil sie mit Engeln spielen. Sehen Fiesole's Bilder nicht genau wie solche Kinder aus, unentwickelt, träumerisch und ganz verklärt? sein ganzes Leben war auch eine Gemeinschaft mit Engeln — ich habe es ja wol im Jenseits der Berge erzählt — und sie wehten ihm auf silbernen Flügeln mit Lilien und Palmen süße Extasen zu. Die fehlen ganz dem Fray Cotan! Alles ist schwarz, streng und ernst bei ihm. Vielleicht war er nicht glücklich in seinem Kloster! .... Ach, was geht das mich an? es ist wirklich ein bischen albern, glaub' ich, immer die innern Schicksale der Menschen aus ihren äußern Werken und Thaten heraus buchstabiren zu wollen, denn bis zum geläufigen Lesen bringt man es doch nicht; dazu ist die Schrift zu hieroglyphisch. Die Kirche der Cartuja ist ganz bunt von Marmor und kraus von Stuccatur; doch das Prächtigste, ist die Sacristei mit ihren Thüren und Kleiderschränken von der herrlichsten Marqueterie: Elfenbein und Perlmutter und Schildkröt in Mahagoni und Cedernholz eingelegt. Die Regierung hat sich zwar beim Verkauf der Cartuja die Kirche mit Zubehör vorbehalten,

allein kein Mensch bekümmert sich um die Aufsicht, und so werden diese unschätzbaren Herrlichkeiten verschwinden — Niemand wird wissen, wie und wohin.

Ebenso ist es gegangen mit den Gebeinen des Gonzalez de Cordova „el gran Capitan.“ In der Kirche S. Jeronimo, die er gebaut hat, bezeichnet ein schlichter Stein vor den Stufen des Hochaltars seine ehemalige Grabstätte. Grade als wir da waren, wurden die Ueberreste seines Sarges zusammengefegt; ob und wo die Asche existire, wußte man nicht genau. Bei der Aufhebung der Klöster haben natürlich die Kirchen mitgelitten, ohne daß sie, wie einst in Frankreich, zerstört oder ausgeplündert worden wären. Es ist gleichsam ein Sturmwind durch sie hingefahren; die Beter sind vertrieben, die Andächtigen mitsamt der Andacht verschwunden, die Messen verstummt; sie sehen nicht einsam aus — sondern öde. S. Jeronimo zeichnet sich durch seine buntgemalten Holzfiguren aus. Die ganze Altarwand ist mit Statuen von Heiligen bedeckt, und seitwärts knien Gonzalez und seine Frau. Ich liebe nicht das farbige Holz, es hat etwas Grelles und Hartes, aber die Arbeit ist bewundernswerth! das Messer macht aus dem Holz, was der Meißel aus dem Marmor. Man sieht sehr viel Holzbildhauerei — denn diesen Namen verdient sie — in Spanien, doch fand ich noch

keine, welche so angenehm, so gar nicht an Puppen erinnernd ist.

Das ist Alles! wir haben nicht mehr Kirchen besehen. Sie gleichen sich auch sämmtlich, so wie sich in Italien ebenfalls alle Kirchen gleichen, doch zwischen spanischen und italienischen ist ein frappanter Unterschied: jene meinen es ernstlich, diese thun nur so. Spanien ist die Heimath St. Dominico's, zu Calacerega ist er 1170 geboren, und so wie hier, hat nirgends die Inquisition Fuß gefaßt und geherrscht; sie erhielt das alte Dogma zu derselben Zeit unangetastet aufrecht, als sich die Jesuiten in Italien bemühten es zu vertheidigen. Das sieht man dort und hier den Kirchen an. — Ob ich Dir die Alcazeria als ein Gebäude oder einen Platz bemerkbar machen soll, weiß ich wirklich nicht! es ist eine Agglomeration von kleinen Boutiquen unter einem Dach, aber zerschnitten durch freie, ganz schmale Straßen, und stammt noch aus der maurischen Zeit her. Ein Stadttheil hat ebenfalls noch seinen maurischen Namen Albaicin erhalten, aber der alte berühmte Platz der Bivarambla, wo alle Feste begangen wurden, wo alle wichtigen Ereignisse vorfielen, ist nicht so glücklich gewesen, und heißt jetzt Plaza de la Constitucion. Aber ich meine, die Bivarambla wird die Constitucion

um ein Erkleckliches überdauern, obgleich sie momentan verdrängt ist.

Und nun, Contino, da wir doch einmal oben sind, und nie wieder herauf kommen werden, sieh Dich ein wenig im Generalif um, welches einem genuesischen Kaufmann gehört. Dort stehen die uralten riesigen Cypressen, unter denen Königin Zorayde dem geliebten Abencerragen nächtliche Zusammenkünfte gab; — denn ich muß Dir aufrichtig gestehen, seit ich das Porträt vom Rey Chico, den wir Boabdil nennen, gesehen habe, glaube ich gern, daß der armen Königin ein andrer Mann besser gefallen mogte. Aber was in aller Welt ging das den spionirenden Gomar an? Er war ein schwacher Mann, der arme Boabdil! seine stolze Mutter Aixa sagte zu ihm: „O weine wie ein Weib über den Verlust einer Krone, die Du nicht wie ein Mann vertheidigen konntest;“ — als er nach der Uebergabe von Granada weinend über das Gebirge nach dem Meere zog, um sich nach Afrika einzuschiffen. Wir lieben nicht weinende Männer. — Der Garten ist gewiß für Liebende: klein, ganz hoch, ganz still, Myrtenlaube, Lorbeerberceau, dunkel und verschwiegen und traulich; kühle Fontänen, deren Geplätscher das Liebesgeflüster zudeckt; — was half es? der Verrath, der Neid, der Haß wachten dennoch und störten

geschäftig das heimliche Glück, „weil Leid denn immer süße Liebe trifft." So ist nun mal die Veranstaltung vom ewigen Schicksal getroffen! — Ist dies nicht niedlich? Treppengeländer von Wasser! fürchte nicht, daß die Stufen etwa von Luft sein könnten, sie sind von Marmor; auf jedem Absatz tanzt ein Fontänchen wie ein kleiner Elf. Und legst Du die Hand auf die Balustrade, so huscht die Nixe ganz kühl und behende hinüber — denn sie ist zu einem winzigen Kanal umgeschaffen. Hier ist die Heimath des „Sommernachtstraumes!" ganz und gar! ein Bübchen drei Jahr höchstens alt, das kaum laufen konnte, brachte mir Blumen, empfing höchst ernsthaft ein Geldstück, betrachtete es und steckte es gelassen in seine Tasche. Hast Du je ein Kind Geld in die Tasche stecken sehen? ich nie! es sieht übernatürlich komisch aus, superverständig. Das Bübchen ist ein Zettel en herbe, das nach Disteln schreien wird, wenn ihm je Titania die Eselsohren streichelt. — Ade, ade, Gräflein! ich muß nur ganz plötzlich abbrechen, denn die Sonne beginnt zu sinken, und wir wollen ihren Untergang von der Torre de la Vega sehen, und zum letzten Mal auf die Alhambra gehen!

Neunzehnter Reisebrief.

Cadiz, 16. Mai 1841.

Eine große Pause, liebste Mutter, in meinen Briefen! das macht die Rückreise von Granada nach Malaga und dann die Fahrt hieher. Aus Malaga hätte ich Dir wol schreiben können, denn wir hatten zum Glück vier und zwanzig Stunden Zeit, um uns von den Püffen und Stößen zu erholen, die wir in reichlichem Maaß in unsrer Karrosse genossen hatten; da aber die Rückfahrt genau so gemacht wurde wie die Hinfahrt, so wäre der Brief für einen spanischen zu mager gewesen. Nun will ich nachholen, damit Ihr hübsch au courant bleibt! — Der letzte Abend in Granada war noch gar angenehm. Wir sahen die Alhambra voll fröhlicher Menschen. Eine große Gesellschaft Einheimischer hatte dort zu Mittag gegessen, und tanzte,

bis es finster wurde in dem Saal de los embajadores. Einer unsrer Reisegefährten, der am Nachmittag auf die Alhambra gegangen war, wurde sogleich freundlichst eingeladen am Tanz Theil zu nehmen, und hatte sich herrlich amüsirt. Es ist unmöglich anmuthigere Manieren zu haben, als diese Menschen — durchgehends; denn dies waren nicht Leute wie die Gärtnerfamilie in der Cartuja, sondern aus der guten Gesellschaft, wie wir zu sagen pflegen, um den steifen, langweiligen, preziösen, unbeholfenen Kreis zu bezeichnen, in dem wir leben. Ich habe die Deutschen immer von verzweiflungsvoller Hölzernheit gefunden; wie sie mir nun vollens jetzt vorkommen werden, davor schauert mich. Alle Männer trugen andalusische Jäckchen und Hüte — ein Paar Offiziere ausgenommen. Als sie in die Stadt zurückkehrten, gingen wir mit ihnen, um die patriotische Hymne zu hören, die sie sangen. Uebrigens war weder die Musik noch der Gesang derselben angenehm; wenn man bei uns so singen würde, so klänge es ganz gewiß sehr viel reiner und schöner; aber man singt nicht so bei uns! welch ein Scandal zu singen auf öffentlicher Promenade, unter Gottes freiem Himmel, ungenirt wie ein Vogel! Studenten dürfen sich höchstens einen solchen Exceß von Munterkeit erlauben — ach, und vielleicht be-

wahrt auch niemand bei uns über die Studentenjahre hinaus den dazu gehörenden fröhlichen Sinn. Wie dem nun sei! ich finde einen Zustand der Gesellschaft beneidenswerth, in welchem es erlaubt ist sich auf die allereinfachste Weise zu amüsiren, zu tanzen in der andalusischen Jacke nach dem Gekratze einer alten Geige, und zu singen ohne am Flügel einen Kreis andächtig gelangweilter Zuhörer zu haben. Ich kann gar nicht aufhören mich über die leichten Formen des spanischen Lebens zu verwundern, um so mehr, da wir uns ganz das Gegentheil vorstellen. Vielleicht in Castilien, vielleicht am Hof und noch dazu am Hof von ehedem, mag man den Sitz der spanischen Etikette, der Häufung schwerfälliger Formen finden; hier gewiß nicht. Ich kann mir auch gar gut vorstellen, wie das gekommen. Die Könige aus dem Hause Oesterreich, die drei Philipps mit den engen Herzen, den starren Geistern, dem despotischen Willen — und später gar die aus dem Hause Bourbon, mit Begriffen ihrer Zeus-Aehnlichkeit à la Louis XIV., fühlten sich beeinträchtigt in ihrer Würde, in ihrem Ansehen zwischen diesem Volk von Caballeros, und sammelten, um es fern zu halten, die undurchdringlichen Wolken der Etikette um den Olymp ihres Thrones. Da sie beständig in Madrid und in den umliegenden

Lustschlössern lebten, so nahm die Residenz und wahrscheinlich auch ganz Castilien die Färbung an, welche dem Monarchen wohlgefiel. In seiner Umgebung, seiner Nähe folgte man dem Impuls, den er gegeben; doch je ferner vom Thron, um desto weniger. Die Ringe werden immer schwächer, die sich um den ins Wasser geworfenen Stein zingeln, und plump wie dieser Stein auch gewesen sein möge — die Sierra morena scheint seinen Einfluß gebrochen zu haben. Ich denke, das ist großentheils noch Wirkung des orientalischen Blutes. Wir stellen uns zwar immer den Orient als den Sitz des Despotismus und knechtischer Unterwürfigkeit vor, weil wir dabei an die Türken, die Sultane und Mehmed Ali rc. denken; allein die Araber waren nicht träge und apathisch, wie die Türken es im Lauf ihrer stagnirenden Zustände geworden sind, sie waren stolzer, lebhafter; ihrer Wüstenfreiheit eingedenk hatten sie das Bewußtsein der Gleichheit; daher ihre außerordentliche Höflichkeit gegen Jedermann, ihre Gastfreiheit, ihre Frugalität in den Bedürfnissen des Lebens. Und eben dies, mein' ich, ist aus dem orientalischen Blut in das andalusische übergegangen und hat ihm eine leichtere Mischung gegeben. A propos von Blut! wie in Venedig das „sangue blue," so ist in Spanien „sangre azul" die Be-

zeichnung für die höchste Vornehmheit. Dort bedeutet es die ganz alten ins goldne Buch eingetragenen Familien; hier diejenigen, welche keinen Tropfen jüdischen Blutes in ihrem Stammbaum haben; und das sollen sehr wenige sein. Die spanischen und portugiesischen Juden gelten wiederum zwischen ihres Gleichen in andern Ländern für den hohen Adel, so daß die reichste Jüdin in Deutschland, Frankreich rc. mit Freuden den ärmsten Juden von jener Abkunft heirathet. Wo doch die Aristokratie sich hingeflüchtet hat! Dies hat mir Jemand erzählt, der selbst von jüdisch-spanischer Familie ist.

Festlich durch ihre seltne Schönheit und ihren lieblichen Frühlingsschmuck empfing uns die Alhambra; festlich durch ihr frohes Volk mit Tänzen und Gesängen, entließ sie uns. Ich habe manche schöne Stätten der Erde gesehen, und einige schönere; keine, welche einen so vollkommnen Eindruck von glanzvoller Heiterkeit machte, als Granada. Ist es diese anmuthige Alhambra, ist es die anmuthige arabische Geschichte ganz voll schöner Frauen, tapfrer Ritter, süßer Lieder und tiefer Weisheit, ist es die anmuthige Jahreszeit, die wir mit seltenem Glück getroffen haben; genug, Granada und der Mai — der ächte, von dem alle Dichter singen und den ich hier erlebt habe — sind meiner Erinnerung für

immer wie Eins und dasselbe eingeprägt. Und nicht ich allein bin entzückt! es sind vier Herren mit mir, verschieden von Geschmack, Alter, Gesinnung, von Allem, was die Menschen verschieden macht: Alle sind bezaubert. Granada allein verdient die Reise nach Spanien! — Dies kannst Du übrigens in doppelter Bedeutung nehmen, fällt mir ein, und meinen, daß ich sagen wolle: nichts außer Granada verdiene die Reise. Ich wollte sagen: und wenn in Spanien nichts wäre als Granada, so wär' es der Reisemühen werth. — Von der Rückfahrt giebt es nichts zu erzählen, als daß sich der verlorne Nachtsack allerdings in Loxa vorfand, aber eine Nath war aufgeschnitten. Unbefangen sagte der Majoral: der Finder habe sehen wollen, was darin sei. Die Kleidungsstücke mußten nicht nach seinem Geschmack gewesen sein, denn es fehlte nichts davon, hingegen Seife und Pommade; und mit abermaliger Ungenirtheit wurde gestanden, die Mädchen im Gasthof hätten diese angenehmen, duftenden Sachen verbraucht. Ich bin ein wenig verlegen, welcher Mischung des Blutes ich diese etwas schwankenden Begriffe über den Besitz zuschreiben soll, Herzensmama! ich denke — den Zigeunern! und ich hoffe, Ihr werdet Euch nicht allzu sehr über mich lustig machen, da ich es selbst thue. Am Abend des zweiten Tages langten

wir wohlbehalten in Malaga an, nachdem schärfere Augen als die meinen oben vom Gebirge herab die Küste von Afrika ganz deutlich gesehen. Die Vegetation um Malaga ist ungleich südlicher als jenseit der Sierra nevada, und für uns Nordländer ist es doch stets von neuem ein Vergnügen den langen Blüthenschaft der Aloe, die Pelargonienhecken mit purpurfarbenen und violetten Blumen, und die Granatenbüsche mit ihrer kleinen feurigen Fackel im zarten Laube, so am staubigen Wege schöner als in unsern Treibhäusern gedeihen zu sehen. Der Phénicien war bereits im Hafen von Malaga eingelaufen, gönnte uns aber, wie ich schon sagte, vier und zwanzig Stunden Zeit, worüber ich seelenfroh war. Man muß sich doch besinnen dürfen, doch in Gedanken überblicken und ordnen, was man gesehen hat! ich mag sehr gern rasch fahren, doch nicht rasch reisen. In Malaga hörte ich zu meinem großen Bedauern, daß ich eine kleine Emeute versäumt hatte. Zu diesem Vergnügen kann ich gar nicht gelangen, denn in Granada gab es keine am letzten Abend, und es gehört doch eigentlich zu Spanien — grade wie die Räuber, von denen ich auch nur reden höre. Es scheint, als solle ich in Spanien nichts sehen, als Schönes. — Am neunten, um halb zehn Uhr Abends, lichtete der Phénicien

die Anker, ein unangenehmes, knarrendes, wackelndes Dampfschiff, das schwache Maschinen und die unausstehlichste zitternde Bewegung von der Welt hat. Es soll aber bei Weitem das beste zwischen Marseille und Cadiz im Sommer sein; denn die großen Dampfschiffe, zu denen der Amsterdam gehört, machen nur in den Wintermonaten diese Reise, und im Sommer die von Havre nach Petersburg. Für das mittländische Meer ist außer dem Phénicien nur die spanische Dampfschiff-Compagnie, und zu der hat man noch weniger Vertrauen, weiß der Himmel, ob mit Recht! — Als ich mich der Damen-Cabine näherte, hörte ich schon ein höchst verdächtiges Concert darin, und richtig! sie wimmelte von Kindern, wie ein Nest von jungen zwitschernden Vögeln. Es waren freilich nur drei Kinder — sehr wenig für eine englische Familie — wüßtest Du aber, wie eng diese Cabine ist, und bedenkst Du, daß eine Mama und zwei Bonnen ihnen beigesellt sind, so wirst Du den Ausdruck wimmeln nicht übertrieben finden. Nun, meine spanische Campagne bietet mir außer ihren vielen Annehmlichkeiten auch eine an, die ich gar nicht zu würdigen weiß, nämlich die Gelegenheit, mich von meinen kleinen Gewohnheiten zu entwöhnen. Auf der Reise nach Granada und in Malaga, mußt' ich beständig wegen

Mangels an Raum mein Zimmer mit meiner Kammerjungfer theilen — auf dem Phénicien gar in einer fremden Kinderstube schlafen! il faut passer par là. — Die Nacht war kurz, die Fahrt glücklich, der starke Ostwind günstig und Gibraltar um vier ein halb Uhr früh erreicht. Dieser Wind, der uns den Spaß verschaffte die Affen auf der Westseite des Felsens zu sehen, wohin sie nur durch ihn getrieben werden, sammelte so viel Wolken und machte die Atmosphäre so trübe, daß wir die Küste von Afrika nur undeutlich schimmern, und von den zwei Säulen des Hercules nur die europäische sahen. Am Fuß des uralten, finstern kahlen Felsens von Calpe liegt Gibraltar, und bietet ihm seine saubern Straßen, seine niedlichen Häuser, seine Gärten, Villen, Blumen und Promenaden demüthig an, wie ein Opfer, um den drohenden Tyrannen zu versöhnen und mild zu stimmen. Wirklich, ich kenne wenig Orte, die so merkwürdige Contraste bieten, wie Gibraltar. Eine kleine freundliche Stadt, in der man auf den ersten Blick nichts, aber auch gar nichts von dem gewahrt, was zu einer Festung gehört, keine Citadelle, keine Forts, keine Thürme, nur eine niedrige, aber allerdings stark mit Kanonen besetzte Mauer, und die doch die uneinnehmbarste Festung der Welt ist, weil der Felsen selbst Citadelle und

inwendig wie ein Maulwurfshügel durchgraben und mit Kanonen gespickt ist. Dieser kahle heiße Felsen, auf den die Sonne mit solcher Gewalt prallt, daß die Stämme einer kleinen Palmengattung, Palmita genannt, schwarz verkohlt sind, und daß man im Julius und August nicht um Mitternacht die Hand auf eine Kanone legen kann — hat an seinem Abhang, wenn auch nur bis zur Höhe von ein Paar hundert Fuß, die frischesten Gärten mit einer Fülle der schönsten Blumen, der schattenreichsten Bäume; den Arbre de Judée mit seinen pfirsichblütfarbenen Blüthen, den Bella-sombra, so genannt wegen seines reichen vollen Laubes, den Korallenbaum, der mit glänzend hochrothen, schotenförmigen Blüthen bedeckt, und noch ohne Blätter war; Hecken von Pelargonien, prangend im feurigsten Email; Bäume und Büsche von Rosen, kletternden, rankenden, tausendfarbigen; und ich weiß nicht was Alles für fremdländische Gesträuche, für Produkte einer Zone, die mein Auge nie gesehen! Es kam mir so fremd, so bewundernswerth, so feenhaft vor wie eine Balletdekoration. Da sieht man auch solche Zaubergärten aus Nebel und Wolken emporsteigen, und dann verschwinden sie urplötzlich und machen den finstern Hölen der Unterwelt Platz. Und grade so könnte das hier auch kommen, wenn Gibraltars dreizehn hun-

dert Kanonen einmal ihre Rachen öffnen, und der Felsen seine verborgenen Flammenschlünde, wie ein Vulkan, ausdonnern müßte. Was Ausdauer und Fleiß, Geschicklichkeit und Wissenschaft nur leisten können, ist hier geleistet worden, und der Mensch hat alle Elemente besiegen müssen und glorreich besiegt, um festen Fuß auf einem Felsenabhang zu fassen, der zugleich von der Sonne und von ihrer Reverberation im Meer verbrannt zu werden droht. Und neben diesen Triumphen des menschlichen Willens, die man anzustaunen und zu bewundern nicht müde wird — wofür interessirt man sich aufs Lebhafteste? wonach späht, fragt, guckt man? — nach den Affen, liebe Mutter! nach den Affen, den einzigen wilden in Europa, denn zahme giebt es überall genug. Sie sehen recht drollig aus, so in der Freiheit. Im Käfig der Menagerie sah ich sie nie ohne Abscheu, wegen ihrer karikirten Menschenähnlichkeit und wegen der zuckenden Hast ihrer Bewegungen, welche wie Krankheit oder Desperation, durch die Gefangenschaft erzeugt, sich ausnahmen. Hier, in wilder toller Freiheit, haben alle diese Capriolen, Sätze und Purzelbäume etwas unglaublich Lustiges. Bald herzen sie sich, bald prügeln sie sich, da setzt sich eine zärtliche Familie zusammen ins Gras, und Papa und Mama säubern das

Kind unter heftigen Liebkosungen von unbequemen Thierchen; dort jagt eine ganze Heerde spornstreichs die steile Wand hinauf und herab; hier sitzt einsam ein grauer Alter und blickt wie ein Weiser auf die Thorheiten der jungen Welt herab, oder eine zärtliche Mutter trägt ihr Kleines auf dem Rücken aus dem Getümmel. Wovon sie leben, weiß man gar nicht! da wachsen keine Früchte, keine Wurzeln — nur allerlei Gräser. Und eben so auffallend ist es, daß man nie und nie einen Leichnam gefunden hat. Kurz, ihr Leben und ihr Tod auf diesem Felsen ist mirakulös. Was spreche ich aber von Affen! ich könnte doch wahrlich von Menschen sprechen, denn sie sind hier ebenfalls so, wie nicht überall — verschieden an Race, an Kleidung, an Sprache, bunt zusammengewürfelt — wiederum muß ich sagen: wie im Ballet durch den Zauberstab einer Fee, denn in der That nur da sieht man auf einem Fleck solche Menge eigenthümlicher Trachten. Da wandelt der ernsthafte Maure aus Tanger oder Tetuan, mit dem majestätischen Turban, dem buntfarbigen Kaftan oder dem weißen Haik, und den gelben Pantoffeln an den nackten Beinen. Da eilt geschäftig der Jude vorüber, im schmutzigen Kaftan, mit Käppchen und Pantoffeln von schwarzem Leder, wie er überall, wo Muselmänner leben, sie tragen muß.

Da geht der englische Soldat in seiner schönen Uniform wohl gekleidet, gut gehalten, frisch von Antlitz, tüchtig von Haltung; da der Andalusier, bunt wie ein Colibri, die schöne Gestalt wolgefällig präsentirend, mit feurigen Augen nach allen Weibern schauend; da der derbe Matrose im buntgestreiften Hemd, einen Foulard um den Hals, das blanke lakirte Hütchen auf einem Ohr; da der Bergschotte, der malerischste von Allen — wenn er nicht Soldat wäre! urtheile selbst! zu dem kurzen schottischen Rock, der von den Hüften bis ans Knie reicht — zu dem Plaid, den er halb als Mantel, halb als Schürze über die Schulter knüpft — zu der dreizipfligen Patrontasche von Pelzwerk vorn vom Gürtel herabhängend — zu den weiß und hochroth gewürfelten Strümpfen, die mit hochrothen Bändern um die Mitte der Wade befestigt werden — zu den tief ausgeschnittenen Schuhen mit großen Schnallen — zu Gabel und Messer im Strumpfband — zur befederten Pelzmütze — zu nackten Beinen — zu Allem, was ungenirt, bequem, leicht, und malerisch aussieht, trägt er eine ganz gewöhnliche rothe Uniform, bis ans Kinn verknöpft, deren Schöße ungeschickt über seinen faltigen flatternden Rock herabfallen. Auch verschiedene Frauen mischen sich in das bunte Gemälde, und machen es noch lebendiger,

noch beweglicher; denn neben der kleinen Andalusierin, die zierlichen Schrittes mit ihrer Mantille einhertrippelt, gehen die Weiber von der Insel Menorca im feuerfarbnen Mantel mit breiten Streifen von schwarzem Sammt besetzt, und den kleinen runden Capuchon dicht um den Kopf gezogen, während triste englische Bonnen mit tiefem Strohhut und langen Schritten daherziehen, von reizenden, frischen, schneeweiß gekleideten englischen Kindern umgaukelt. Wie das Alles munter, rasch und thätig durch einander geht! auf tausend Meilen wähnt man sich fern von Spanien! das Leben ist mühselig genug; der Boden erzeugt nichts, oder vielmehr es giebt keinen Boden, und die Bedürfnisse müssen doch einigermaßen befriedigt werden. Auch der Dienst soll schwer sein, unerhörte Wachsamkeit erfordern. Die englischen Militairs gehen nicht gern nach Gibraltar, und das begreif' ich sehr gut, denn die ganze Existenz hat dort etwas Fakticeს! unerhört merkwürdig, um einen Tag — aber zu merkwürdig, um einige Jahre da zu leben; abgesehen von den lästigen Besuchen, welche das gelbe Fieber zuweilen macht. Die englischen Soldaten sollen noch mehr als die Offiziere Widerwillen gegen Gibraltar haben, und ich habe Geschichten von Desertionen oder von Versuchen dazu gehört, von meilen-

weitem Schwimmen, von Ueberklettern des Felsens, die mich schwindlich machten vor Grausen über die Tollkühnheit. — Uebrigens mußt Du Dir den Felsen von Calpe nicht wie eine Säule vorstellen, sondern etwa wie einen Fuß; er hat ungefähr solche Form. Welcher Bergkoloß mag es gewesen, und wohin mögen die übrigen Trümmer seiner granitnen Glieder geflogen sein? hing er mit der Sierra von Ronda, oder mit dem afrikanischen Abyla zusammen? und haben die Urfluten ihn abgerissen, und ihn dort durch ein Meer von Sand — hier durch das Weltmeer von seiner ehemaligen Kette getrennt? Wie dem nun sein möge! gleich einer Klippe schießt dieser Felsen von Calpe urplötzlich vierzehn hundert Fuß hoch aus dem Meer empor, und hat keine andre Verbindung mit der Erde, als eine schmale sandige Landzunge, welche sich an der Bucht hinzieht, wo die Städtchen Algesiras und San Roque liegen. Wir ritten den ganzen Felsen hinauf. Seit einiger Zeit zeigt man Ausländern nicht mehr die unterirdischen oder unterfelsischen Festungswerke, diese Gallerien und Säle, hell und luftig, wie zu einem Fest eingerichtet, und dabei so unüberwindlich sicher. Indessen der Oberst erwirkte uns die Erlaubniß, und friedliche Esel trugen uns auf sichern Wegen im Zickzack bis dahin, wo Felsenthore die Gallerien schließen, und Schild-

wachen die Unberufenen abweisen. Wenn dies nicht die Citadelle des Gottes Mars selber ist, so weiß ich's nicht! Ehrenbreitstein und Franzenshöhe bei Brixen sind gewiß enorme Festungen, man sieht's ihnen wol an, schon von außen, und nur wenn man drinnen ist, wird man das Menschenwerk gewahr; die Natur hat die Hauptsache gethan, darum werden auch schwerlich Menschen etwas dagegen ausrichten können. Ach, wenn die Spanier je Gibraltar nehmen könnten! Doch wer nimmt heut zu Tage den Engländern etwas? läßt man sie nicht nehmen, was ihnen gefällig ist? schalten und walten sie nicht nach Gutdünken auf dem Erdboden? O die Engländer! wenn ich sie nicht liebte, so würde ich sie hassen! Weil sie aber in meiner Zeit die Einzigen sind, welche sich nicht vor Revolution fürchten, und ohne zaghafte Rücksicht auf eine solche thun — so lieb' ich sie. Die Franzosen sind das Volk des Wortes, wir des Gedankens, die Engländer der That. Wir sind um so viel besser, rücksichtsvoller, menschenfreundlicher, als der Gedanke reiner und feiner ist als die That, und gleichsam in einer höhern Zone schwebt; doch stärker, muthiger — ich meine moralisch muthig — zuversichtlicher sind die Engländer, und damit wird ein Volk groß. O, es wird dennoch fallen, das große Eng-

land, aber, wie Rom, nachdem es die Welt beherrscht hat. — Die südlichste Spitze des Felsens von Gibraltar, die punta de Europa heißt, ist nicht der südlichste Punkt in Europa, wie man zu sagen pflegt, sondern Tarifa ist es. Der Felsen ist auch nicht ganz und gar von den Ingenieurs minirt, sondern eine schöne Stalaktitenhöhle stellt ihre phantastischen Formen den regelrechten der Mathematik und Strategie gegenüber, und beide thun einander keinen Schaden. Sogar eine Ruine hat der Felsen aufzuweisen, einen arabischen Befestigungsthurm aus Tariks Zeiten, und nirgends, mein' ich, kann eine Ruine so fremd ihrer Umgebung sein als diese hier; — hier, wo jedes Haus, jeder Baum, ich möchte sagen, jeder Grashalm das Gepräge sorgsamer Erziehung und Wartung trägt. Dies alte einsame Gemäuer steht nun da seit mehr als elf hundert Jahren und erzählt die bekannte Geschichte von der Vergänglichkeit menschlicher Macht und Herrlichkeit, eine Geschichte, die um so eindringlicher wird, je schlichter das Monument ist. Die glänzende, thatenreiche Araberherrschaft ist längst untergegangen; ihre Abkömmlinge irren als ächte Söhne Ismaels in der Wüste umher; ihr Einfluß auf die europäische Bildung ist vergessen, ist durch neuere, überwältigendere Einflüsse in Schatten gestellt, und dieser alte Thurm von schlech-

tem Material steht immer da, und sieht allen Umwälzungen gelassen zu, ohne daß eine derselben ihm schaden könnte. Er war Zeuge, wie die stolzen Gothen vor den feurigen Arabern sanken und verschwanden; wie das Khalifat zugleich im Orient und im Occident, gleich dem Blüthenschaft der Aloe, in überraschend kurzer Zeit emporschoß, und flammenähnliche Blüthen trug; wie allmälig der Gegensatz, der sie einst zerstören und ihren verflatternden Saamenstaub in sich aufnehmen sollte, sich in den kleinen christlich-spanischen Königreichen entwickeln; wie nach sieben hundert sieben und siebenzig Jahren — ob das nicht eine kabbalistische Zahl ist — das Khalifat in Spanien den katholischen Königen, der Halbmond dem Kreuz weichen mußte; wie Columbus, der freudige zuversichtliche Seefahrer, aus dem Hafen von Palos ausschiffte, um eine neue Welt zu entdecken; wie die spanische Monarchie so groß wurde, daß in ihren Grenzen die Sonne nicht mehr unterging; und wie auf diesen langen Tag eine lange Nacht folgte, die so grau, so sternlos war, daß wiederum ein fremdes Volk kommen, und hier, auf derselben Stätte, wo Tariks Thurm an dem Felsen klebt, seine Hütten, seine Gezelte aufschlagen durfte, die vielleicht auch einst nach elf hundert Jahren ein Monument von Englands Macht abgeben werden, während England selbst eine verschollene

Größe sein wird. Dieser Thurm ist für mich eine Laterna Magica, unscheinbar und unförmlich, doch voll wundersamer, wechselnder, dahinrauschender Bilder. Ich sagte vorhin, er sei von schlechtem Material, und das ist er im höchsten Grade, denn die Araber bauten nicht von Quadern wie die Römer, oder von Marmor wie die Griechen, oder von Backstein wie wir, sondern — ich bin ganz beschämt es sagen zu müssen — von Lehm. Ja, ja, stell Dir vor! norddeutsche Lehmhütten und die Alhambra sind von einem und demselben Material! wie und womit man es zubereitet hat, um ihm die Festigkeit zu geben, welche allen Einflüssen der Witterung trotzt, mag der Himmel wissen. Hier kann es wol von der Sonne gedörrt und gleichsam verglast sein, aber das Klima von Granada ist ganz anders, hat viel Regen und Feuchtigkeit und die großen Thürme stehen dennoch vollkommen erhalten da. — Gott, was bin ich weitschweifig! Nimm es nicht übel, Herzensmama! Du hast keinen Begriff davon, wie Alles in diesem Lande, Großes und Kleines, Altes und Neues, durch und durch von dem verschieden ist, was wir gewohnt sind zu sehen, zu bereisen, ja, zu denken. Wir sind gleichsam herangebildet, um Italien und die Schweiz kennen zu lernen; wir werden von Kindesbein an mit ihrer Geschichte, ihrer Kunst, ihrem Volk, ihrer Natur

vertraut gemacht; wir kommen zu ihnen wie zu alten Bekannten, und jedermann spricht vom Coliseum und vom Montblanc lange bevor er sie gesehen. Aber Spanien! wer weiß etwas von Spanien? kein Mensch! zwei oder drei sind da gewesen, und noch dazu als Soldaten oder Kaufleute. Die Uebrigen wissen nur das, was in Büchern davon geschrieben steht; und welches Buch ist so glückselig, zugleich einen tiefen Eindruck zu machen und ein klares anschauliches Bild zu liefern. Hab' ich je gewünscht gut zu schreiben — ich meine darstellerisch — so ist es jetzt, um Euch mindestens ein winziges Theilchen der Emotionen wiederzugeben, der Ueberraschungen, der Verwunderungen, die mich bei jedem Schritt und Tritt überrumpeln. Weil dies ein Boden ist, den unsre Füße noch nicht platt getreten, ein Erdreich, das unsre Hände nicht umgegraben, ein Land, das unsre Künstler und Gelehrten noch nicht zu ihrem Atelier und ihrem Studierzimmer gemacht — darum interessirt mich Alles, aber Alles; und vielleicht über die Gebühr, denn nicht Alles ist schön, und noch weniger mag es angenehm sein: — und darum bin ich auch noch nicht fertig mit Gibraltar. Sollte ich Dir kein Wörtchen sagen von dem maurischen Magazin bei dem Herrn Messias, das nichts als afrikanische Waaren enthält? und so

hübsche! Pantoffeln, Mützen, Taschen, Pfeifen, Gürtel, feine Wollenstoffe, Gold- und Silberstickereien auf Sammt und Maroquin, fertige Kleidungsstücke — nichts ist in Europa gefertigt, Alles aus einem fremden Welttheil gekommen! und das merkt man ihnen auch an; die Pantoffeln z. B. haben einen so unbequemen Schnitt, daß ich nicht darin gehen konnte. Doch wenn ich auch auf die schönen goldgestickten Pantoffeln verzichtete, so ließ sich Herr Messias dadurch nicht abschrecken. Der Mann hat den Fion seines Gewerbes! dies Geschwätz, dies Geplauder, diese Bereitwilligkeit, diese dienstfertige Freundseligkeit — wer kann dem widerstehen? Keiner von uns konnte es. „Nein, nein! sagte er, die Pantoffeln passen Ihnen nicht; Sie haben einen zu schmalen Fuß! aber der Haik wird herrlich passen, versuchen Sie nur den Haik an.“ Und richtig! als ob ein Paar Pantoffeln und ein Haik eines und dasselbe wären, kaufte ich ihn. Du weißt wol gar nicht, was das ist, liebe Mutter? Kennst Du einen Burnuß? nun, der Burnuß ist ein von Pariser Schneiderinnen zugestutzter Haik: der Mantel der maurischen Männer, von feinem Wollenstoff, ganz weiß, mit einem Capuchon. Ich besitze nun einen ächt afrikanischen Mantel, der nichts weniger als barbarisch, sondern sehr elegant aussieht, und be-

daure nur, daß es viel zu heiß ist, um ihn tragen zu können. — Sollte ich Dir ferner nicht ein Wörtchen sagen von den Südfrüchten, die ich in Gibraltar gegessen? nun endlich weiß ich, wie Datteln und Orangen schmecken — denn die kleinen dürren verschrumpften Dinger, die man bei uns Datteln nennt und für eine große Delicatesse gelten läßt, und unsre essigsauren, dickhäutigen Orangen, geben keinen Begriff davon. Diese Orangen sind wirklich delizios! sie kamen aus Tarifa, oder aus Tetuan, sind klein, haben eine Schaale, so dünn wie ein Apfel, fast gar kein Fleisch, und einen so feurigen, aromatischen, erquickenden Saft, daß mir immer scheint, ich hätte ein Glas Champagner getrunken -- so fein und geistig und unstofflich sind sie! Solche Orangen kann bei uns nicht Kaiser noch König essen, denn die Sonne des sechs und dreißigsten Grades muß sie reifen, und dann vertragen sie den Transport in die Ferne nicht mehr. Der Mai ist grade der Monat, in welchem sie zu ihrer Reife gelangen, da sie nun bei uns im Februar oder März anzukommen pflegen, so kann man sich vorstellen, wie unreif sie sind, wenn man sie im Dezember und Januar vom Baum nimmt, um sie zu verpacken. — Eßwaaren sind wirklich das letzte, wovon man anständiger Weise sprechen darf, und bis zu diesem Punkt hab' ich Gibraltar aus-

gebeutet! Um sieben Uhr Abends mußten wir auf unserm krachenden Phénicien sein, der noch um ein Bedeutendes heftiger krachte, weil das Meer ziemlich bewegt war. Er ist sehr lang und sehr schmal, wie ein Fluß-Dampfschiff gebaut, geht daher bei stillem Meer und gutem Wetter sehr geschwind, doch nicht von der Stelle, wenn es Wellen giebt. Es scheint, daß ich mich an die Seefahrten gewöhne, denn ich wurde nicht seekrank, und schlief um so besser, da die kleine Familie in Gibraltar bei der Großmama verblieben war, ein Ereigniß, über das die Großmama sich nicht mehr freuen konnte als ich. So schifften wir denn durch die Meerenge, und aus dem mittelländischen Meer in den großen atlantischen Ocean hinein. Ja, ja! ein Heros hat zwar einst hier die Grenzen der Welt niedergesetzt; doch was kümmern wir uns um die unwissenden Einrichtungen der alten Heroen? wir haben Dampf, und wissen, daß wir pünktlich und sicher morgen früh im Hafen von Cadiz einlaufen werden. Und so zog denn Deine Tochter schlafend und sorglos, in tiefer Nacht, auf bewegten Wellen, auf dem Meerespfade dahin, den ein Halbgott des Alterthums für zu gefahrvoll hielt. Bei Cap Trafalgar sind wir auch vorbei gekommen, wo Nelson seinen letzten glorreichen Sieg gewann, und darauf, tödtlich verwundet, starb. Ein schöner

Tod — so über die herrlichste That des Lebens das Herzblut auszuströmen! — Heute früh um halb fünf Uhr waren wir auf der Rhede von Cadiz, ehedem der Sitz der Freiheit und des Reichthums, das der Napoleonischen Macht unerschütterlich widerstand, durch dessen Straßen das Gold in Barren gekarrt; — und das später keine Silberflotten mehr in seinem Hafen, wol aber die siegende des Herzogs von Angoulème auf seinem Trocadero sah. Das ist doch gewiß ein ganz eigenes und demüthigendes Schicksal! — Die Ansicht von Cadiz ist wunderlieblich, als wär' es aus lauter Villen zusammengesetzt; blendendweiße Häuser, mit Miradors — das sind Balkons durch Glasfenster geschlossen — von oben bis unten, und mit Thürmchen von einer oder von zwei Etagen, um frischere Luft und freiere Aussicht zu genießen. Dazu die langen Alleen der Alameda am Meer, und in der Stadt selbst eine Reinlichkeit auf den Straßen, Trottoirs zu beiden Seiten, Trottoir für die Maulthiere in der Mitte, auf jedem freien Platz schöne schattende grüne Bäume, eine glänzende Sauberkeit der Häuser, Blumen, Papageien und Kanarienvögel in allen Fenstern, dunkeläugige Frauen in allen Miradors — kurz, viel mehr Aehnlichkeit mit einem Garten, mit einem Gewächshaus, gar mit einer Volière, als mit einer

von gewöhnlichen Menschen bewohnten Stadt. Ich weiß keine, keine, die ihr auch nur entfernt zu vergleichen wäre! es sieht aus, als würde sie täglich frisch gewaschen von der Fluth. Wir wollen sehen, ob dieser Eindruck sich bei längerer Bekanntschaft erhält.

Zwanzigster Reisebrief.

Cadiz, 13. Mai 1841.

Gestern, liebes Clärchen, kam die längst erwartete Nachricht von Espartero's Ernennung zum alleinigen Regenten an. Man sprach von Illumination, von Prozession seines Porträts durch die Stadt, von Gott weiß was für Jubel. Ich war ganz glücklich eine Gelegenheit zu haben, um das andalusische Volk in Freude und Bewegung zu sehen, und überhaupt zu erleben, wie ein für ganz Spanien wichtiges und inhaltvolles Ereigniß aufgenommen würde. Nun — wenn Du Dir das Nonplusultra der Gleichgültigkeit, den allervollkommensten Mangel irgend eines Zeichens der Theilnahme vorstellst: so weißt Du, wie diese Nachricht in Cadiz empfangen wurde! — Wir gingen gleich ganz neugierig und gespannt nach der Kaserne am Meer,

wo allabendlich Militairmusik — leider sehr schlecht spielt. Die Truppen machten einige kleine Evolutionen, und wie das immer und überall ist, die Leute sahen zu; dann verliefen sie sich; und als nach Sonnenuntergang ein kleines armseliges Gerüst über dem Thor der Kaserne, mit den Porträts der Königin und des Regenten und mit ein Paar Dutzend Lämpchen, enthüllt wurde, mochten kaum hundert Menschen dieser dürftigen Feier beiwohnen, und das waren die gewöhnlichen Spaziergänger; Volk? keine Spur! schöne Andalusier ritten auf ihren geschmückten Pferden langsam über den Platz, und warfen einen Blick von oben herab auf die klägliche Veranstaltung, einen Blick — „o wie theuer, Herr König, Dein' Kron' und Reich?“ Und kalt ritten sie weiter. Dazu spielte die Musik keine siegestrunknen Märsche, keine jubelnden Fanfaren, kein patriotisches Lied, in welches das Volk — wenn es da gewesen wäre — hätte einstimmen können; sondern ich weiß nicht was für triste, schläfrige Stücke. Es fehlte eben gänzlich und überall der Animo. Wir trafen einige Bekannte, Spanier. Der Eine sagte, ihm sei zu Muth wie bei einer Leichenfeier — und damit hatte diese Ceremonie allerdings die größte Aehnlichkeit; — der Andre sagte, er hoffe Espartero werde zu seiner Zeit den Dank empfangen,

welchen er verdiene. Von der Königin Christine, von ihrem festen Charakter, ihrer Anmuth, ihrer Geschicklichkeit die Menschen zu gewinnen, sprachen sie in einem ganz andern Ton. Was hilft das? die Armee ist für Espartero, und da die Ultra-Liberalen gegen Alles sind, was nur einigermaßen wie Ordnung und Regierung aussieht, sobald es nicht ihre eigene ist: so kann sich die moderirte Partei, an deren Spitze die Königin Christine stand, nicht zur Uebermacht emporarbeiten. Und dann, scheint mir, ist man in Spanien der politischen Arbeiten so herzlich satt und übersatt, daß man die Dinge gehen läßt, wie sie eben wollen, und sich begnügt die Achseln zu zucken, höchstens zu murren. Ein Volk kann nicht funfzig Jahr lang in beständiger Begeisterung sein; das spanische hatte seine Epoche im Independenzkriege, jetzt ist die Reaction eingetreten, und Einzelne benutzen die allgemeine Abspannung, um zu ihren Zwecken zu gelangen. Siegt eine Partei, so ist das nicht, weil sie tüchtiger oder dem Bedürfniß entsprechender — sondern nur weil sie momentan durch ihren Führer, oder durch irgend ein einseitiges Interesse, etwas weniger matt ist, als die anderen Parteien. Man kann unmöglich etwas Anderes sagen, wenn man sieht, mit welcher Lauheit dies Ereigniß aufgenommen ist. Und Cadiz hat gar keinen Grund mit Espartero's

muthmaßlichen Absichten hinsichtlich des Handelstractats mit England unzufrieden zu sein, wie Catalonien es ist. Man meint auch, daß es in Barcelona nicht ruhig zugehen, daß es Aufstände geben werde; Einige sagen, Catalonien wolle sich gern losreißen und eine Republik bilden. Doch das sind bloße Muthmaßungen ins Blaue hinein, oder Wünsche und Chimären von Diesen und Jenen. Wie Espartero sich jetzt benehmen, was er thun wird, um die Finanzen in Ordnung zu bringen, um Vertrauen zu gewinnen — darauf kommt es nun an. Ein Mann, der die Menge elektrisirt, der durch seine Erscheinung, seinen Zuspruch begeistert, der die Magie übt, welche immer einer hohen Ueberlegenheit, sei sie welcher Art sie wolle, zu Gebot steht: ist er ganz und gar nicht, das gestehen sogar seine Anhänger; so muß er dann um so mehr gründliche, ernste Verdienste besitzen! wer in seiner Stellung nicht captiviren kann, so daß man blindlings auf seine Vortrefflichkeit schwört, dem bleibt nichts übrig, als von seiner Tüchtigkeit zu überzeugen. Es ist heut zu Tage Mode anzunehmen, der erste beste Schreinerssohn verdiene mehr eine Krone zu tragen als ein Königssohn; nun wollen wir sehen, ob Espartero diesen Glauben rechtfertigt? — Ich kann es nicht sagen, welchen traurigen Eindruck der

gestrige Tag mir gemacht hat. Ich kann sehr gut begreifen, daß man einen gebornen Thronfolger bei seiner Thronbesteigung kalt und frostig empfange, weil er Anlaß zu geringen Erwartungen und zu Mißfallen gegeben hat; das ist traurig genug für ihn und für sein Volk. Aber ein erwählter Regent, der nicht die Sympathie des Volks für sich hat und dem die traditionelle Glorie fehlt, die auf einem alten Königsgeschlecht liegt — was will der ausrichten? und wie kommt er überhaupt dazu, Regent zu sein? — Diese Frage haben gewiß sehr Viele gestern Abend gethan. — Ich konnte mich gar nicht überzeugen, daß der Tag ohne irgend einen Ausbruch von Theilnahme und Zufriedenheit zu Ende gehen könne, ich dachte, im Theater werde eine patriotische Hymne erschallen, das Parterre einstimmen, das Ayuntamiento seine Freude aussprechen zc zc, und wir gingen in die Oper. Aber es passirte nichts, gar nichts. Ich glaube, ich bin die einzige Person in ganz Cadiz gewesen, die eine Regung von Interesse verspürt hat; und sicherlich habe ich davon einen starken Beweis geliefert, indem ich Donizetti's langweiligen Robert Devereux bis zu Ende anhörte, immer in der Voraussetzung, es könne unmöglich so still vorübergehen. Heut' hab' ich erfahren, die Theaterdirection habe gestern ein Uebriges gethan, und

zwar Folgendes: der Saal wird durch fünf Lampen-Kronleuchter erhellt, ein großer in der Mitte, die vier kleinern in den Ecken; gestern war die Erleuchtung durch vier miserable Kronleuchter mit Talglichtern verstärkt, was mich unsäglich choquirte, denn ich finde nichts so gemein, so an die Schenke erinnernd, als ein stinkendes, dampfendes Talglicht, und die hübschen Frauen in ihren Logen sahen ganz grau von der häßlichen Beleuchtung aus. Nun, diese Talglichter haben zu Ehren Espartero's gebrannt, und wär' ich an einem andern Tage in die Oper gegangen, so hätte ich nicht Gelegenheit gehabt, mich über diese plebejische Einrichtung zu ärgern, die so gar nicht in Harmonie mit dem Luxus einer italienischen Oper ist. Die Sänger waren erträglich, das Orchester recht gut, Costüme und Dekorationen ungemein elegant. Es ist zu verwundern, daß eine Stadt, die höchstens sechzig tausend Einwohner haben soll, im Stande ist eine solche Oper zu halten. Wenn ich nur nicht überall von Donizetti verfolgt würde, von dieser Incarnation der Routine! seine Triolen wirken narkotisch auf mich. Beim Nachhausegehen sahen wir auch die allgemeine Illumination: zwei Häuser hatten erleuchtet, das eine vier Lämpchen, das andere zwei auf einen Balkon gestellt. Das war Alles! — Nun will ich einmal

meinen Brief mit der spanischen Formel schließen die hier keinem Zettel fehlen darf: Deine treue Schwester Ida.

Q. B. L. M.

d. h. que besa las manos. Schreibt ein Mann einer Frau, so heißt es: los pie's.

Ein und zwanzigster Reisebrief.

Cadiz, 14. Mai 1841.

Es ist ein wunderlieblicher Ort, ganz dazu gemacht, um von Füßen in schwarzen Atlasschuhen und seidenen Strümpfen betreten zu werden. Hausthüren von Mahagoni, gläserne Balkons bis unters Dach, die Häuser weiß und glänzend, wie mit Stuck bekleidet, Blumen in den Fenstern und an allen Straßenecken zum Verkauf in Massen, wie ich sie nie gesehen. Knaben laufen umher, besonders gegen Abend, mit einem sechs Fuß langen Rohr in der Hand, in welches von oben bis unten Nelken eingesteckt sind; ehe sie auf die Promenade oder ins Theater geht, kauft jede Frau eine frische Nelke und steckt sie über das Ohr. Dann, wenn die Sonne untergegangen ist, kommen sie heraus, hauptsächlich auf den schönen eleganten Platz St. Antonio, der mit Dallen gepflastert, von Bänken und wunder=

schönen Bäumen umgeben, ein regelmäßiges Viereck, und die besuchteste Promenade mitten in der Stadt ist. Die Lichter aus den Häusern blitzen wie Lampen durch das Laub, die Sterne funkeln mit südlichem Glanz am südlich klaren Himmel, die Luft ist von einer Weichheit, von einer einschmeichelnden Süßigkeit, möcht' ich sagen, so daß man wie von unsichtbaren Banden im Freien festgehalten wird; — und so geht man da hin und her, auf und ab. Die Männer rauchen Cigarren. Dies furchtbare, unausgesetzte Rauchen ist das Einzige, was mir an den Spaniern mißfällt; der geliebte Cigarito erlischt nie zwischen ihren Lippen. Sie drehen sich selbst häufig ihre Cigarren aus Papier und gehacktem Taback, weil das sparsamer ist; man entschließt sich den Arom von verbranntem Papier einzuziehen, um nur die Wonne des Rauchens nicht zu entbehren. Gar Frauen sind von dieser Leidenschaft befallen, geben sich ihr indessen doch nur im Innern ihrer Häuser hin, und man sieht es äußerst selten — zum Glück! ich finde es schon für Männer passabel gräßlich, wie ein Schornstein zu dampfen, aber sie sind nun einmal etwas brutaler Natur, die armen Männer, und danach schmecken ihre Liebhabereien. Hingegen die Frauen sind es nicht, und verfallen sie aus Neugier oder Nachahmungssucht in die Lieb-

habereien der Männer, so werden sie monströs. Ich habe Frauen spielen sehen an der Bank zu Baden-Baden mit krampfhafter Passion. Wie das aussah, wenn sie gierig mit dem rateau das gewonnene Geld zusammenscharrten — harpyienhaft! Eine war jung und hübsch, sie steht mir noch vor Augen im weißen Crèpe-Hut mit einer langen rosenfarbenen Feder; ihr Mann wollte sie fortführen; es fielen harte Worte, sie fing an zu weinen — an der Bank! um rouge et noir! wegen ein Paar Karten! Das ist doch gewiß monströs, fast eben so sehr als wenn sich ein Weib vom Volk betrinkt. Pfui! wie fallen mir so häßliche Sachen ein! Hier betrinkt sich keine Seele, nicht das Volk, nicht die Soldaten, Niemand! sind sie so mäßig? sind sie so kräftig? genug, hier im Vaterlande der besten und stärksten Weine erregt nichts solchen Abscheu, als wenn sich Jemand betrinkt. Es passirt auch nur Fremden. Dafür will ich schon gern dem Spanier seine Cigarito gönnen! — Während nun die Männer dies Vergnügen auf der Promenade haben, haben die Frauen wirklich kein anderes als zu plaudern, denn das, gesehen zu werden und zu sehen fällt weg, weil es dunkel ist. Hier ist wirklich die Dämmerung von unglaublicher Kürze, und zehn Minuten nach Sonnenuntergang ist's Nacht — natürlich nicht raben-

schwarz, aber doch so, daß man nur von den Augen bemerkt werden kann, denen daran liegt aus der Menge heraus einen gewissen Gegenstand aufzufinden. Daraus schließ' ich, daß die Frauen von Cadiz nicht ganz so gefallsüchtig sein müssen, wie man es ihnen vorwirft; man sieht sie wenig, und nur im Halbdunkel. Vor fünf und zwanzig Jahren auch haben sie nie etwas Andres getragen als schwarze Kleider von Atlas oder Seidenstoff, sehr kurz, sehr eng, mit ganz eng anschließenden Ermeln, die, um recht knapp den Arm zu umspannen, vom Ellenbogen bis zum Handgelenk mit goldnen oder silbernen Knöpfchen zugeknöpft wurden. Wenn der Schnitt der Kleider nicht wechselt, wenn nicht die Mode alle sechs Monat den Rock um eine halbe Elle verkürzt oder verlängert, wenn nicht die Elegance darin besteht, heut' ein weißes, morgen ein blaues, übermorgen ein rothes Kleid zu tragen: so kann man sich immer in so schönen Stoff kleiden, wie Atlas ist. Allein der Zepter der Mode hat sogar bis hieher seine Gewalt ausgedehnt, man folgt ihm, man ist nicht reich genug, um alle seine Variationen in Atlas zu machen, baumwollene Zeuge sind an die Stelle der seidenen getreten, und nur der Fuß hat seine zierliche Umhüllung behalten. Der Schnitt der Schuhe ist seltsam: fast bis zu den

Zehen und ganz rund ausgeschnitten, auch vorn an der Spitze rund, haben sie selten Bänder, und da die Füße kurz und fett sind, so liegen die Schuhe wie ein schwarzer Strich um sie herum; nach unsern Begriffen ist das gar nicht hübsch, aber sie sahen allerdings sehr klein aus. Die Andalusierinnen sind ja auch berühmt wegen ihrer kleinen Füße. Ich will diesen Ruhm nicht schmälern, der Fuß ist wie die ganze Figur fein von Knochen, klein und fett, aber sehr leicht zu fett, breit und fleischig. Die Schuhe, die mir lang genug waren, waren zu weit, und zu kurz die, welche mir in der Breite paßten. Nimmst Du dazu, daß die größte Andalusierin wenigstens einen halben Kopf kleiner ist als ich, und daß sie sich mit aller Gewalt die möglichst engen Schuhe anzwängt, so hab' ich wol nicht Unrecht zu sagen: der Fuß sieht klein aus. Hüte tragen sie gar nicht. Eine Innovation sind die Mantillen von hellblauem oder rosenfarbenem Taffet — aber eine sehr häßliche! diese bunten hellen Farben machen sich nicht gut über dem Kopf, und sind zu hart für die mattgefärbten Gesichter. Bei so nachtschwarzem Haar und solchem Elfenbein-Colorit ist nur schwarz oder weiß vortheilhaft, und alles Bunte schneidend. Blonde Frauen können so ziemlich tragen, was sie wollen; wenn es nur

nicht grade orange- oder feuerfarben ist, werden sie beständig gleich hübsch oder gleich häßlich aussehen. Schwarze Frauen können sich durch Farben grundgarstig und wunderschön machen. Die alte spanische Tracht war wie von einem Maler für die spanische Frauenschönheit berechnet — und nun machen sie das selbst zunicht. — Ich weiß nicht wodurch, denn es existirt keine Spur von Aehnlichkeit, aber die abendlichen Promenaden auf der Plaza S. Antonio — die jetzt „de la Constitucion" an ihren Ecken angenagelt bekommen hat — erinnern mich an die von St. Marc in Venedig, und da vermisse ich die gute österreichische Militärmusik und die Sorbetti des Café Florian. Die hiesige Frugalität ist unglaublich! Wir waren in einem Café und fragten nach Gefrornem. Wir haben noch keins! war die Antwort. Nun wann denn? in einer Stunde? — Nein? im nächsten Monat. — Darauf zu warten, ist ein bischen zu langweilig. In diesem Clima wäre Gefrornes Jahr aus Jahr ein sehr angenehm, doch man beschränkt sich auf die eigentlichen Sommermonate, und trinkt bescheiden Zuckerwasser. Der Mangel an frischem Wasser ist eine wahre Calamität für mich! nirgends existirt es, als in Granada. Auf der ganzen Ost- und Südküste ist es lau, weich und fade, und ich habe nun mal das Unglück mit

nichts den Durst stillen zu können, als mit klarem kaltem Wasser. Die hiesigen süßen Weine hineinzumischen schmeckt ganz widerlich; so trinke ich denn immer Limonade und esse Orangen, und ruinire mir den Magen. Dies wird wol jedem Fremden geschehen, der nach Andalusien kommt. Dafür sieht er denn die schönsten Sachen, z. B. den Palmengarten, der zum aufgehobenen Kapuzinerkloster gehört. Was für Palmen! hoch wie Pappeln, Kronen wie Pinien, Schmiegsamkeit wie Thränenweiden. Kein Baum ist so schön wie die Palme! sie kommt mir immer vor wie eine wunderschöne, vornehme Frau: so gleichgültig, so nachlässig in der Ruhe, so zitternd bewegt, wenn nur ein Lüftchen weht, und so mächtig leidenschaftlich im Sturm. Gestern Mittag war heftiger Seewind. Wie sie sich bogen, sich zur Erde neigten — als ob aufgelöstes Haar und Trauerschleier sie umflatterten, und wie der schlanke Stamm doch immer nachgab, um sich nicht zerbrechen zu lassen. Ist es nicht lieblich so fest zu sein, und so gar nicht trotzig? Und meinst Du, ich machte den Frauen dadurch ein Compliment? ganz und gar nicht! die Besten sind so, und die Besten sind in Europa grade so selten wie die Palmen. Ich bin nicht dazu geschaffen, um den Leuten Complimente zu machen; sage ich etwas, was so klingt, so ist es eine Wahr-

heit. Gegen Abend gingen wir wieder nach dem Garten; nun war es ganz still geworden, die Luft ruhig, der Himmel rosig, die Palmen unbeweglich; als ob sie ihr herrliches Haupt auf ihren Arm stützten, und sich in süße Träume vertieften, und seltsam zauberhafte Gedanken hätten — standen sie da, und blickten nach dem Meer hinüber. Man hätte ihre Geheimnisse belauschen mögen! — Im Kapuzinerkloster sind Bilder von Murillo — die ersten, die ich in Spanien sehe, und wirklich diesem Maler zutraue. Wie in Rom Alles von Rafael und Michel Angelo sein soll — z. B. die Form der Karren der Campagnolen und die Tracht der Schweizer — so in Andalusien jedes Bild von Murillo. Aber hier der St. Franziscus, die Conception und die Vermählung der St. Caterina sind wirklich von ihm. Letzteres ist unvollendet, weil er vom Gerüste fiel, als er es malte, krank nach Sevilla geschafft wurde und sechs Monat später dort starb. Man nennt Conception eine Darstellung der h. Jungfrau auf dem Halbmond, Engel umher und zuweilen die Taube über ihrem Haupt, zuweilen auch nicht. Conception ist auch ein ganz gewöhnlicher Frauennamen, ebenso Encarnacion, Dolores, Angustias, obgleich dies eigentlich nur Beinamen der Marientage sind. Getauft werden sie Maria de la Con-

cepcion, Maria de los Dolores, doch hernach läßt man der Kürze wegen eine Hälfte des Namens — und der Unterscheidung wegen fast immer die erste Hälfte fallen, und die sonderbaren Worte bleiben übrig. Dies in Parenthese. Was nun die Gemälde betrifft, so halte ich sie deshalb für Murillos, weil sie von einer Natürlichkeit in Haltung, Stellung, Ausdruck sind, die mich bei Murillos Bildern in Wien und München ganz ungemein frappirt hat. Er malt den Menschen, wie er leibt und lebt, er malt die Züge, die Gestalt, nicht schöner als sie sind, ohne antike Form, ohne griechischen Typus; seine Kunst liegt in der Wahrheit des Ausdrucks. Daher werde ich von ihm nicht sowol entzückt oder hingerissen, oder bezaubert, wie von den drei großen italienischen Meistern Rafael, Titian und Leonardo, sondern überwältigt; daher kann man von jenen viel leichter ein Gemälde beschreiben, die Idee, den Charakter, die Auffassung, und was eben zum Gemälde gehört, als von ihm. Murillo's Bilder muß man sehen, durchaus, sonst hat man keinen Begriff von dieser Wahrheit, dieser Natürlichkeit. Aber um Himmels willen, denke nicht an die Wahrheit und Natürlichkeit von Mieris Frauen in Atlaskleidern und Teniers tanzenden Bauern. Ordinär ist Murillo nie, und zwar deshalb, weil er Spanier

malte, nicht Holländer. Ich bin zwar nie in Holland gewesen, jedoch überzeugt, daß ich dort auf einer Kirmeß ganz dieselben Gestalten finden würde, die Teniers und Ostade gemalt haben, so wie ich hier in Andalusien die Originale zu Murillos Bettelbuben in München finde. Es sind grade sechs Jahre, seit ich in München war, und ich besinne mich nicht deutlich auf die Einzelheiten jener Bilder, aber wol auf den Eindruck, den sie mir machten. Ich schrieb damals an Mama, Murillo und Rubens vergleichend, von welchem Letzteren man mir durchaus eine hohe Meinung beibringen wollte: „des Einen Bettelbuben sehen selbstbewußt, menschlich-vornehm, frei und stolz aus wie verzauberte Königskinder; des Andern Amors und Götterkinder wie die mit Milchbrot genährte Progenitur eines Bäcker-Ehepaares." Die Worte mögen nicht genau so gewesen sein, der Sinn war dieser: Rubens begriff den Adel des Standes, Murillo den Adel des Menschen, daher sieht jener immer hoffährtig — dieser immer vornehm aus. Dabei fällt mir mein Bettler von Nizza ein — ob der nicht von spanischer Abkunft war. Mit derselben Ruhe, demselben Ernst wird in Spanien gebettelt. Keine Spur von italienischer Zudringlichkeit, kein Geheul, kein Gewimmer, keine ekelhaften Wunden und Verstümmlungen! auch an

Zahl sind die Bettler hier unvergleichlich geringer. Almeria ist der einzige Ort, wo sie uns umzingelten und nachliefen wie in Perugia, Assisi, Salerno etc. Hier in Cadiz hab' ich gar keine gesehen. Ob sie mit den aufgehobenen Klöstern verschwunden sind? Das wäre nicht unmöglich. — In einer Zelle des ehemaligen Klosters der Kapuziner steht Murillo's St. Franciscus, auf der Erde, ohne Rahmen, dem Auge viel zu nah, viel zu niedrig für die Perspective; so ungünstig wie möglich. St. Franciscus und St. Sebastian sind die Lieblingsheiligen der italienischen Maler; des Einen glühende Extasen, des Andern Märtyrthum regt ihre Phantasie und ihren Pinsel an. Ich habe St. Franciscus und St. Sebastian wirklich in allen möglichen und unmöglichen, glaublichen und unglaublichen Attitüden gesehen — unter andern in Bologna einen Franciscus mit ganz schwarzen Rändern unter den Nägeln und die Knöchel grau; mit einem Wort, abscheulich schmutzige Hände ungemein geschickt gemalt, um anzudeuten, wie ihn die Seele über alle körperliche Bedürftigkeit hinweg getragen habe — was mir, beiläufig gesagt, gar nicht von der Seele gefällt, denn reine Hände thun der Heiligkeit keinen Abbruch, und unterscheiden Menschenhände von Thierpfoten. Nun also: ich bin des St. Franciscus etwas satt, aber dieser ge-

hört einem andern Geschlecht an! der Gegenstand ist ungefähr immer derselbe; hier hat er die Wundenmale bereits empfangen, und das Cruzifix erscheint ihm mit Cherubsflügeln — wahrscheinlich nach einer Legende. Er kniet, hat aber den Oberleib grade aufgerichtet und den Kopf etwas zurückgelehnt, um der Vision gleichsam nachzustreben; wenn sie verschwindet, wird er zusammensinken, das fühlt man der tödtlich ermatteten Gestalt wol an. Gott, welch ein Antlitz, welch ein überirdisches stilles Entzücken im Auge, und was für fatiguirte Züge! die Art, wie der Mund ein wenig geöffnet ist, der Leidenszug, der vom Auge an über die Wange herabgleitet, die eingesunkene Schläfe — all diese stummen, unwiderleglichen Zeugen zerreißender Kämpfe, mysteriöser Schmerzen, glühender Aspirationen, vernichtender Entmuthigungen; — alle Folterqualen und Bitterkeiten einer Existenz, die im Leben keine Befriedigung findet, die nach einer maßlosen schmachtet, und dennoch den Ansprüchen des Daseins nur mit flammender Anstrengung sich entringt; — Alles, mein Clärchen, Alles, was jeder von uns im kleineren Maaßstab, in geringeren Schwingungen durchgemacht hat — liegt mit Feuerschrift auf diesem schönen, ruinirten Gesicht, ohne Uebertreibung, ohne Härte, ohne Affectation, ganz einfach, schlicht und wahr.

Ich habe ähnlichen Ausdruck über die Züge gleiten sehen, wenn unbewacht, unbewußt, tiefe Schmerzen oder ihre Erinnerung hier und da in einer Seele auftauchten, im vertrauten Gespräch, oder ich weiß selbst nicht wie und wodurch angeregt. Aber freilich, die Verklärung, die, wie die Morgensonne über einem Schlachtfeld, in St. Franciscus Auge aufgeht — die gehört dem Heiligen an, und dem glückseligen Maler, der im Stande war seine Seele solchen Inspirationen zu öffnen. — Wir standen Alle lautlos da, jeder stumm an die Wand gelehnt, ohne ein Wort der Bewunderung zu finden. Das sind die besten Bilder! die gehen nicht blos in das Auge, sondern in die Seele — wenigstens mir. Ich habe vor ihnen meine stillen Gedanken, nicht über die Kunst und Geschicklichkeit des Malers, nichts, was das Gemälde — ach nein! nur was mich selbst betrifft. Ich dachte: warum sträubt sich der Mensch gegen den Schmerz? nimm ihn doch an, trage ihn doch! weißt du denn, ob er nicht die dunkle Wolke ist, ohne welche der Regenbogen innerer Verklärung sich nicht über deine Seele legen kann? — Ich meine, es müßte ihn recht freuen, den alten Murillo, wenn er wüßte, daß sein St. Franciskus solche Wirkung übt, denn hält man sie auch nur eine Minute hindurch fest, und taucht sie

unter in dem ewigen Wechsel der Gedanken, so kann sie sich doch in Zukunft einmal wieder Platz machen, und unberechenbar erquickend und trostreich sein. Die Seele ist ein gar getreuer Haushalter; sie speichert sorgsam jedes Geldmünzlein auf, und man weiß es kaum, man denkt nicht daran, man lebt und verschwendet von dem Seinen thöricht und leichtsinnig, und geräth dann häufig in große Noth, weiß nicht, woran man sich halten, worauf man sich stützen soll. Dann tritt sie herzu, giebt dies und zeigt das, erinnert hieran und erinnert daran, und mit ihrer Hülfe arbeitet man sich wieder empor und steht ein bischen auf festen Füßen — aber nicht sehr lange! Die Leidenschaften, die Schwächen passen immer auf, schlau und gierig wie Raubthiere, die sie auch wirklich sind — denn sie leben von unserm besten Blut, und wir wollen das nie früher glauben, als bis wir ihnen nichts mehr zu geben haben. Ach, ich bin traurig, Clärchen! ich bin es, weil ich gar keine andre, als gemalte Heilige kenne! — In einem Kämmerchen der Kathedrale ist eine heilige Magdalene, ebenfalls von Murillo, als ein ganz besonderes Geschenk aus Madrid gekommen. Die hat es noch nicht so weit gebracht als St. Franciskus, ist mitten drin im Kampf, hat die Erde verlassen, und der Himmel hat sich ihr noch nicht

aufgethan! Die Magdalena bereut wirklich, und grämt sich so wahrhaft, daß sie ganz blaß und mager davon ist. Zu der Selbstverleugnung, eine Magdalena ohne schöne Schultern und Arme zu malen, hat es nur Murillo gebracht. Vielleicht malten die italienischen und deutschen Meister sie auch häßlich und dürr genug, ich erinnere mich grade keiner; aber das geschah in aller Unschuld, sie konnten es noch nicht schöner machen! wer ein schönes Weib malen konnte, Titian, Guido, Guercino, e tutti quanti, malte gewiß die Magdalena so! und wenn sie auch schon im härnen Gewande, mit aufgelöstem Haar in der Wüste weinte, betete, fastete, und sich bitter härmte, ihre Venusgestalt durfte nicht darunter leiden. Murillo aber ist der Maler der Seelen! er zeigt, wie die Verklärung der Seele gleichsam eine Glorie über den Körper webt: ist sie dort nicht eingetreten, so fehlt sie hier. Er ist von einer alles niederschmetternden Simplicität. Ich glaube, daß höchstens ein halbes Dutzend der allerschönsten italienischen Gemälde neben ihm nicht manierirt und geziert aussehen würden. Dafür mögen die Italiener wol viel korrekter zeichnen, denn diese beiden schönen Gemälde haben unleugbar seltsame Fehler in den Proportionen. Ich schmachte nach Sevilla, nach seinen Meisterwerken, und kann

gar nicht dahin gelangen. Es ist freilich eine tägliche Abfahrt der kleinen Dampfboote angezeigt, die den Dienst zwischen Cadiz und Sevilla thun; aber seit drei Tagen ist keines gegangen; wir hoffen morgen! und hoffen es um so mehr, da am sechszehnten das erste Stiergefecht dieser Saison in Sevilla statt findet, und wir gar gern im Herzen von Andalusien dies fremdartige Schauspiel sehen mögten. Alle großen Städte in Andalusien, Malaga, Cadiz, haben ein Gebäude nach dem Muster der alten Amphitheater gebaut, welches plaza de Toros heißt und worin die Corrida (Stiergefecht) — statt findet. Zweihundert Corriden werden alljährlich von der Regierung durch ganz Spanien vertheilt; in Catalonien sind sie nicht Sitte, in Andalusien ist es eine wahrhafte Leidenschaft! man zählt die Tage bis zu ihrem Anfang, man hört nur reden von Toros und Toros, man erschöpft sich in Muthmaßungen, Hoffnungen und Wünschen, ob Montes, der berühmte Espada aus Madrid, zu den Corriden nach Ronda oder hieher kommen, oder ob man ihn überhaupt aus Madrid fortlassen werde, wo alle acht Tage in der guten Jahreszeit eine Corrida ist. Espada heißt der, welcher den Stier tödtet; in Castilien mag man ihn vielleicht Matador nennen, hier hört man nicht das Wort, das übrigens viel

bezeichnender ist, denn Matador heißt Tödter, Espada Schwert.

Am funfzehnten. Um zwei Uhr Mittags fahren wir mit dem Dampfboot Andaluz nach Sevilla, obgleich heftiger Wind sein soll. Ich will durchaus nicht die morgende Corrida versäumen, und bin lange genug hier gewesen, um mir den Charakter des freundlichen Cadiz einzuprägen. Es thut ordentlich weh zu hören, daß der Handel, welcher die Stadt so wohlhabend und heiter gemacht hat, jetzt complet null und nichtig sein soll. Man begreift das im Grunde nicht, denn es hat doch immer den immensen Handel des Xerez Weines mit England und allen andern Ländern; vielleicht kommt der Handel mit Wein den Leuten armselig vor, welche des Handels mit Goldbarren gewohnt waren; vielleicht bringt er auch nicht einen so allgemeinen Wohlstand hervor — denn damals hat ein Hauptverdienst der Lastträger und Karrenführer darin bestanden, das Gold aus dem Hafen in die Häuser der Kaufleute zu schaffen, und weil dazu sichre und treue Menschen gehören, sind sie so stark bezahlt worden, daß sich viele ein bedeutendes Vermögen erworben haben. Dergleichen fällt nun freilich nicht mehr vor. Beim Transport eines Weinfasses riskirt der Eigenthümer nicht so viel als bei einem Sack mit

Goldkörnern. Cadiz ist jetzt noch wohlhabend, weil die Leute darin von ihren Renten leben, die früher durch den Handel reich geworden sind; aber ein solcher Reichthum erschöpft sich leicht. — Ach, ich muß doch sagen, daß gestern eine Nachfeier wegen Esparteros Regentschaft statt fand: die öffentlichen Gebäude waren pflichtschuldigst illuminirt, im Theater qualmten die Talglichte vor sehr wenig Menschen, und im Zwischenakt von Donizettis „Lucia di Lammermoor“ wurde Riego's Hymne mit frisch untergelegten Couplets gesungen. Als die Prima Donna gehörig mit Kopf und Schultern dazu kokettirte, fing das Parterre Feuer und klatschte. Ein erhabenes Fest! —

Zwei und zwanzigster Reisebrief.

Sevilla, 16. Mai 1841.

Aber ich will nicht, daß Ihr Euch einbilden sollt, meine Kindlein, ich führte unausgesetzt ein Götterleben. Keineswegs! Ich sehe nicht ein, warum ich lauter Jubelbriefe schreiben soll. Heut will ich einmal zur Abwechslung lamentiren. Ich könnte so anfangen: wir kamen gestern in weicher warmer Mitternacht unter dem unausgesetzten Conzert der Nachtigallen in den Orangenhainen des Guadalquivirs, hier an — und das würde die Sonnenseite sein, die sich eigentlich für Briefe schickt. Aber ich bin egoistisch. Ich will Euch auch durch meine Plagen schleppen. Und tyrannisch obenein; denn ich weiß sehr gut, daß Ihr, um nur überhaupt Nachricht von mir zu haben, Alles ganz aufmerksam lest, was ich schreibe, und so zwinge ich Euch ge-

wissermaßen meine Jeremiaden anzuhören. Das macht mir Spaß! ich glaube, ich habe viel Neigung zur Tyrannei, d. h. zu üben, und hätte ich nur genug Genie dazu, so wollte ich mit den Menschen machen — was ich wollte! denn im Grunde giebt es doch gar kein anderes Vergnügen auf der Welt, als seinen Willen durchzusetzen. Das wiederhole ich mir auch immer bei jeder Verdrießlichkeit meiner spanischen Campagne. Ich selbst bin doch nur die einzige Person, der gegenüber ich meinen Willen geltend machen kann; und ich habe sie ja durchaus machen wollen. „Tu l'as voulu, Georges Dandin! tu l'as voulu!“

Also: gestern um zwei Uhr waren wir am Bord des Andaluz! Sehr heftiger Ostwind, dieser dicke heiße Wind, der die Atmosphäre trübe und wolkig, und die Luft so heiß macht, daß man in beständiger Transspiration ist — der spanische Sirocco, beklemmend, betäubend, nervenangreifend, der gestern den ganzen Tag, und schon vorgestern geweht hatte. Das Meer war stark bewegt, und daher die Einschiffung unbequem. Nur in Barcelona giebt es einen Quai, zu welchem vom Dampfschiffe eine Brücke hinüber geworfen wird; sonst muß man überall im Boot hinfahren; bei Valencia, bei Almeria wenigstens eine halbe Stunde weit. Giebt

es Wellen, so wird man immer tüchtig naß, und hat obenein etwas Angst, denn das Boot gleitet mit solcher Vehemenz von den Wellen herab, daß man meint, es müsse unter einem wegrutschen. Eine peinliche Empfindung, aber ganz körperlich, oder nervös, wenn man will; zu wirklicher Furcht ist nicht die geringste Veranlassung. Wir kamen früh, und erst nach und nach mehr Menschen, bis es denn zuletzt sehr voll ward. Das kleine Dampfschiffchen taumelte tüchtig hin und her. Eine alte Dame wurde seekrank, so wie sie nur den Fuß an Bord setzte, und trippelte in großen Aengsten umher. Eine sehr fette, schwere Frau hatten die Matrosen ins Wasser fallen lassen, und unbefangen blätterte sie ihre Gewänder eins nach dem andern auf, damit der Wind sie trockne. Wenn nämlich das Boot das Dampfschiff erreicht hat, muß man den günstigen Moment abpassen, um heraus und auf die kleine Treppe zu springen, die zum Verdeck hinaufführt; die Matrosen helfen nach, und heben. Diese Masse mußte wol widerspenstig gewesen sein! sie triefte bis zu den Knien. Eine Gefährtin sagte ihr zum Trost, bei dem heftigen Winde würden die Kleider sehr schnell trocknen; dieser Zuspruch ward aufgenommen, wie er's verdiente, d. h. verdrießlich. Ich kenne nichts Einfältigeres, als einem Menschen,

dem etwas Unangenehmes widerfahren ist, als Trost zu sagen: es werde aufhören. — Man weiß ja selbst sehr gut, daß es nicht ewig dauert. Ein Trostzuspruch kann nur dann seine gute Absicht erfüllen, wenn er etwas Ueberraschendes vorbringt, was den Gedanken des Leidenden eine andre Richtung giebt. Ich bin nicht für das Trösten; der Mensch muß ja nun doch einmal das Seine leiden, Großes und Kleines, Schweres und Geringes, man leide mit ihm, oder sonst lasse man ihn zufrieden. — Um fünf Uhr liefen wir bei San Lucar in die Mündung des Guadalquivir ein, und fuhren nun stromaufwärts. Der Wind legte sich, und der Abend wurde sehr schön. Ich war nun auf dem alten Bätis, der zur Römerzeit dem jetzigen Andalusien den Namen Bätica gab, und Goldkörner in seinen Wellen rollte. Jetzt rollt er Sand, und zwar in solcher Menge, daß die Schifffahrt auf ihm der zahlreichen Sandbänke wegen sehr unbequem ist. Um mehr Wasser zu haben, fahren die Dampfschiffe immer zu den Stunden, wo sie von der Fluth Vortheil ziehen können, die sich bis Sevilla bemerkbar machen soll. Aber nicht genug! um zehn Uhr Abends saß unser Andaluz, so klein er auch ist, glücklich und sicher auf einer Sandbank, und es öffnete sich uns die angenehme Perspective bis gegen Morgen

so zu verharren. Nun frag' ich: wenn man unbequem genug, und doch so bequem, wie es auf dem Andaluz nur möglich war, auf einem Koffer sitzt — wenn man von Wind und Wellen müde geschaukelt und ganz schläfrig ist — wenn man für seine schwachen Augen die Nachtluft und die Nebel des Flusses fürchtet — was fragt man dann nach dem Conzert der Nachtigallen und nach den Orangen- und Granatenhainen des Guadalquivir. Mir, meines Theils, waren sie höchst gleichgültig! — Indessen, nach einer guten halben Stunde, gelang es dem Andaluz sich loszudrehen, und wir schwammen weiter, unsäglich langsam. Die Sterne blitzten und funkelten — ich meine, sie nie in solchem Brillantfeuer gesehen zu haben. Es giebt Stimmungen, da kann ich stundenlang in die Sterne blicken, oder ins Wasser, oder ins Grüne, ich glaube sogar in nichts — nur so ins Weite hinein; und dann habe ich nicht eine Spur von Ungeduld oder Langeweile! im Gegentheil! dann ist mir zu Muth, als hätte ich für immer mit aller Ungeduld und Langeweile abgethan. Aber solch ein Fakirzustand kommt nicht über mich, wenn ich eben will, sondern ganz von selbst; und gestern Abend war er mir auf tausend Meilen fern. So machte ich mir denn auch gar nichts aus den Sternen, und wünschte das

nützliche, tüchtige Sonnenlicht herbei, das doch wirklich seine Bestimmung erfüllt und leuchtet, während die Sterne nur funkeln, und das kann jeder Irrwisch auch. So lang' es Tag war, hatte ich keine Schönheit an den niedrigen, morastigen Ufern des breiten Guadalquivir bemerkt; Wiesen, in denen die Rinderheerden weiden, aus welchen die Stiere für die Corriden hervorgehen; weite, breite Ebenen, unübersehbar: am Horizont, ganz fern, hie und da ein blauer Berg auftauchend; bestimmt, charakteristisch, malerisch — nichts. Jetzt waren die Ufer vielleicht schärfer und schöner, und ich konnte sie nicht sehen! Es ist sehr unangenehm in einem Lande zu reisen, wo nur Anstalten getroffen sind, um den Reisenden fortzuschaffen, allein nicht die geringsten um seine sonstigen Wünsche zu befriedigen. Man ist hier auf die Dampfschiffe reduzirt, und muß dem Himmel dafür danken, denn ein Kutscher soll drei Tage zur Reise von Cadiz nach Sevilla brauchen. Ohne eine Merkwürdigkeit zu sehen, macht man dennoch keinen Schritt in Andalusien, und so hatten wir denn auch bei Sonnenuntergang ein sehr merkwürdiges und sogar hier äußerst seltnes Schauspiel. Ein Vogelschwarm flog am westlichen Ufer auf, ein so ungeheurer, daß er sich ganz schwarz, wie eine Wolke über die Sonne legte, wirklich Myriaden! man erschöpfte sich in

Muthmaßungen, was das für Vögel sein könnten. Plötzlich machten sie eine Wendung und flogen von der Sonne fort. Nun sahen sie nicht mehr schwarz, sondern rosenfarben aus; ich glaubte, das käme von der Beleuchtung: aber nein! die Sonne sank, und im feurigsten Rosenroth zog die Vögelwolke langsam gen Süden, der Küste von Afrika zu. Es waren Flamingos, und Niemand unter den Spaniern erinnerte sich je eines solchen Heeres. Die Pracht der Farben ist der hauptsächlichste Zauber in der südlichen Natur. Sie hat etwas vom Edelstein, ist köstlich, glühend, magisch — und unerquicklich. Das Auge weiß gar nicht, wohin sich flüchten, Alles brennt, Alles blendet, Himmel und Erde, Blumen und Vögel. Ach, wenn es aus dem dichten kühlen Laubdach eines nordischen Buchenwaldes hervorblicken dürfte! Ach, meine Kinder! die Erde hat überall ihre Schönheiten; hier sind sie bunt, dort sind sie grün; und es ist nur schade, daß jede allein keine vollkommene Schönheit ausmacht. Nun denkt man immer: aber sollte denn nicht ein einziger Punkt auf dieser Erde ausfindig zu machen sein, wo die Schönheit vollkommen ist? — und man sucht und sucht — umsonst! Der Mensch hat einen großen und ganz unlöschbaren Durst nach der Vollkommenheit, in jeder Art, auf jede Weise. Das ist sein

Fegefeuer und seine Seligkeit! O ja, sein Fegefeuer; denn unerbittlich verbrennt es ihm seine kleinen Freuden und Wünsche und Glücklichkeitsanstalten, und macht ihm begreiflich: dies habe ihm nicht Farbe gehalten, und jenes sei in Asche zerfallen, und das sei immer nur Staub gewesen; und das thut weh bis zur Verzweiflung. Aber wenn er auch erkennt, daß nichts von dem, was er gewähnt, etwas Vollkommnes war, so bleibt sein Durst danach doch derselbe, und das ist seine Seligkeit; dann nicht befriedigt zu werden von all den mittelmäßigen staubfarbenen Zuständen des Lebens, ist eine ganz immense Seligkeit, denn sie beweist uns, daß wir einer andern Ordnung der Creaturen angehören als die Thiere. Ich weiß wol, die Leute sprechen: man müsse sich bescheiden, und hübsch zufrieden sein und dergleichen. Aber wer so spricht, der denkt eigentlich gar nichts dabei, und wer denkt, der spricht nicht mit solchen Gemeinplätzen. Zufrieden sein ist eins — befriedigt sein ist ein Anderes. Zufrieden sein spielt an den Radien des Kreises umher, befriedigt sein dringt in den Mittelpunkt desselben ein: Ich z. B. bin außerordentlich zufrieden, daß ich so interessante Reisen mache, daß ich so viel Schönes sehe, daß meine Freunde mich lieben, daß ich Bücher schreibe, die mich unterhalten und Andern gefallen; aber daß

ich nun für alle Ewigkeit dadurch befriedigt sein sollte — o mit nichten! Um zufrieden zu sein, hat man tausend und aber tausend Gründe und Veranlassungen, und derjenige muß ziemlich ungeschickt sein, der sie sich nicht einleuchtend machen kann. Um befriedigt zu sein, muß man gar keine Gründe mehr nöthig haben. Zufriedenheit ist das hausbackne Brot des Lebens, Befriedigung ist himmlische Manna. Bah! ich radotire! nun das ist Euch wol eben nichts Neues. — Wovon sprach ich denn eigentlich? ach ja, von den Flamingos. Ich war bereits mit ihnen fertig, und fast gelangweilt im Finstern — bis Mitternacht; da kamen wir in Sevilla an. Ich habe Euch schon irgendwo erzählt, nicht wahr, daß die Douane sich auf jedes Dampfschiff wie eine Geierschaar auf einen Cadaver stürzt, und an Bord Koffer, Mantel- und Nachtsäcke und Alles durchsucht. Darauf glaubt man mit seinen Habseligkeiten ans Land gehen zu können. O ja, ans Land wol, aber zuerst in die Douane, wo eine abermalige Durchsuchung geschieht. In Malaga und Cadiz, wo wir mit unsern Sachen den Amsterdam und Phénicien verließen, dauerte es wenigstens zwei Stunden, bis Menschen und Bagage den Gasthof erreichten. Aber es war doch wenigstens heller Tag, man sah um sich, man erkannte die Gegen-

stände. Gestern, tiefe Nacht! keine andre Erleuchtung als die Laternen der Douaniers, sinnverwirrendes Gedränge und Geschrei! zahllose Lastträger an Bord, dienstfertig, zudringlich! unglückliche Frauen, die ohne männliche Begleitung da waren, kreischten nach ihren Sachen! sämmtliche Männer zankten mit Lastträgern, Douaniers und Gott weiß wem! ein wahrer Hexensabbat! Dazu sahen die stockdunkeln langen Alleen längs des Flusses, die schwarzen regungslosen Häusermassen, das schmale Brettchen, über welches man an das Ufer gehen mußte, gar nicht einladend aus! Endlich, endlich waren wir expedirt! — Nun begann eine Galopade. Wir wollten zu Nash, in den englischen Gasthof. Es waren aber wenigstens noch sechs Engländer da, die auch zu Nash wollten. Der Oberst schickte seinen Bedienten vorauf, um Zimmer zu bestellen; das konnten die Uebrigen aber ebenfalls gethan haben, und so gingen wir denn fliegenden Schrittes wie man die alten Götter malt — nur nicht so bequem auf Wolken, sondern im tiefen Sande oder auf spitzen Steinen. Am Thor wurden wir aufgehalten; die zweite Visitation sollte beginnen. Zum Glück waren die Douaniers schläfrig und die Nacht dunkel. Sie ließen sich Geld in die Hand stecken, Niemand sah es, und unangefochten erreichten wir Nash. Auf

der Treppe kam uns der Bediente entgegen: das Haus war besetzt und konnte keine Seele vom Dampfschiff aufnehmen. Also zur Fonda de la Reyna, an der wir schon vorüber gezogen und in der Spanier geblieben waren. In großer Sorge auch dort kein Unterkommen zu finden, gelangten wir zur Fonda. Himmel, welch ein Lärm! der Patio wimmelte von Menschen — die Reisenden, die Lastträger, die Hausleute sprachen, fragten und erklärten zu gleicher Zeit. Daß für die Sennora ein Zimmer da sei, entwirrte sich zuerst, und ich eilte, davon Besitz zu nehmen. Es war zwei Uhr. Als ich im Bett lag, ja, ich gestehe es, früher nicht! fiel mir ein, ob denn meine Reisegefährten auch dieses Glückes theilhaftig wären. Meine Zofe brachte nach eingezogener Erkundigung die Nachricht, sie säßen im Patio und speisten mit vielem Appetit. Da war ich beruhigt über ihre ferneren Schicksale, und entschlief — obgleich mein Bett weit mehr Aehnlichkeit mit hartem, ungleichem Steinpflaster, als mit einer Matratze hat. Alles, was den Lebensunterhalt betrifft, könnte vielleicht am besten in ganz Europa sein, und ist — so weit ich es kenne — am schlechtesten. Andalusien hat die prächtigsten Rinderheerden, aber Kuhmilch ist eine Seltenheit! man muß Ziegenmilch trinken, die freilich sehr viel besser als in Italien

und Frankreich ist; und die Butter ist eine ungenießbare, safrangefärbte, allen Sinnen mißbehagende Masse. Es hat das vortrefflichste Oel, aber man bereitet es so schlecht — wenigstens nach unsern Begriffen — daß wir es nicht genießen können; die Spanier sollen es fade finden, wenn es nicht in diesem Zustand ist. Da die Speisen nicht anders als mit Butter oder Oel zubereitet werden können, so sind sie meistentheils für mich so widerlich, daß ich entschieden Hunger haben muß, um zu essen. Was bei uns eine Hauptsache ist: frische Lebensmittel, darauf legt man hier keinen Werth. Man nimmt z. B. keine frischen Eier zu Backwerk, und folglich ist Kuchen, zu denen sie und Butter oder Oel gehören, unschmackhaft; der hingegen sehr gut, der von Zucker und Mandeln gemacht wird; und die Früchte aux confitures nun gar sind delizios. Aber davon kann ich nicht leben. Brot — vom allerfeinsten, schneeweißesten Mehl, doch ohne Sauerteig, nur mit Wasser gemischt, und im Ofen zu einer steinharten nüchternen Masse getrocknet; oder was sie nennen Pan frances, grau, sauer und schwammig. Frisches Wasser — gar nicht, auch kein Eis, um es zu erfrischen. Thee — mit Ziegenmilch. Chocolade, das spanische Lieblingsgetränk, nach dem Landesgeschmack ohne Vanille, ganz dick, schwarz

und bitter. Der Zucker, den Andalusien ebenfalls selbst baut, wird nicht raffinirt, ist daher nicht die feste, reine Masse, die wir kennen, sondern ein grünbraunes, sandähnliches Gekrümel. Dies Alles bedeutet gar nichts an sich! wär ich ein Jahr in Andalusien, so würde mich der graue Zucker so wenig wie die orangenfarbene Butter choquiren. Es ist nur für den Fremden deshalb so übel, weil die Gesundheit ein wenig leidet. Man ist nicht krank, o gar nicht! aber man fühlt den Körper wie ein Unbehagen, während man ihn doch gar nicht fühlt, wenn man ganz gesund ist. Die große Hitze mag auch das Ihre dazu beitragen. Heute spricht man von sechs und dreißig Grad — in dieser Jahreszeit eine seltne Temperatur. Der Gasthof ist sehr gut gebaut, dicke Mauern, kleine Fenster; die Sonnenstrahlen dringen nicht hinein. Der Patio ist von Marmorsäulen umgeben, welche die offne Gallerie des obern Stockwerks tragen. Wir Alle lassen unsre Zimmerthür nach dieser Gallerie auf, und das Fenster dazu, um etwas Luft zu haben; und nicht der geringste Zugwind entsteht. Eine Leinwand ist zeltähnlich über dem Patio ausgespannt, um auf jede Weise die Sonne auszuschließen; die Dämmerung calmirt. Später im Sommer bewohnt man nur das Erdgeschoß der Häuser, weil in den obern Etagen die

Hitze unerträglich wird. Unten haben die Zimmer etwas Kellerähnliches, die Fenster sind so hoch angebracht, daß man nicht auf die Straße sehen kann. und der ziemlich große Speisesaal hat ein einziges solches Fenster. Daher ist der Patio nicht blos eine Annehmlichkeit, sondern eine Nothwendigkeit; man läßt die Thüren auf, um sehen zu können; die Frauen des Hauses sitzen mit ihrer Arbeit im Patio; da ist auch das Büffet, da wird Limonade und Naranjade zubereitet, da treiben die Kellner ihre Geschäfte, führen Rechnung, ordnen die Weinflaschen in großen Glasschränken; da kommen Besuche zu der Wirthin; da sitzt der blinde Guitarrenspieler und läßt die Saiten schwirren. Der Patio ist das eleganteste und interessanteste Gemach des Hauses, zugleich Vorzimmer und Salon, sehr reinlich, sehr freundlich, mit seinen Marmorsäulen, seinen hohen, hellen Glasschränken, seinem saubern Büffet; er ist das Herz des Hauses, alles Leben, alle Bewegung geht von ihm aus, und er hat den Vorzug, daß man bequemer in ihn hineinblickt, wie man sonst in die Herzen zu thun pflegt. Was nun die Zimmer betrifft, so ist aus ihnen die geringste Ahnung, nicht blos der Elegance, sondern der Bequemlichkeit verbannt. Wer gewohnt ist vor einem Spiegel seine Toilette zu machen, den beklage ich!

denn der Spiegel hängt unmittelbar unter dem Plafond, und ist doch nicht größer als eine halbe Elle. Solche Strohstühle mit nach vorn gebogenen Lehnen, findet man bei uns höchstens in den Bauerstuben. Solche Tische mit gekreuzten Füßen, auf denen ein Brett liegt, und das Ganze mit einer gewissen gemeinen blauen Farbe angestrichen — ebenfalls nur dort. Von Flöhen und Wanzen will ich nicht reden; das gilt bei uns für eine große Indezenz — vielleicht weil sie bei uns wirklich mit der Unsauberkeit zusammenhängen, die allerdings etwas sehr Unanständiges ist; — hier nicht, hier sind sie ein Produkt des Klimas, und man klagt über sie, wie bei uns über Mücken. Nun seht! all dies Leid hab' ich zu überstehen, und übersteh es ganz tapfer — denn um vier Uhr gehen wir in die Corrida! —

Drei und zwanzigster Reisebrief.

Sevilla, 17. Mai 1841.

Hilf Himmel, liebe Mutter! welch ein bluttriefendes, freudebrüllendes, wüthigjubelndes Schauspiel! ist es schön? ist es gräßlich? ich weiß nicht recht! Beides vielleicht und zu gleicher Zeit. Ich habe kein Urtheil darüber; denn sieh! eine Corrida ist nicht etwas, was mißfällt oder gefällt, wie eine Oper, ein Ballet, eine Parade, wie irgend eins der Schauspiele, welche wir zu sehen gewohnt sind, sondern sie flößt Abscheu ein oder Leidenschaft. Es giebt mehr solche Dinge, für die man sich nicht mittelmäßig interessiren kann; wer sich nicht für sie fanatisirt, wird auf eine foudroyante Weise abgestoßen; wen nicht ein Schauer des Entzückens überrieselt, den schüttelt Grausen. So sind z. B. die italienischen Sopranisten. Ich denke nicht, daß irgend

Jemand sie gleichgültig anhören kann, wie jeden andern Sänger. So ist's mit dem Austernessen: man ißt sie passionirt oder gar nicht. So ists gar hie und da mit Menschen: wer sie nicht bezaubernd findet, findet sie unerträglich. Mit Menschen ist es aber äußerst selten; sie sind niemals so ganz, so complet, so Eines, um in dieser heftigen Weise zu wirken: wären sie jenes, so würde dieses nicht ausbleiben; denn man hat tausendfach Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß, je gemischter und je geschmeidiger der Charakter, um so mehr gefällt er allgemein, und um so weniger werden Einzelne von ihm hingerissen; folglich muß auch der Gegensatz statt finden. Wär ich ein vernünftiges, kaltblütiges Geschöpf, so wär' ich auch schon mit meinem Urtheil fertig, und ich würde sagen: es ist ein gräßliches Schauspiel! — Aber, liebe Mutter, Alles, was darum und daran hängt, diese Menschenmasse, diese Festlichkeit, diese Scenerie, diese jauchzende Theilnahme — hat etwas Berauschendes, Fortreißendes, und es könnte wol geschehen, daß ich mich wie eine ächte Andalusierin für die Corrida enthusiasmirte, wenn ich noch drei oder vier sehen würde. Denke doch nur, daß ich mich gestern zwischen 14,000 Menschen befand, die in einem solchen Rausch von Erwartung und Spannung, solchem Taumel von

Jubel und Freude waren, wie Du in Deinem ganzen Leben nicht einen einzigen gesehen hast. So etwas ist ganz unmöglich in Deutschland; es fehlt das Temperament, es fehlt die Gelegenheit, es fehlen die uralt traditionellen Gebräuche. Und nun vollens in Norddeutschland! da applaudirt man mit den Fingerspitzen, da lispelt man Bravo, da existirt gar keine unbefangne Hingebung an das Amusement. Man hat etwas Scheues, Frostiges — ich kann's nicht beschreiben, ich merk' es auch kaum, wenn ich mitten darin lebe, ich bin vielleicht ebenso; allein jedes Mal, wenn ich aus der Fremde dahin zurückkehre — erst aus Wien, dann aus Italien — hat's mich berührt, als ob ich aus Sonnenschein in Mondschein käme. Freilich ist es auch schwer sich in Norddeutschland zu amüsiren! man hat nicht, womit; man sitzt immer in seiner Cotterie beisammen. Sind das kluge Leute, so ist's gut; sind es dumme, so ist's auch gut; man ist dermaßen an sie gewöhnt, daß man gar nicht mehr merkt, wie und was sie eigentlich sind. Und dann geht man ins Theater, und sitzt da stramm und steif vier, fünf Stunden auf einem Fleck, hört mittelmäßige Musik und sieht schlechte Schauspieler. Nein, die Musik ist gut — wenn nicht etwa eine tirilirende Prima Donna singt. Die Musik ist unser

bestes Vergnügen und ganz gewiß ein viel edleres, als eine Corrida; doch aus ihrer Lauheit werden von tausend Menschen höchstens drei durch sie geweckt. Und wie viel Tausende faßt denn so ein Conzert- oder Opernsaal? drei bis vier tausend, denk' ich. Die Plaza de Toros faßt 14,000, und war gestern gedrängt voll. Die besten Plätze — Steinbänke, und Sonne im Rücken — kosten nach preußischem Gelde ein und einen halben Thaler; die schlechtesten, wo man steht und Sonne hat, zehn Silbergroschen. So ist dies Vergnügen Jedem zugänglich, und Jeder bringt dasselbe athemlose Interesse dafür mit. Um dies zu haben, braucht man keinen Kunstsinn, keine Bildung, keine Kenntnisse; man braucht gar nichts zu sein als nur ein Zeuge des Kampfes zwischen der Stärke und der Geschicklichkeit. So ist die ursprüngliche Idee gewesen, das bin ich überzeugt; aber sie wird nicht mehr so durchgeführt. Niemand kennt den Ursprung der Corriden, ob sie Ueberbleibsel der römischen Gladiatorenkämpfe, ob sie von den Arabern eingeführt sind; so hat man mir gesagt, gelesen hab ich nichts darüber. Ich glaube, es war ein ritterliches Spiel, von dem Pferd und Lanze des Picador übrig geblieben sind; noch vor funfzig Jahren mischten sich die vornehmsten jungen Männer hinein,

und noch vor fünf und zwanzig war es Sitte, daß Niemand, weder Männer noch Frauen, anders als in andalusischer Volkstracht bei diesem Volksfest erscheine. Das hat aufgehört; auf den Sitzplätzen gab es keine Majos. Die Corriden werden jetzt von Unternehmern gepachtet, welche Stiere und Pferde liefern, und Espadas, Picadors und Zubehör bezahlen. Jeder Stier kostet im Durchschnitt drei tausend vier hundert Realen. Der Espada bekommt für jeden getödteten Stier achtzig Duros (so nennt man hier die Piaster) das sind vierhundert fünf und zwanzig Franken. Jeder Picador bekommt funfzig Duros für die Corrida, und jeder Banderillero zwanzig. So waren hier die Preise. Ein sehr berühmter Espada läßt sich vielleicht seine Geschicklichkeit theurer bezahlen. Die Pferde kosten sehr wenig; man nimmt dazu die allerelendesten Thiere, denn da es nun doch einmal ihr Loos ist in der Arena zu bleiben, und da die Vortrefflichkeit einer Corrida nach der Zahl der darin umgekommenen Pferde gilt: so will der Unternehmer doch nicht gradezu sein Geld verschwenden. Die gestrige Corrida war herrlich, wie seit zwanzig Jahren keine in Sevilla! sieben und zwanzig Pferde sind getödtet, acht Stiere; alle Picadors sind verwundet, und der eine wird vermuthlich sterben.

Ich war gestern in lebhafter Spannung. Ich wußte wol, daß ich ein etwas wildes und grausames Schauspiel haben würde, allein in dieser Art stellte ich es mir nicht vor! ich meinte so: der Stier greift an, der Picador vertheidigt sich und sein Pferd, bald mit der Lanze, bald die Flucht ergreifend; sie messen sich mit einander, die Chance ist ungefähr gleich für beide Theile; und haben die Picadors den Stier genug ermüdet, so macht der Espada ihm den Garaus. Ohn' etwas Blut geht's freilich nicht dabei zu; — aber ein Ochs wird ja doch geschlachtet! — So dacht' ich. Man sagte mir, ich würde ein „Corazon de manteca“ (ein Herz von Butter) haben. Gott bewahre! Theilnahme, ein wenig Angst, Bewunderung, Freude, machen ja die angenehmste Emotion von der Welt aus, und niemals lebt sichs frischer und intensiver als in Emotionen! — O meine arme Mama, Du hast an mir eine bedeutend einfältige Tochter! nie und nie lern' ich begreifen, daß die Dinge in der Wirklichkeit anders zugehen als in meinem Kopf. Sobald ich auf keine Weise dabei interessirt bin, bin ich vielleicht nicht einfältig; aber ein Funke von Interesse für irgend etwas, und wenn's auch nur der Anblick einer Corrida ist, reicht hin, um mich in ganz stupide Erwartung von Herrlichkeit zu ver-

setzen. Um halb fünf Uhr waren wir in der Plaza de Toros, die vor der Stadt an den Alleen des Guadalquivirs liegt; — ein recht stattliches Gebäude, zirkelförmig, zwei Stockwerke, das untere mit ununterbrochenen Sitzen, das obere durch Säulen in verschiedene Logen getheilt. Aber dies obere Stockwerk läuft nicht rund herum, man hat einen Theil einstöckig gelassen, und durch denselben die Aussicht auf die große Façade der Kathedrale. In der Mitte jener Logen, deren erste Bank der beste Platz ist, befindet sich die des Ayuntamientos, das während der ganzen Corrida mit entblößtem Haupt dasaß; — und unter ihr das Musikcorps. Riego's Hymne wurde gespielt, eine heitre Melodie ohne alles heroische Element. Der unterste Sitz ist sechs bis acht Fuß, ich weiß nicht, wie hoch über dem Erdboden, aber hoch genug, damit die Zuschauer bequem über die hölzerne Wand hinwegsehen können, welche zirkelförmig in der Arena umläuft, und einen breiten Gang vor dem untersten Sitz bildet. Diese Wand hat vier breite Flügelthore, aus denen sämmtliche Cadaver geschafft werden, und durch welche die Picadors einreiten; einen besondern Eingang für die Stiere; und acht schmale Oeffnungen, aus denen die Banderilleros aus der Arena in den innern Gang schlüpfen können, wenn der Stier sie zu

scharf verfolgt. Dieser innere Gang war übrigens auch voll Zuschauer, die sich, Gott weiß wie, an die Wand hinauf reckten und streckten um zu sehen. Mit dem Schlag halb fünf Uhr öffnete sich das der Ayuntamientologe gegenüber liegende Thor, und unter Fanfaren zogen in die Arena drei Espadas, drei Picadors zu Pferde, zehn Banderilleros, und zwei Dreigespanne von Maulthieren, machten ihr Compliment und wurden jauchzend begrüßt. Die Espadas sind sehr elegant gekleidet: das Majo-Costüm ist idealisirt, oder eigentlich theatralisirt, denn der ächte Majo ist das Ideal andalusischer Elegance; sie sind in Seide von Kopf zu Fuß, Jäckchen und kurze Beinkleider von einer Farbe, Weste und breiter Gürtel von der andern, z. B. grün und rosenfarben, ponceau und blau, braun und lila; alle Näthe mit Silber besetzt; fleischfarbne Strümpfe, Schnallenschuh; in jeder Tasche des Jäckchens ein Foulard und einer um den Hals geknüpft statt Cravatte; Hut auf dem Kopf und sein Schwert in der Hand, das drei Fuß lang, ein einen halben Zoll breit, zweischneidig und zugespitzt ist. Ein ungeheurer Haarzopf, der im Nacken aufgenestelt und geflochten wie bei Frauen ist, macht ihm den Kopf dick und ungeschickt. Dies Haar soll aber der Stolz eines Espada sein, und wer es

nicht stark genug hat nimmt falsches zu Hülfe. Die Banderilleros sind eben so gekleidet, auch der Zopf fehlt ihnen nicht; doch statt des Hutes haben sie eine schwarzseidne vielfach betroddelte Mütze auf, und über dem Arm hängt ihnen ein Shawl von greller Farbe, fünf oder sechs Ellen lang. Die Picadors sehen höchst plump und häßlich aus; das Sattelzeug ist hoch und schwer, die Lanze eine ordinäre Stange mit einer zwei Zoll langen eisernen Spitze. Die goldgestickte seidne Jacke, die hinten auf den Schultern zwei große Blumensträuße wie Quaste hängen hat, paßt gar nicht zu ledernen Beinkleidern, und der breitrandige weiße Filzhut mit buntem Band und Blumenbouquet ebenso wenig zu großen Stiefeln. Obenein sieht das Bein ganz unförmlich aus, denn es ist mit Kork umgeben, um Stöße und Sturz weniger gefährlich zu machen. Armselige Klepper, die kaum das liebe Leben haben, und denen ein Auge verbunden ist, vollenden den disgraziösen Aufzug des Picadors.

Darauf verließen Espadas und Maulthiere die Arena, die Banderilleros vertheilten sich in derselben, und die Picadors stellten sich an der hölzernen Wand auf. Alles war todtenstill, erwartungsvoll, athemlos. Nun winkt einer der Ayuntamiento-Herrn mit einem weißen Tuch, ein Trompetenstoß

erfolgt, der besondre Eingang öffnet sich — der Stier tritt in die Arena. Welch ein Getöse ihn empfängt, wie man klatscht, jauchzt, Hüte und Tücher schwenkt, wie man ihm Lob und Ermunterung zuruft, welche fieberhafte Aufregung alle Gemüther packt — das ist nicht zu sagen. Der Stier tritt ein im kurzen Trab, steht still, sieht sich um, halb scheu halb wild, scharrt, wendet sich hier hin und dort hin, als ob er den Feind wählen wolle, läuft dann auf einen Picador los, stellt sich, beugt den Kopf bis zur Erde, springt und stößt zu. Der Picador hält stockstill; seine Geschicklichkeit besteht darin, daß er mit der Lanze den Stier abstößt in dem Moment, wo dieser losspringt. Gelingt ihm der Lanzenstoß, so wird das Pferd wenig oder gar nicht verwundet, und donnernder Beifall ist sein Lohn; gelingt er nicht, so fahren die Hörner des Stieres in den Leib des Pferdes, reißen ihm den Bauch auf und die Eingeweide heraus. Es fällt. Nun ist Gefahr für den Picador! der Stier kann ebensowol ihn als das Pferd mit Hörnern und Füßen zermalmen. Die Banderilleros retten ihn. Sie flattern herbei, schwenken ihre Shawls um den Kopf des Stieres, entziehen ihm den Anblick seiner Beute, locken ihn fort, und werfen ihm ihren Shawl vor die Füße, wenn er ihnen zu nahe kommt, so

daß sie Zeit haben zu entspringen, entweder durch die schmalen Oeffnungen in der hölzernen Wand, oder auf sie hinauf — wo sie dann rittlings sitzen bleiben, so lange der Stier ihren Shawl zertrampelt. Wendet er sich einem andern Gegenstand zu, so holen sie ihn sich wieder. Während der Zeit hat der Picador sich aufgerafft; er ist selten sehr beschädigt; Kleidung, Sattel, Pferd schützen ihn. Das unselige Pferd wird auch wieder emporgerissen; bisweilen hängen ihm die Eingeweide wie blutige Beutel aus dem Leibe, bisweilen ringeln sie sich los und schleppen auf der Erde nach, oder das Blut rinnt aus einer Brustwunde wie ein Bach — es hilft nichts! so lange es den Picador tragen kann, muß es ihn tragen und sich abermals der Wuth des Stieres aussetzen, und nur wenn es zum Tode erschöpft unter ihm zusammenstürzt, bringt man ihm ein frisches und läßt es liegen in gräßlichen Convulsionen. Manche sind auf der Stelle todt. Der Stier stieß mit solcher Vehemenz zu, daß er Pferd und Picador von der Erde hob und dann fallen ließ; jenes streckte sich und war todt, dieser stand mit Hilfe der Banderilleros auf, und der Stier, der seinen Kopf bis zum Genick in den Bauch des Pferdes gebohrt hatte, schüttelte sich, daß es wie ein blutiger Regen um ihn herum flog, ging auf

eine neue Beute los, und wahnsinniges Freudejauchzen: „Bravo, Toro!“ zeigte genugsam, wen man im Grunde für den Helden des Schauspiels halte. Je mehr Pferde fallen, desto größer die Beifallsbezeugungen für den Toro, aber zugleich Invectiven gegen die Picadors. Der eine Stier griff nach einander alle drei Picadors an, verwundete zwei derselben und tödtete ihre Pferde; zwei neue Picadors erschienen: dasselbe Schicksal! nach zehn Minuten lagen sieben todte oder sterbende Pferde in der Arena, und der Stier hatte noch keine Wunde. Ich meine, dem Apis hat man keine größere Bewunderung zollen können! Doch die Picadors wurden verhöhnt, obgleich der eine hinkte und der andere einen verbundenen Kopf hatte. — Ein neues Zeichen wird gegeben. Banderilleros treten auf, welche keinen Shawl haben, sondern zwei Stäbchen mit Blumen und Bändern umwunden, aber mit einem Widerhaken versehen. Um den Stier noch mehr zu reizen, oder um ihn von Neuem aufzustacheln, wenn er bereits von den Picadors Wunden bekommen hat, deren Blutverlust ihn ermüdet, müssen sie ihm diese Stäbchen ins Genick hereinhäkeln. Ein ungemein geschicktes Manöver! der Banderillero stellt sich auf die Fußspitzen, biegt sich mit einem Stäbchen in jeder Hand so weit wie

möglich vornüber, läßt den Stier grade auf sich losstoßen, setzt ihm die Pfeile ins Genick, während der Stierkopf unter seinen Armen ist, und springt seitwärts oder gar zwischen den Hörnern hinweg, ehe der Stier Zeit gehabt hat ihn empor zu schleudern. Dazu gehört eine unglaubliche Gewandtheit, Leichtigkeit und Kraft. Der Banderillero, dem dies gelingt, rivalisirt in der Gunst des Publicums mit dem Toro. Dieser wird durch die Widerhaken, welche er umsonst abzuschütteln versucht, immer böser oder immer matter, und zuweilen beginnt er erst dann die Picadors heftig anzugreifen. Auch er hat nach und nach mehre Wunden empfangen, und immer im Genick, weil das die gegen den Stich empfindlichste Stelle ist; auch sein Blut fließt, spritzt bisweilen ganz hoch heraus und überrieselt ihm Kopf und Nacken. Die Banderilleros schwirren ihm immerfort mit ihren Shawls vor den Augen, necken ihn, machen ihn schwindlig; er dreht und wendet sich, betäubt, konfus; er greift selten mehr an.

Und abermals ein Signal! der Espada erscheint: in der Rechten sein Schwert, in der Linken ein Stöckchen, um seinen Arm gleichsam zu verlängern, und darüber ein feuerfarbenes Tuch. Er verbeugt sich vor dem Ayuntamiento, improvisirt, wenn er das Talent dazu hat, einen Toast, wirft seinen Hut

in die Arena, und geht grade von vorn auf den Stier los. Der stellt sich, springt auf das rothe Tuch ein, und in demselben Moment stößt ihm der Espada das Schwert ins Genick, so daß es meistens senkrecht zwischen den Schulterblättern steht, wenn der Stier den Kopf aufrichtet. Die Kunst des Espada besteht darin mit diesem einen Stoß zu tödten. Das geschah nur einmal. Gewöhnlich ist ein zweiter erforderlich, und es kostet oft Mühe den ermatteten Stier zu einem zweiten Sprung auf das rothe Tuch zu reizen; denn ohne diesen Sprung würde die Kraft des Espada nicht zum Todesstoß ausreichen. Der Stier rennt sich selbst das Schwert ins Genick und zuweilen bis zum Heft. Legt er sich nach dem ersten Stoß, ohne zu sterben und ohne wieder aufzustehen, so kommt ein Chulo und macht ihm den Garaus; das geschah auch einmal. — Wenn der Stier todt ist, kommen die beiden Dreigespanne von Maulthieren herein; das eine schleift ihn fort, das andre die todten Pferde, die Blutspuren werden verscharrt. Dem Espada wirft man derweilen nicht bloß kahle Bravos zu, sondern Cigarren, auch Duros; Einer bekam gar einen rosenfarbnen Gürtel. Ist die Arena gereinigt, so beginnt das Spiel von Neuem.

Dies, liebe Mutter, ist eine getreue Beschreibung

des Hergangs einer Corrida. Die einzelnen Nüancen, welche von der Stärke oder der Wuth des Stieres, und von dem Muth und der Geschicklichkeit der Menschen herrühren, sind unzählbar. Der eine Stier war z. B. ein eine viertel Stunde in der Arena, der andre nur eine halbe; ein dritter, der nicht sehr kampflustig war, sprang vier Mal über die hölzerne Wand, als ob er ahne, daß ihm drinnen der Tod gewiß sei; zum fünften Mal konnte er vor Schwäche nicht mehr hinüber und fiel zurück. Was das aber für einen Tumult in dem Gange gab, wenn der Stier hineinsetzte! wie die Menschen liefen, sprangen, stürzten und schrien, und hin und her rannten! der Stier ist aber auf Flucht bedacht, nicht auf Kampf, darum thut er ihnen nichts, er läuft und sucht einen Ausweg. Die Chulos (Aufwärter der Arena) öffnen eines der Thore in der hölzernen Wand; er meint, sie führe ins Freie, und läuft richtig aus dem Gang in die Arena wieder hinein. Zuweilen zerbricht die Lanze des Picadors; zuweilen schleudert der Stier das Schwert des Espada wieder aus dem Nacken; dann hat der nichts zu seiner Vertheidigung, und die Banderilleros müssen den Stier beschäftigen, so daß der Espada, wie es seine Pflicht ist, selbst das Schwert wieder aufheben kann. Was den oben erwähnten Toast be-

trifft, so sagte der Eine: „Brindo a usia y a ausencia, a toda la compañia y a la regencia.“ Die andern verhalten im Getöse. Als der siebente Stier in die Arena kam, dämmerte es bereits und wir gingen fort. Der achte ist ganz feig gewesen und das gräßliche Schauspiel ist eingetreten, daß man ihm die Sehnen der Füße zerschnitten und dem Volk erlaubt hat ihn zu massakriren. Ach, es ist zu bluttriefend! ein Volk, das solche Feste hat, muß unmenschlich und féroce werden, und kann man sich über seine Grausamkeit im Kriege und über manche Zustände und Züge von Barbarei wundern, wenn man bedenkt, daß Jahrhunderte lang Autos da Fé und Corridas seine Augenweide waren und sind? Aber daß je die Corridas aufhören könnten, ist gar nicht zu denken. Wer König ist oder Regent — das ist dem Andalusier höchst gleichgültig; die dürfen schwach, dumm, ungeschickt, Alles sein, was ihnen beliebt. Aber die Stiere, die Picadors, der Espada — wenn die nicht tüchtig sind, so gehts ihm ans Herz! für die enthusiasmirt er sich, für und gegen die ergreift er Partei. Ja, dahin ist's mit dem Volk gekommen, in solche Verfallenheit sind alle höheren Interessen gerathen, daß es auf einen Stier und einen Espada seine feurigsten Sympathien conzentrirt! — Höchstens der achte

Theil der Zuschauer waren Frauen. Auch Kinder sah ich. Etwas sah ich — das war mir merkwürdig, und zwar im allerhöchsten Grade. Es waren wenigstens 10,000 Männer zugegen — und kein Einziger trug eine Brille. Bei uns ist mindestens Einer von Dreien bebrillt! Körperliche Schwächen und Gebrechlichkeiten existiren hier nicht oder man verbirgt sie. Auf keine Weise thut man elegant mit ihnen. Ein Andalusier weiß sehr gut, wie albern es aussieht, wenn man sich eine Frau durch die Lorgnette betrachtet. Der Franzose meint, das sei bon genre. Der Deutsche setzt ernsthaft und gelassen seine Brille dazu auf. Das ist häßlich genug, aber doch nicht impertinent. Du wirst meinen, liebe Mutter, ich hätte gar kein Recht mich über Brillen und Lorgnetten zu scandalisiren, da ich nicht leben kann ohne sie. Das ist ein großer Unterschied. Frauen können thun, was sie wollen, und es wird immer ganz charmant sein, wenn sie es nur charmant machen. Nun wirst Du wissen wollen, ob ich ein „Corazon de manteca“ hatte. Das versteht sich — zuerst! Als das erste Pferd niederstürzte, und der Stier es zertrat, und der Picador am Boden lag, und ich nicht wußte, wie er sich retten würde, und Alle so grausam und blutdürstig um mich herum schrien und brüllten — verfiel ich

in ein konvulsivisches Weinen. Doch nicht lange! der Picador ward gerettet, die Aufmerksamkeit neu gefesselt. Man sagte mir auch, ich sollte doch um Himmels willen kein Aufsehen machen; Thränen wären ganz mal à propos in einer Corrida. Ohnehin hatte ich einen Hut auf — den einzigen in der ganzen Plaza de Toros! Der große Wunsch nicht bemerkt zu werden, stählte meine Nerven. Beim zweiten Pferde flossen wol noch einige Thränen, doch ich drückte die Zähne zusammen, und sah die übrigen zwanzig fallen trocknen Auges, doch nicht ohne eiskalten Schauer; fünf sind gefallen, nachdem wir fortgegangen. Eben erfahr' ich, daß der eine Picador gestorben ist. — O Himmel, ich mag keine Corrida mehr sehn. Einmal ist genug um zu wissen, wie es dabei hergeht! Ich küsse die Hand, Herzensmama.

Vier und zwanzigster Reisebrief.

Sevilla, 19. Mai 1841.

Hier, liebste Emy, lautet das Verslein: „Quien no ha visto Sevilla, no ha visto maravilla;“ und ein andrer Spruch sagt; „Wer nicht König von Sevilla ist, ist keiner.“ Von so unvergleichlicher Schönheit finde ich es nicht. Es hat seine Herrlichkeiten, die zum Theil auch sehr merkwürdig sind, z. B. die Kathedrale, ein vollkommen edles und großartiges gothisches Gebäude aus dem funfzehnten Jahrhundert, gewiß das schönste aus jener Epoche, welches existirt; — ihre Campanile, die zierliche Giralda, von den Arabern gebaut zu einer Sternwarte; — der Alcazar, die Residenz der maurischen Könige bis zum Jahr 1248, wo Ferdinand III., der Heilige, König von Castilien, Sevilla einnahm; der Alcazar, der mich entzücken würde um sein selbst

willen, wenn ich nicht die Alhambra kennte, und der mich jetzt entzückt, weil er mich an sie erinnert, ohne mit ihr rivalisiren zu können; — und zwischen diesen Blüten maurischer und christlicher Architectur die Lonja oder Börse, ein ruhig vornehmes Gebäude im dorisch-ionischen Styl, von solider Pracht, das Archiv aller Papiere, die auf Amerika Bezug haben seit der Entdeckung — eine enorme Bibliothek! — dann die reizenden Promenaden la Cristina und las Delicias, stundenlang am Guadalquivir fortlaufend. Ach, Sie werden meinen, daß ich sehr verwöhnt bin, um nicht diese Stadt ein Weltwunder zu finden! vielleicht kommt es daher: die Gegend ist traurig, flach, dürftig und mager bebaut, ohne Dörfer, ohne Bäume; der Mangel an Kultur, an Thätigkeit macht sich schmerzlich bemerkbar. So eine große Ebene ohne Menschenwohnungen und nur mit seltnen und geringen Spuren menschlicher Betriebsamkeit ist beklemmend wie eine Wüste. Die war sehr gut für die alten Anachoreten und ihre Bedürfnisse oder vielmehr für ihren Mangel an Bedürfnissen; aber für ein Volk unsrer Tage ist das eine nichtstaugende Heimat. Wie reich bebaut ist die Ebene von Valencia, und sie hat doch keinen Guadalquivir, der die Bewässerung so leicht macht, und so nützlich sein könnte, wenn man ihn zu brauchen

verstände! Schön ist er gar nicht mit seinen kahlen flachen Ufern, denn die Orangenhaine, von denen man spricht, und die allerdings unterhalb Sevilla existiren, machen in der Landschaft keinen andern Effect, als daß man wünscht, sie mögten ein Paar hundert Mal größer sein. Man wirft dem Andalusier Trägheit und Widerwillen gegen die Arbeit vor; nur bei seinen Vergnügungen soll er munter und frisch sein. Wenn aber nichts geschieht, um der Industrie Spielraum, und dem Handel Freiheit zu geben, so ist es sehr natürlich, daß Leute lieber die Castagnetten (Castañuelas) schlagen, als das Feld bestellen, da sie ohnehin durch Clima und Gewohnheit der Arbeit abhold sind. Für Fabriken fehlt hier die Hauptsache: Menschen. Eine so immense Stadt wie Sevilla hat nur 95,000 Einwohner. Für Feldbau und Viehzucht, worauf das Land angewiesen ist, fehlen im Innern Communikationen, nach außen Sicherheit, und überall Ruhe, Ordnung, Zuversicht. Die ungeheure Zerüttung der Finanzen, die entsetzliche Dilapidation, welche jede Einnahme spurlos verschwinden läßt, drückt auf Allen. Die Einen bleiben arm, weil sie keine Wege zum Erwerb haben; die Andern verarmen, weil sie nicht bezahlt und besoldet werden. Die Reichen — denn es soll wirklich hier und in ganz Spanien mehr reiche Leute

geben, als man meint — halten ihr Geld im Kasten, buchstäblich, baare Summen, weil sie zu Unternehmungen, zu Kauf, zu Spekulation oder was es sei, keine Gelegenheit oder kein Zutrauen haben; der bürgerliche Krieg kann jeden Moment wieder ausbrechen, und dann lebt nicht nur die feindliche, sondern auch die befreundete Partei immer auf Kosten derjenigen, die etwas haben. Die alten und vornehmen Familien endlich, die großen Grundbesitz haben, sind theils gründlich ruinirt, wie überall; theils stecken sie in so großen Schulden und Verwirrungen, aus denen Andre ihren Vortheil ziehen, daß sie bald ruinirt sein werden — auch wie überall. Die Wenigen, bei denen keins von Beiden der Fall ist, halten ihre Zustände auf dem alten Fuß, der freilich für die neuen Zeiten und die Forderungen der Gegenwart weder passend noch ersprießlich sein mag. Liebste Emy, sagen Sie mir, mit welchen Flammenzungen haben in andern Tagen die Menschen geredet, so ein Lykurg, so ein Savonarola, daß sie ein Volk vermogten, zum allgemeinen Besten den eigenen Vortheil zu opfern. Das kommt mir eben so mirakulös vor, als die Speisung der Fünftausend mit zwei Fischen! Und zu meinem tiefsten Schmerz ist jetzt immer Frankreich da, um die alten großen Erscheinungen durch

Nachäffung lächerlich zu machen! hat es nicht die St. Simonisten? oder hat es sie noch? frag' ich; Unkraut, das in einer Nacht aufschießt, welkt eben so schnell. Das ist der Probierstein der Institutionen. Die Munizipalverfassung oder das Ayuntamiento, welches jede Stadt, jedes Dorf besitzt, die Freiheiten und Gerechtsame jeder Provinz, oder wie man in Spanien spricht: jedes Königreichs — denn es heißt immer „el Reyno de Valencia, el Reyno de Murcia, etc., — Alles, worauf der Spanier so stolz ist und was ihm auch wirklich ein edles Gefühl von Unabhängigkeit, von allgemein menschlicher Würde gegeben hat — hat gewiß die Probe der Jahrhunderte bestanden. Doch in so zerquälten, schwankenden Epochen, wo ohnehin alle Kräfte sich zur Zersetzung neigen, weil ein großes allgemeines Interesse den egoistischen Zwecken Vieler gewichen ist — da machen sie eine Einheit der Handlung unmöglich, wenn der Handelnde nicht etwa ein Napoleon oder ein Kardinal Richelieu ist. Jeder Ort entrichtet seine Abgaben, und das Ayuntamiento verwaltet sie — Gott weiß wie! Aufsicht und Controlle giebt es nicht von oben herab, und Gott weiß wozu. Glauben Sie mir, ich übertreibe nicht: in Spanien, Stadt und Land, so weit ich es kenne, ist nichts gut gehalten, aber gar nichts, als — die

Promenaden; die, und zwar auch nur die besuchten, wie hier die Christina, vortrefflich; hingegen die reizende Delicias ist ganz verwildert. In den Städten keine Spur von irgend einer öffentlichen Baute; ungepflasterte Plätze, barbarisch gepflasterte Straßen, keine Anstalten, um frisches Wasser zu haben — ich glaube, wir trinken hier tout bonnement Wasser des Guadalquivir, wenigstens schmeckt es schlecht genug dazu! — In andern Ländern, wo Klöster aufgehoben sind, hat man doch eins oder das andre zu einer Schule, zu einem Armenhaus eingerichtet — hier nicht. Sie stehen meistens leer. Das enorme Kapuzinerkloster vor der Stadt hat ein Engländer für einen Spottpreis gekauft und wird darin eine Fabrik von Fayence anlegen. Von den Wegen, oder vielmehr dem Mangel an Wegen, an Brücken, schrieb ich schon neulich. Ich kann nicht fertig werden mit meinem Erstaunen, meinem Entsetzen, über diese maßlose Verwahrlosung. Da streiten sie sich nur seit einem Vierteljahrhundert, wer König von Spanien sein soll, und wie er's sein soll; und was während dieser Zerrüttungen aus Spanien selbst wird, darum bekümmert sich keiner; das läßt man gehen, fallen, sinken — und einer wie der andern Partei scheint es völlig gleichgültig zu sein. O wenn doch der liebe Gott dem Espartero eine von den

großen Seelen bescheert hätte, welche die kleinen Seelen tyrannisch nennen, so etwas von Peter dem Großen, etwas von Napoleon; den eisernen Willen, um energische Maßregeln durchzusetzen, den klaren Blick, um sie den Verhältnissen anzupassen, die unerschütterliche Strenge, um sie aufrecht zu halten. Die Fueros würden wol etwas dabei leiden, aber Spanien würde ein civilisirtes Land werden. Und wäre das am Ende ein Glück? muß ich zuletzt fragen? das hat auch seine rabenschwarzen Nachtheile: das unnatürlich gesteigerte Raffinement des Lebens, die kolossale Verschiedenheit des Vermögens, die Sclaverei, welche der Luxus der Einen den Schultern und den Gesinnungen der Andern aufbürdet — gehen damit Hand in Hand. Arm mag der Andalusier sein, doch armselig ist er nicht, nicht kriechend, nicht geldgierig, und seine Bedürfnisse sind so gering, daß er sie mit wenig anstrengender Arbeit befriedigen kann. Große Studien mag er nicht gemacht und es schwerlich bis zum Schreiben gebracht haben; dafür kennt er die alten Romanzen, und hat vielleicht bei der Geschichte vom Cid lesen gelernt — wenn er's gelernt hat. Fliegende Buchhandlungen unter freien Himmel an einer Kirchenecke aufgeschlagen, die ihre Waaren über einem ausgespannten Bindfaden aufhängen und für einige Kreu-

zer verkaufen, machen am meisten Glück in Andalusien. Auf Quartblättern von so vortrefflichem Löschpapier, als ob es aus Deutschland käme, mit entsprechendem Druck, findet man da eine unendliche Menge Romanzen. Ich habe noch keine vom Cid auftreiben können, wol aber die vom Grafen Alarcos und der Infantin, aus der Friedrich Schlegel eine Tragödie, und, wenn ich nicht irre, eine sehr gezierte gemacht hat, während das Original prächtig schlicht und naiv ist. Dann auch Legenden und große Thaten der Könige, z. B. die Eroberung Sevillas durch S. Fernando. Das ist ihre Lektüre; wer lesen kann, trägt sie vor, die übrigen hören zu, oder sie lernen sie auch auswendig. Dieser geistige Umgang mit Königen, Helden und Heiligen mag die Wissenschaft nicht sehr fördern und auf das Studium der Geschichte und Theologie, oder auf deren Kritik eben keinen Einfluß üben; indessen ist solche Lektüre doch weit unterhaltender und unschädlicher als Zeitungen, die sie gar nicht oder falsch verstehen. Was man in Frankreich so häufig sieht: Zeitungsleser in den untersten Klassen — sieht man hier gar nicht. Es wird ihnen wol gehen wie mir: ich finde die raisonnirten Artikel allzu langweilig. Die Romanzen sind in vierfüßigen Trochäen geschrieben, ohne Reim, allein durchgehends in Assonanzen. Der „Conde

Alarcos," der sieben zweispaltige Quartseiten füllt, hat von Anfang bis zu Ende, einen Vers um den andern, die Assonanz auf ía. Diese Monotonie mißfällt mir nicht, ist gleichförmig und beschwichtigend wie das Gemurmel eines Baches: aber ich meine, es müßte gewaltig holprig werden, wenn wir es im Deutschen nachahmen wollten, denn bei uns enden die Worte fast nie mit Vokalen, und die Konsonanten am Schluß heben die Weichheit der Assonanz auf. Die spanische Sprache klingt schön wie keine andre! gegen sie ist italienisch sehr hart, denn es hat fast überall ein t, wo im spanischen d ist. Und doch ist sie durchaus nicht weichlich, spricht jeden Buchstaben ohne Zusammenziehung aus. So wird sie gelehrt, und in Castilien wahrscheinlich auch gesprochen. Hier ist der Accent ganz unglaublich lispelnd, das d wird aspirirt, das s verschluckt; sehr schwer zu verstehen, und zu sprechen gar nicht. Mein Ohr gewöhnt sich leichter als meine Zunge; es hat nur mit der Theorie zu thun, und die ist überall leichter als die Praxis. Wär' ich zum Sprechen gezwungen, d. h. müßt' ich mich selbst den Spaniern verständlich machen, um allerlei zu erfahren und zu fragen, so würd' ich wol mehr von der Sprache lernen; allein da unsre Reisegefährten alle Sprachen der Welt reden, ist mirs viel angenehmer

und kürzer Dolmetscher zu haben, die rasch hinsagen, was ich stammeln müßte. Uebrigens kann man, wenn man sich einige Phrasen genau genug merkt, um sie à propos zu gebrauchen, mit ihnen eine Art von Conversation machen; wie es denn in jeder Sprache gewisse, immer wiederkehrende, wenig bedeutende Redensarten giebt. Wenn ein Mann nur: „Hombre!“ und: „Vaya, vaya!“ mit den gehörigen Nüancen des Ausdrucks zu sagen weiß, so ist er im Gespräch geborgen. Hombre heißt Mann. Vaya ist unübersetzbar. Wie viel tausendmal in einer Stunde man Hombre sagen hört, geht ins Unglaubliche, denn die Männer nennen sich unter einander so und gebrauchen noch außerdem das Wort als Ausruf. Die Frauen sagen nicht Hombre zu einem Mann, wol aber, wenn sie ihn zwei oder drei mal gesehen haben und freundlich zu ihm sprechen wollen: Hijo, d. h. Sohn; doch in der dritten Person. Z. B. so: „El hijo es muy amable“ — wenn er ihr etwa schöne Sachen sagt. — In Granada war ich zweimal im Theater, eigentlich des Bolero wegen, der im Zwischenakt getanzt wird, und der so unwandelbar zum Schauspiel gehört wie ein Saynete oder Posse zum Nachspiel. Einmal wurde eine Tasso-Tragödie gegeben, in der sein Wahnsinn ausbricht; unendliche Declamationen und

gar keine Handlung! dazu spricht man auf der Bühne mit einem durchaus künstlichen, eintönigen, ich mögte sagen typischen Accent, der jede eigenthümliche Inflexion des Individuums ausschließt, und den Ausdruck der Leidenschaft unmöglich macht, indem er ihn beständig in den Schranken eines künstlichen Pathos erhält. Eine Prinzessin kann wol zur Noth mit ihren Hofdamen so reden von Wind und Wetter u. dgl. — doch wenn ihr die Dinge ans Herz gehen, wenn der Schmerz kommt, die Angst, der Jubel, die Trostlosigkeit: so muß die Stimme anders zittern und beben und klingen, als es mit diesem angenommnen Ton möglich ist; denn nur eine Maschine redet so, — kein Mensch. — Das andre Mal war's ein zweihundert Jahr altes, sehr berühmtes Lustspiel, wo eine junge Person in verschiednen Verkleidungen verschiedene Herzen gewinnt, Väter, Mütter, Liebhaber u. dgl. Um einem Lustspiel folgen zu können, wo sehr schnell gesprochen wird, und wo Witze und Scherze sich jagen, muß man die Sprache ganz gut verstehen; und das kann ich nicht. Die Declamation war weniger steif und monoton, doch das Spiel weit von dem entfernt, was wir ein natürliches nennen. Ich sah immer Schauspieler, die ihre Rolle mehr oder weniger geschickt darstellten; nicht handelnde Menschen.

Sie gaben mir nicht die Illusion, daß sich dies wol könne zugetragen haben. Es blieb für mich immer die Bühnenwelt, nicht meine Welt. Die Art, wie Saynetes gespielt werden, ist ganz dieselbe wie bei uns, im Volkston, mit improvisirten Witzen, mit Anspielungen auf Ereignisse des Augenblicks. Ja ich hörte sogar, daß die Schauspieler zuweilen nur das Thema en bloc bekämen und es dann improvisirend ausführten, wie in Italien die comedia del arte. Da ich ein Paar Mal im Theater an der Wien war, ehe ich vollkommen alle Locutionen der Wiener Volkssprache inne hatte, so verwunderte ich mich nicht, daß ich von der andalusischen nichts verstand, und bedauerte nur an der großen Hilarität des Publikums nicht Theil nehmen zu können. Es ist zuweilen nur ein einziges Wort, oder die Art, wie es ausgesprochen wird, oder eine Beziehung auf gewisse Vorgänge und Ereignisse, was unwiderstehlich komisch ist. Man muß daher nicht blos die Sprache, sondern die Eigenthümlichkeiten, Liebhabereien und Gewohnheiten des Volks kennen, wenn man sich im Volkstheater amüsiren will. In Cadiz war ich in der italienischen Oper, die überall, außerhalb Italien, für Leute vom bel air ist, welche etwas Andres als Bolero und Saynete sehen und hören wollen. Hier war ich noch nirgends; aber

dafür hab ich endlich ein Paar Aufsätze vom Fray Gerundio gelesen. Wem die Geschicklichkeit gefällt das Wort wie einen Kreisel herumzupeitschen, bis zur Athemlosigkeit, bis zum Ueberdruß — wer Antithesen geistreich findet, und Häufung der Adjective witzig — der wird sie mehr goutiren als ich. Man liest in Deutschland wenig französische Zeitungen, und so sind Sie vielleicht nicht so glücklich die Feuilletons von Jules Janin zu kennen, breites, plattes, weitschweifiges Geträtsch, leer und unschmackhaft wie Hülsen ohne Kern, und dabei ein solcher Strom von Worten, besonders von Adjectiven, daß man ihnen wol anmerkt, daß sie das Deficit von Urtheil und Kritik decken sollen. Nun, jene Aufsätze erinnerten mich daran, besonders der, wo er Alles beschreibt, was er in Malaga gesehen hat, — „Frauen, so süß wie ihre Kartoffeln, Männer, so feurig wie ihre Weine.“ In diesem Styl geht's fort. Einiges ist treffender. Ueber die Folgen eines dortigen Aufstandes sagt er: „Die Leichen verschwanden im Gottesacker, die Richter in ihren Häusern, und die Thäter auch in ihren Häusern.“ Das ist bezeichnend; doch übernatürlich geistreich kommt es mir nicht vor. Ein andrer Aufsatz ist ganz matt. Er vergleicht darin Espartero mit dem Majoral, der ihn — nämlich den Verfasser — von

Malaga nach Granada gefahren. Er habe ihn ermahnt vorsichtig zu sein, nicht bergauf bergab zu jagen, schlechte Stellen zu vermeiden, ꝛc. worauf der Majoral geantwortet: er kenne den Weg am besten; — und wirklich wären sie wohlbehalten in Granada angelangt. So solle man auch ruhig den Espartero kutschiren lassen. — Sie sehen, liebe Emy, daß man in Spanien noch à peu de frais bewundert wird. Ach, was sag' ich da! ganz Spanien bewundert doch Fray Gerundio, während bei uns jedes Nest den seinen hat und anbetet. — Ade, Seele!

Fünf und zwanzigster Reisebrief.

Sevilla, 20. Mai 1841.

Darin bin ich glücklich oder unglücklich — ich weiß nicht recht! — daß ich, wenn ich mich zum Schreiben hinsetze, nie weiß, was ich eigentlich schreiben werde. Das ist für mich selbst glücklich, weil ich dadurch auf bequeme und unterhaltende Weise erfahre, was ich bei den Dingen denke und meine, die mir eben einfallen. Doch für Euch weniger, weil ich häufig nicht nach dem Punkt hinkomme, wo Ihr mich erwartet, und wo ich Euch statt dessen im Stich lasse. Ach, erwartet mich lieber nirgends! ich werde wol am Ende irgendwo landen, aber wo?.... Liebes Herz! wenn wir das wüßten — wüßten, *wohin* wir kommen, *wie* wir ankommen — das wär ein bequemes und schönes Leben! All unser Leid kommt ja nur daher, daß wir nichts

von dem Allen genau wissen, und daher ins Blaue hinein, nach Lust und Laune und Leidenschaft, wollen. Wüßten wir, was Gott weiß, so würden wir auch wollen, was er will. Jetzt sollen wir's auch wollen, und wissen nichts. Das ist wirklich zu schwer, um es immer zu können. Halte là! ich nehme wieder Reißaus. Ich wollt' Ihnen schon gestern von Murillo erzählen und er verwandelte sich unter meiner Feder in Fray Gerundio. Ja! ich wollt' Ihnen sagen, daß, wenn Sevilla selbst mir auch nicht wie ein Weltwunder vorkommt, so besitzt es doch eins in Murillo. Wenn ich nur von ihm sprechen könnte! ich meine so: daß ich etwas von ihm sagte, was ihn anschaulich machte für Sie. Sie wissen, ich verstehe nichts von der Kunst, oder besser vom Studium, und von technischen Ausdrücken nun gar nichts. Ein Maler hat mir gesagt, Titian habe keinen Styl. Ich konnte das gar nicht begreifen, bis er mir erklärte, das solle heißen, Titian habe mehr nach der Natur als nach der Antike studirt. In diesem Sinn kann man von Murillo sagen: er hat keinen Styl, und von Rafael: er hat den vollkommensten. Rafael schuf die Antike zur Heiligen um, Murillo den Menschen. Wundern Sie Sich nicht, daß ich diese beiden Namen zusammen stelle; nur sie verdienen die eng-

Gemeinschaft. Aehnlichkeit ist übrigens keine andre in ihnen, als daß Jeder auf seinem Wege das Höchste erreichte, und das Vollkommenste schuf; — denn sie lebten in gar verschiedenen Zeiten und Zuständen: Rafael war der Lieblingszögling griechischer Schönheit, dem die Grazien verschwenderisch alle ihre Gaben schenkten, und ihm Aug' und Seele gaben, um sie zu erkennen; Murillo wurde angestralt von der Schönheit der schlichten Natur, und statt der griechischen Grazie neigte sich der extatische Glaube zu ihm und weihte ihn in himmlische Mysterien ein. So wie Rafael der Maler der Madonna — ist Murillo der der Heiligen. Beide haben auch andre Meisterwerke geschaffen; aber in jenen Darstellungen sind sie ganz außer aller Proportion mit den übrigen Malern. Neben der Madonna Sistina sieht jede andre irdisch aus; neben S. Thomas de Villanueva jeder Heilige unheilig. Was nun die Weichheit und Bestimmtheit des Pinsels, den Schmelz der Farben, die correcte Zeichnung betrifft, so mein' ich, daß Rafael eben so viel über Murillo steht als unter ihm in der Gruppirung. Verstehen Sie mich! Rafael hat nicht etwa schwer oder unklar — aber er hat doch gruppirt; während sich bei Murillo die Gestalten zusammenfinden wie die Sterne zu einer Constellation. Ist

es Ihnen nicht begegnet vor der Madonna Sistina zu denken: „Ach, wenn doch die heilige Barbara ihren Kopf etwas weniger nach der linken Seite wenden wollte; die Stellung kann weder Mensch noch Heilige aushalten!“ — Mir ist's begegnet: so wie mir wol bei Murillo der Wunsch kommt, Haar und Glorie, oder Mantel und Erdboden müßten weniger in einander laufen. Murillos Kinder sind etwas ganz Wunderbares! sie sehn nicht blos frappant wie Kinder aus — sondern auch wie Kinder an. Sie haben so einen gewissen kleinen halb stupiden, halb geheimnißvollen verschleierten Blick, und den giebt er auf eine unbegreifliche Weise wieder. In der Madonna de la Servilleta z. B. ist der Kopf des Kindes eine wahre Maravilla. Es sieht Sie grade an, und mit einer solchen Lebendigkeit, daß Sie meinen, es werde das Köpfchen wenden und Ihnen nachblicken, wenn Sie seitwärts treten, und daß Sie ganz verwundert sind, wenn es nicht geschieht. Wie nun diese einzigen, unschätzbaren Bilderkleinodien gehalten werden, das ist zum Erbarmen! Ungereinigt, ohne den nothwendigen Firniß, ohne Rahmen zuweilen, hängen sie da, stehen sie an der Wand, oder schutzlos in den Gängen, wo sie copirt werden. Jeder Sudler darf Quadrate von Schnüren über sie machen, um es

bei seiner Pinselei bequemer zu haben, und da diese Quadrate bei Einigen permanent sind, um den herrlichen Künstlern die Mühe des jedesmaligen Ueberziehens zu sparen, so haben die Faden bereits ihren Abdruck auf dem Gemälde gelassen. Wir rissen, heimlich und lose, leise einige herunter, da konnte man es gewahr werden. Aber so geschickt wir's auch machten, so ist es doch sehr unrecht, daß die Gemälde so stehen, um dergleichen Willkürlichkeiten zuzulassen; denn nicht Alle, die dahinkommen, haben Liebe für die Bilder, sondern Manche nur Neugier, und plumpe ungeschickte Hände krallen daran herum. Der Beweis davon ist das Zeichen eines Fingernagels, das wir heute im S. Augustin fanden, und das in den ersten Tagen nicht da war. Und man muß Gott danken, wenn nur ein Nagel eine Narbe darauf macht! das Bild steht auf der Erde, ohne Rahmen an die Wand gelehnt! man kann es umstoßen, mit dem Fuß durchfahren! Da sitzt wol eine Art von Custode in Lumpen, giebt man dem aber ein Paar Duros, so schweigt er, und das Unglück ist geschehn. Ohnehin ist er beständig schlaftrunken, gähnt, um sich die Kinnladen zu verrenken, und vergißt nie vor seinem aufgesperrten Munde mit dem Daumen ein Kreuz zu schlagen, damit ihm der Teufel nicht hineinfliege; — so ist der Glaube.

Beiläufig: vor der Stirn schlägt man das Kreuz als Ausdruck des Dankes; nicht blos Bettler, sondern Leute niedern Standes, die von Vornehmeren etwas geschenkt bekommen. — Sie sehen wol, daß bei einem so völligen Mangel an Aufsicht und Ordnung allen Murillos hier das Schicksal bevorsteht, welches da Vincis Nachtmahl in Mailand getroffen hat. In zwei öffentlichen Gebäuden sind sie alle beisammen: in der Kirche der Caridad, und im Museum. Die Caridad war ein Hospital von Barmherzigen. Aus Murillos Atelier sind die Gemälde dahin gebracht; es sind fünf: Moses, die Speisung der Fünftausend, S. Juan de Dios, ein kleiner Salvator mundi, ein kleiner Johannes der Täufer. Das sechste, ein Pendant zum S. Juan de Dios, die heilige Isabelle mit den Kranken, hat man ins Museum von Madrid gebracht. Ob sich nach zehn Jahren diese fünf Gemälde noch in der Caridad finden werden, ist sehr fraglich. Nichts wäre leichter als mit den beiden kleinen Gemälden einen Unterschleif zu machen! ein Maler kommt hin, copirt sie, spart nicht einige Duros, nimmt die Originale mit, läßt die Copien an deren Stelle, die überdas hoch und schlecht beleuchtet ist, aufhängen — und weg sind sie! Dergleichen ist hier gar nicht unmöglich, und Baron Taylors Ankäufe für Paris beweisen

es. Ohne Bestechlichkeit und Unterschleif der Aufseher und Beamten geht so etwas nicht zu, und man hat kaum den Muth es zu bedauern. Die Gemälde sind gerettet, geschützt und gewürdigt, und ob ein Custode für seine Missethat ein bischen mehr oder weniger im Fegefeuer geplagt wird, ist mir vollkommen gleichgültig. Das Museum ist ein aufgehobenes Kloster mit langen Gallerien voll Gemälde, die niemand ansehen mag, weil der eine Saal mit denen von Murillo und Zurbaran gefüllt ist, welche man aus verschiedenen Klöstern und Kirchen hieher gerettet hat. Man sagt, daß sie nur interimistisch hier sind, daß man die Kirche, welche zu diesem Kloster gehört und die ganz wüst ist, ausbauen, einrichten, und zum wahren Museum umschaffen wolle. Lieber Gott, womit? wer soll's Geld hergeben? wer hat's dazu? Gebaut wird allerdings in der Kirche, doch bis sie fertig sein wird, können auch die Mäuse mit den Bildern fertig sein — besonders mit den zwei großen, die samt dem berühmten Cruzifix von Montañes in einer Art von Rumpelkammer oder Keller, ohne Fußboden, herumstehen. Sie denken gewiß, ich übertreibe; Sie können sich eine solche Barbarei gar nicht vorstellen. Ach, kommen Sie nur her, Sie werden schon die Wahrheit finden! Ja, kommen

Sie nur her, meine Seele, denn verwahrlost, beschmutzt, ruinirt, wie sie auch sein mögen — nirgends sehen Sie Schöneres; ja vielleicht nirgends ebenso Schönes. Ich kann's mir nicht begeben, so thöricht es auch sein mag, Ihnen einige der schönsten Gemälde zu beschreiben. Ich thue es eigentlich mehr zu meinem, als zu Ihrem Vergnügen, denn ich präge sie mir selbst dadurch tiefer ein, während ihre überirdische Schönheit für Sie in meinen irdischen Worten verloren geht.

Im Museum führe ich Sie zuerst vor den S. Thomas de Villanueva; das ist ein Bischof, der einem halben Dutzend Armen Almosen giebt. Im Jenseits der Berge hab ich von Rafaels Transfiguration gesagt: sie vereine allen Jammer der Erde und alle Seligkeit des Himmels — oder ungefähr so; genug, ich meinte, man sieht dort den Himmel offen. Im S. Thomas hat sich der Himmel auf die Erde und zu ihrem Leide herabgeneigt, und seinen Frieden, seine Milde, seine lichtvolle Seligkeit in ein einziges Menschenantlitz gegossen. Liebe Emy, in eine Creatur unsers Geschlechts, unsers Gleichen, die auf unsern alltäglichen Wegen gegangen ist, unsre stillen Schicksale gehabt hat, die kein Prophet war, kein Apostel, nichts von dem, wozu man außerordentliche Gaben und Gnaden voraussetzen muß —

sondern ein schlichter Mensch, wie ich, wie Sie! — Sie sehen's ja auch! es geht nichts Ungewöhnliches in ihm, mit ihm vor. Er schwebt nicht in Extase, er hat keine Vision, er flüchtet sich nicht ins Gebet vor den Anfechtungen und Qualen der Erde; er steht da in der Vorhalle seines Hauses und vertheilt Almosen. Gedanke und Composition sind ganz einfach, ganz natürlich, und eben dadurch so eindringlich und ans Herz klopfend, daß es einem gar nicht aus dem Sinn will. S. Thomas steht weiß und schwarz wie ein Dominikaner gekleidet, mit Bischofsmütze, und Krummstab in der Linken, neben einem Tisch, worauf die Bibel liegt, und giebt mit der Rechten einem Bettler Almosen, der halb nackt vor ihm kniet und Ihnen den Rücken zuwendet. Der Bettler ist wol lahm, denn er hat sich mühsam an einem Stock aufgerichtet, um die Gabe zu empfangen. S. Thomas blickt zu ihm nieder; daher sehen Sie nicht seine Augen, aber Sie fühlen den Blick in ihrer Seele, mild wie Sternenlicht, warm wie der Sonnenstral, klar wie der Tag, von oben herabkommend wie alles Gute! S. Thomas ist ein alter Mann, aber kein Greis, keine Spur von Hinfälligkeit, von Gebeugtheit. Man siehts ihm an, daß die Menschengestalt vergänglich — aber nicht, daß sie Staub und Asche ist.

Er ist nicht zu fern vom Mannesalter, um nicht mehr die Stigmate des Lebens, die tiefen Furchen der Leidenschaften, im Antlitz tragen zu können; aber er hat keine, wie dort der S. Augustin; sie zogen an seiner Seele wie Wolken vorüber; sie haben sie nicht wie der Blitz flammend zerspalten; darum ist seine Stirn jung und frisch, und der Bogen der schönen schwarzen Augenbrauen unverkrümmt. Die Schmerzen des Lebens werden für manche Seelen zu Diamanten, aber erst nachdem sie selbst mit unsäglicher Anstrengung sie geschliffen haben; für ihn waren sie immer nur wie Thautropfen, welche die Sonne aufzehrt, nachdem sie sich darin gespiegelt hat. Ist's denn möglich, daß dies Alles in einem Menschenantlitz liege, und noch dazu in einem gemalten? O ich versichre Sie, noch viel mehr! Es gibt nur gar keine Bezeichnung für dies Erbarmen, das doch nicht traurig — für dies Lächeln, das doch nicht heiter aussieht. Er steht um eine Stufe höher als die Uebrigen; hinter ihm seitwärts wird ein Fenster sein; es ist unsichtbar, aber das Licht kommt von dort, und so macht es sich dann ganz von selbst, daß sein himmlischer Kopf in einer höhern, helleren Sphäre ruht. Das ist seine alleinzige Glorie. Wie gefällt Ihnen dieser Maler, Emy? — Zur Linken von S. Thomas,

neben dem knieenden Mann, steht ein armer kranker Knabe und sieht den Heiligen mit einer Zuversicht an, wie sie nur ein Kind haben kann, weil es noch nicht darin getäuscht worden. Er bittet nicht, er erwartet nur, aber so sicher wie vom lieben Gott. Es ist ein armer, schmutziger, häßlicher Bube, mit einem kranken Kopf; wer kein großes Mitleid mit ihm hat, wird Widerwillen gegen ihn haben; darum jammert er einen doppelt. Ein Greis, der gesenkten Hauptes dasteht, und eine Frau mit jenem bittern Ausdruck, den die Gewohnheit des Elends manchen Physiognomien einprägt, schließen dort die Gruppe. Zur Rechten des Bischofs, ganz im Vordergrund, sitzt eine Frau auf der Erde, und ihr Kindchen wirft sich ihr jauchzend in den Schooß, indem es ihr das Geld zeigt, welches es so eben empfangen hat, und sie sieht so freundlich und so heiter das Kind an, als ob sie nicht ein bettelarmes Weib wäre. Diese herzige unschuldvolle Gruppe macht einen trostreichen Gegensatz zu jener, auf der das Unglück mit seinem ganzen Gewicht lastet. — Von der meisterhaften technischen Vollendung des Bildes, von der schwebenden Leichtigkeit der Gruppirung, der bestimmten Zeichnung, der klaren Farbe, dem lebendigen Colorit, wissen nur Sachverständige würdig zu sprechen; das ist nicht mehr mein Fach.

Nun dies Bild: ein Mann und ein Kind — Beide die Schönsten, die ich in meinem ganzen Leben, gemalt und ungemalt, gesehen habe; S. José und der kleine Christus. Ich weiß nicht, weshalb die Maler den heiligen Joseph immer wie einen kahlköpfigen Greis vorstellen! sie wissen's vermuthlich selbst nicht. Murillo malt ihn ganz anders, als schönen, ernsten, höchstens vierzigjährigen Mann. Wie dem die Resignation gut steht, ganz anders gut als dem Greise, das haben sich die andern Maler gar nicht vorstellen können! dazu gehörte eben Murillos unbegreiflich tiefe Erkenntniß der Seelen. S. José steht grade vor Ihnen, ein großer, schlanker Mann, schwarz von Auge, von Haar und Bart, im langen dunkelbraunen Kleide. Er sieht zum Bilde heraus, gedankenvoll, sorgenschwer, tiefsinnig die wundersame Zukunft des wundersamen Kindes ermessend, bei dessen Geburt die Engel Halleluja sangen, und das jetzt unbefangen und sorglos in seinen Armen ruht. Es steht neben ihm auf einem Sockel von Marmor, hält in der Rechten einen Zweig mit weißen Blumen, die wie Tuberosen aussehen, und lehnt das Köpfchen zurück und an S. Josés Brust, als ob es müde sei. Die volle unnachahmliche Grazie der Kindheit — wie es so nachlässig halb steht, halb liegt, wie es die Arme

hängen läßt, wie es mit den großen duftigen braunen Augen so sorglos träumerisch, und doch so seltsam ahnungsvoll Sie anschaut, wie es ein lilafarbnes Kleidchen anhat, aus dem Hals, Füße und Arme so frisch und weich zum Vorschein kommen — ist zauberhaft auf der Leinwand festgehalten. Es kommt mir vor wie der Abdruck eines Kindes! Ist es das lilafarbne Röckchen, oder die wundervolle Weichheit und Schönheit des blondlockigen Köpfchens, genug, ich nenne dies Christuskind immer: der kleine Amethyst, denn es ist ganz so zart und köstlich wie dieser Edelstein. Man fühlt sich dem Bilde gegenüber von unsäglicher Liebe überströmt! jede Mutter wird mit Wonne an ihr Kind denken, und zugleich wie S. José sorgenvoll in dessen verhüllte Zukunft schauen. Und vielleicht wird jede Frau an den Mann denken, den sie am meisten geliebt hat, denn der S. José ist einer, zu dem man ein Herz fassen, bei dem man eine ewige Gewißheit haben darf. Finden Sie diese Gedanken zu weltlich? meinen Sie, daß die Bilder nur schön sind, wenn vor ihnen die irdischen Gefühle unsers Herzens verstummen? — ach nein! Liebste, wie der Mensch nun einmal ist, so ist's ihm besser, daß das verklärt werde, was sich ihm im Herzen regt, als daß es verstumme.

Murillo ist der Maler der Männer, wie die Italiener Maler der Frauen sind. Er hat sie gemalt vom Kinde bis zum Greise in immer gleicher Vollkommenheit. Sehen Sie nur hier den Greis, S. Feliz de Cantalizio! Das war ein Laienbruder bei den Capuzinern, aber so fromm, so gottseligen Wandels, daß, als er einst durch einen Wald ging, die heilige Jungfrau ihm erschien und ihm als Zeichen der Huld das göttliche Kind in die Arme legte. Sehen Sie, da kniet er im finstern Walde, in seiner geflickten Kutte, der Bettelsack liegt neben ihm; und in dies dürftige dunkle Leben bricht auf einmal ein freudiger Goldglanz, wie ein Morgenroth, wie eine Verheißung herein, und das Schönste, was im Himmel und auf Erden ist, neigt sich holdselig zu ihm herab. Aber diesem Greise darf man schon eine Gnade erweisen! der bleibt demüthig! sehen Sie diesen flammenden, innigen, schüchternen Dank, diese demüthige Freude, diesen zitternden Jubel! wie er das Kind hält, so zagend und doch so überglücklich! wie das alte Gesicht stralt vor seliger Ueberraschung, daß ihm, dem Unwürdigen, eine solche Ehre widerfährt! wie er verklärt aussieht, ohne daß man weiß, ob das Licht aus seiner Seele stralt oder von der Glorie ausgeht, in welcher die Jungfrau schwebt! Ja, sie schwebt wirklich! für die ätherische Haltung

dieser zarten, schlanken, nach vorn sich neigenden Gestalt giebt es keine andre Bezeichnung, und es braucht nicht den zitternden Goldnebel rund um sie her, nicht ihren flatternden dunkelblauen Mantel, nicht ihr leicht zurückgewehtes hellbraunes Haar, um uns darauf aufmerksam zu machen. Dies Wesen würde, wenn es auch auf der Erde stände und ginge, immer nur schweben. Ach, welch ein Wesen! wie jung, wie blumenzart, wie kindlich heiter. Es ist ein ganz junges Mädchen — Jungfrau mögt' ich sie in insofern nicht nennen, daß zur Jungfrau eine Art von Bewußtsein gehört, Sinnigkeit, Ernst, Stille, eine gewisse Sammlung, eine Ahnung schwerer Schicksale, hoher Bestimmung. Eine Jungfrau, so unschuldig sie ist, muß über sich nachgedacht haben; das junge Mädchen nicht! unentwickelter als die Jungfrau hat es mehr Unbefangenheit und steht der Kindlichkeit um eine Stufe näher. So ist diese Madonna. Sie ahnt kein Leid, sie weiß von keinem Gram! ihr und ihres Kindes Leben sind aus Licht und Liebe gewebt, und Licht und Liebe gehen nicht auf dornenvollen Wegen! Ihr weiches, morgenröthlich warmes Antlitz, die zarten beweglichen Züge sind von engelhafter Heiterkeit überhaucht. So ist auch ihre Stellung; — denn sie hat sich zwar entschlossen dem frommen Greise die Freude zu

machen und ihm ihr liebes Kind in die Arme zu legen; aber nun mögte sie es auch gern wiederhaben! nun hat er's lange genug gehalten! Sie neigt sich herab und breitet die Arme aus, um das Kind zu empfangen, das sie in Gedanken schon herzt und küßt. O Du lieber Engel! hast Du's denn gar nicht gehört, daß der Engel der Verkündigung zu Dir sprach: Und es wird ein Schwert durch Deine Seele gehen? — Das Kind selbst ist erst wenige Monate alt, ein kleiner gallertartiger Kloß, schwankend zwischen Thierchen und Pflanze, wofür ich mich trotz Murillos Kunst auf keine Weise passioniren kann.

Sagen Sie mir, können Sie wol aus meinen Worten die unglaubliche Verschiedenheit herauslesen, mit der Murillo seine heiligen Männer characterisirt? Trotz dem, daß sie alle zu einer Familie gehören, und zwar unverkennbar zu einer spanischen, sind sie so bestimmt und fein individualisirt, daß man trotz der außerordentlichen Einfachheit der Compositionen, die meistens nur aus zwei bis drei Figuren bestehen, nie auf Monotonie stößt. Kommt es daher, weil das Studium und Vorbild der Antike, welche unwillkürlich an einen gewissen Typus gewöhnt, in seiner Kunst verschwindet; oder daher, weil er nicht eigentliche Kirchenbilder malte, deren

Composition immer etwas Kaltes hat. Ich nenne Kirchenbilder die, welche augenscheinlich dazu bestimmt sind über einem Altar zu hangen, und weil sie zur Betrachtung, zum Gebet und zur Andacht auffordern sollen, in einer Gruppe von Heiligen diese Seelenstimmung ausdrücken, während die Jungfrau mit dem Kinde auf einem Thron oder in den Wolken das Symbol ist, daß ein höherer liebender Geist die Gebete empfängt und die Seelen lenkt. So sind in Dresden die Madonna Sistina, drei Correggios, ein Bagnacavallo — und gewiß viele Andre, aber ich erinnere mich ihrer nicht. Von der Kunst des Malers hängt es ab, die Andacht und Beschaulichkeit seiner Heiligen in die Seele des Beschauers übergehen zu lassen. Ich gestehe, mir ist das selten geschehen; indessen mag das meine Schuld — nicht die der Maler sein! Ich fand selten Einheit in diesen Bildern; man hätte jede Figur für sich allein hinstellen können und sie hätte nichts dadurch verloren, weder an Schönheit noch an Bedeutsamkeit. Ich vermißte den Funken des Lebens, den Herzschlag, den Athemzug. Die Jungfrau schien mir mehr ein Symbol als eine Vision zu sein. Das stimmt mich kalt. Vom Symbol weiß ich selbst genug; wie aber den Glückseligen zu Muth ist, die eine Vision haben, das weiß ich

nicht, und Correggios Heilige bringen es mir nun einmal nicht bei. Solche Bilder hat Murillo gar nicht gemalt; sie müssen nicht im spanischen Geschmack gewesen sein; der war mehr für die Mysterien der Religion, als für ihre Wirkung auf den Menschen, mehr für Extasen und Visionen, als für Nachdenken und Beschaulichkeit. Der liebte es den Menschen in unmittelbare Berührung mit der Gottheit zu bringen, und daher haben Murillos Heilige fast immer etwas bei der Madonna oder bei dem Heiland zu thun — wenn ich mich so platt ausdrücken darf. Der liebte das geheimnißvolle Dogma, und keines mehr, als das von der Menschwerdung Christi; daher hat Murillo sehr viele Conceptionen gemalt: die Jungfrau in Wolken auf dem Halbmond stehend nennt man hier so. Man hat eine solche Verehrung und Andacht zu diesem Dogma, daß ihm zu Ehren Carl III. im vorigen Jahrhundert den Orden, „de la pura y limpia concepcion“ stiftete, welcher noch immerfort sehr vertheilt wird. Nun ich wollte sagen, diesem spanischen Glauben an, und dieser Liebe für die Wunder, verdankt man Murillos schönste Bilder.

Hier ist der S. Augustin! Ach, auf seinem Antlitz wohnt weder der himmlische Friede von S. Thomas, noch die himmlische Freudigkeit von S. Feliz.

Bittrer Gram und heiße Schmerzen haben ihm die Stirn zerfurcht. Das flammende Auge ist tief eingesunken, und wie von unterirdischem Feuer sind die Wangen aufgezehrt und abgemagert. Was zergrämt ihn denn so? ist's die Erinnerung an Adeodat? an Adeodats Leben oder an seinen Tod? oder ist's Trauer, daß sein spekulativer Kopf voll subtiler afrikanischer Dialektik ihm einst das klare frische Wasser des Glaubens getrübt hat? oder ist's Reue, daß seine glühende brausende Jugend so Manches geliebt hat, was nicht der Liebe würdig war? — Es wird wol das Alles sein! Ach, wie er sich müde gebetet, matt gerungen hat! wie er immer und immer sein heißes Herz vom Pfeil durchbohrt fühlt! Nun ist er auf die Knie gesunken, fleht nicht mehr und betet nicht mehr, und bietet nur schweigend sein flammendes, pfeildurchbohrtes Herz dem göttlichen Kinde an: „Mache Du damit, was Du willst.“ Und das Kind, auf dem Schooß der Mutter sitzend, sieht sich lieblich nach ihr um, während es die Hand an den Pfeil legt, um ihn aus dem armen, heißen, wunden Herzen zu ziehen. Ist es meine unverwüstliche Liebe zu S. Augustin, die Sie kennen, oder die große Aehnlichkeit, welche die Madonna mit Ihnen hat — genug, vor diesem Bilde ist mir ganz heimatlich wohl. Die Madonna hat Ihr

dunkelbraunes leichtgewelltes Haar, Ihre Stirn, wie sie sich zur Nase senkt, Ihren Schnitt des Auges, kurz den obern Theil Ihres Gesichts. Denken Sie Sich, ob ich's freundlich ansehe! — Der untere Theil ist ganz anders, voller, kürzer, nicht so edel, aber äußerst lieblich. Der Ausdruck ist durchaus mütterlich; gesenkten Auges blickt sie auf das wunderschöne lächelnde Kind, gar nicht auf S. Augustin. Es ist, als wisse sie wol, daß es nur das Rechte thun könne und nicht ihrer Beistimmung bedürfe. In dieser schönen stillen Gestalt entdeckten wir heute mit Entsetzen den eingekrallten Fingernagel.

Ach, ich muß aufhören! ich ängstige mich Sie ganz konfus zu machen! Aber wie ist es möglich das Museum zu verlassen, ohne nicht wenigstens einen Blick auf S. Antonio zu wenden — S. Antonio von Padua, wie er genannt wird, obgleich er in Lissabon geboren ist — der Kapuziner mit dem Lilienzweige. Er gehört dazu, um die Collection der Männerköpfe vollständig zu machen; denn er ist ein Jüngling. Ganz, ganz jung, die Züge fein bis zur Transparenz, das Colorit zart bis zum Frauenhaften, schmale hellrothe trockne Lippen, wenig blondes Haar, das sich in dünnen Locken um die breite Tonsur legt. Er kniet; ein Gebetbuch liegt vor ihm, und auf demselben sitzt nach einer

Legende das Christuskind, es hebt die Rechte segnend gegen ihn auf. Mit einem Ausdruck von himmlischer Hingebung schmiegt S. Antonio sein Haupt unter das Aermchen des Kindes, aber wider seinen Willen, unbewußt, liegt in seinem Auge und mehr noch um seinen Mund eine solche schmachtende Zärtlichkeit, daß mir angst und bange wird vor den Kämpfen, die er noch wird zu bestehen haben. Da er ein Heiliger ist, so wird er sie schon siegreich durchmachen; aber sagen Sie, ist's nicht admirabel diesen Ausdruck einem Jüngling zu geben, und wenn er auch ein Heiliger ist? Ich kann gar und gar nicht aufhören mich über Murillos Verständniß der Seelen zu entzücken. Er hat sie belauscht in ihren geheimsten Offenbarungen. Sein Leben war äußerst einfach. Bartolomeo Esteban Murillo, geboren zu Sevilla 1599, verheirathete sich und starb dort im Alter von sechs und sechzig Jahren. Einige haben gemeint, er sei sehr arm gewesen; es existiren aber Notizen über einige seiner Bilder, die ihm gut bezahlt sind; doch freilich war seine Existenz geldarm im Vergleich zu seinen Zeitgenossen Rubens und Van Dyk. Zehn Jahr soll er beschäftigt gewesen sein für das große Kapuzinerkloster hieselbst zu malen, aus welchem nach der Aufhebung die Gemälde ins Museum gekommen

sind. Daher die vielen Kapuziner, S. Feliz, S. Antonio, S. Franciscus. O nur ein Wort von Letzterem! es ist nicht der von Cadiz, dort ist der Heilige die Hauptfigur, hier ist's Christus. Nach einer Legende nämlich löste sich der Körper des Heilands ein wenig vom Kruzifix ab, und legte seinen rechten Arm auf die Schulter von S. Franciscus. In dem milden, ungemarterten Kopf des Heilands, dessen reiches hellbraunes Haar gleichsam einen Schirm gegen die Dornenkrone gebildet hat, liegt eine überschwengliche Gnade, eine Fülle der Liebe, gegen welche der Dank des S. Franciscus immer nur matt erscheinen kann. — Murillos Bettelbuben und kleine Bilder, die nicht bestellt sein mogten, hat er selbst hier auf den Markt gebracht, ich glaube eben so sehr, um dort mitten im Volk seine Studien zu machen, als um sie zu verkaufen. Aus der Maurenzeit stammt noch die andalusische Gewohnheit der großen Marktplätze mit permanenten Buden her. Da hat man alle Lebensmittel und viel andre Bedarfsgegenstände auf einem Fleck beisammen, und der Platz wird nie von Menschen leer. Noch jetzt könnten da die Maler herrliche Studien machen und ihren Blick üben. Murillo hat gewiß, indem er den einen Bettelbuben verkaufte, einen andern sich eingeprägt. Nun sitzen im Museum wol ein

halbes Dutzend Maler und kopiren ihn und immer ihn, und Gott weiß, wie ihnen das gelingt! fratzenhaft! — Nur Einer, der en miniature kopirte, der machte seine Sache gut. S. Feliz war ihm sehr gelungen, S. Thomas außerordentlich. Aber der Mann klagte, daß er seine Arbeit nicht verkaufen könne. Es kommen noch nicht genug Reisende, reiche Engländer hieher. Der allgemeine Zug geht immer nach Italien, und merkwürdiger Weise finden sich in dem unerschöpflich reichen Lande noch beständig Kunstgegenstände, nicht blos zu bewundern, sondern auch zu kaufen. Copien müssen freilich jetzt meistentheils das Beste thun; doch welchem Verständigen ist nicht eine gute Copie nach Rafael und Titian lieber, als eine ganze Gemäldeausstellung, wie ich sie in Rom gesehen habe? — Wenn die Maler erst wissen werden, was man von Murillo lernen kann — nein, so etwas lernt sich nicht! aber was man bei ihm sehen kann, welche Natürlichkeit, welche Wahrheit: so werden sie in langen Zügen hieher wallfahrten, sich an ihm ausbilden, und seine Kunst in Kopien und in ihrer Wirkung auf sie selbst anschaulich machen und verbreiten. Ein solcher Magnet lockt dann auch Reisende herbei, und in zwanzig Jahren mag hier wol ein ganz andres Leben hinsichtlich der Kunst

und des Interesses für sie herrschen, als jetzt. — Meine Herzens Emy, ich verlasse Sie im Museum. Von der Caridad ein andres Mal, und dann auch von Zurbaran. Ade, Ade!

Sechs und zwanzigster Reisebrief.

Sevilla, 21. Mai 1841.

Gestern Abend hab ich mich sehr amüsirt. Wir ließen uns Tänzer kommen und alle möglichen Nationaltänze vortanzen, die Jota, die Mancheña, den Zapatero, den Lolé, den Jaleo, und verschiedene Boleros. Diese Leute gehören zum hiesigen corps de ballet. Es waren ihrer acht, vier Erwachsene und vier Kinder. Das Orchester bestand aus einer Geige, einer Guitarre und dem Gerassel der Castagnetten sämmtlicher Tänzer. Der Schauplatz war im Speisesaal, und die Zuschauer bestanden aus unsern sämmtlichen Hausgenossen, einer englischen Familie, die im andern Gasthof wohnt, und ein Paar Damen aus der Stadt, von denen ich Dir gleich erzählen will. Außerdem waren die Tänzerinnen von ihren Müttern und Dueñas begleitet, so daß

die Gesellschaft aus ziemlich verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt war.

Aber erst von vorgestern Abend! — Morgens zwischen elf und drei Uhr beschäftigen wir uns mit den Sevillanischen Merkwürdigkeiten, zu deren Genuß man seine fünf Sinne beisammen haben muß. Dann wird gespeist, im Patio ausgeruht, und gegen Abend kommen diejenigen an die Reihe, die keine große Anstrengung erfordern. So wanderten wir denn vorgestern nach der Casa de Pilato, so genannt, weil es gebaut sein soll wie das Haus des Pilatus in Jerusalem. Ein Herzog von Medina Celi hat sich den Plan aus Palästina mitgebracht. Es gehört noch dieser Familie, die sehr reich, sehr alt, und so vornehm ist, daß wenn ein König von Spanien den Thron besteigt, so thun die Medina Celi Einspruch, weil ihr Ahnherr aus königlichem Geschlecht und einst dem Thron am nächsten gewesen, aber aus Ungerechtigkeit übergangen worden ist. Medina Celi ist der Herzogstitel, der Familiennamen ist de la Cerda, so wie der der Medina Sidonia Guzman ist. Philipp's IV. Minister, der Graf-Herzog von Olivarez war aus dem Hause Guzman. Aber es war schon längst königlich worden! Heinrich von Trastamara, dessen Mutter die wunderschöne Eleonore de Guzman war, bestieg nach

der Ermordung seines Stiefbruders, Peters des Grausamen, den Thron von Castilien, 1369. — Nun, diese Casa de Pilato ist ein schönes, stattliches Haus, mit zwei Höfen, Garten, offner Halle voll Statüen, Büsten und vielen antiken Marmorfragmenten aus Italica. Italica, jetzt ein armseliges Dorf eine Meile von Sevilla, war einst das Rom der alten Bätica, Trajans und Hadrians Vaterstadt, und reich wie eine ächte Römerstadt an Kunstschätzen, ein wahrer Marmorbruch! Sevillas achtzig tausend Marmorsäulen sollen sämmtlich aus Italica sein. Scheint Dir die Zahl enorm? verbürgen kann ich sie freilich nicht; bedenke aber, daß jeder Patio von antiken Marmorsäulen umgeben ist, daß zehn bis zwölf dazu gehören, nämlich zu einem Hause mittler Größe, wie z. B. unser Gasthof ist, und daß es hier wenig Häuser ohne Patio giebt. Groß sind die Häuser gar nicht, höchstens zwei Stockwerke über dem rez de chaussée, allein gar freundlich, weiß und nett. Die Hausthür steht immer auf; sie führt in eine kleine Vorhalle, und diese ist durch eine Gitterthür geschlossen, durch welche man in den Patio sieht, der häufig Orangenbäume und Blumentöpfe zwischen seinen Säulen und in der Mitte eine Fontäne hat. Zuweilen sieht man jenseit des Patios abermals eine kleine Halle und

hinter ihr den Garten des Hauses, grün und schattig. Es ist wunderniedlich. Nur mit einem großen Maßstab darfst Du durchaus nicht kommen, Fratello, darfst Dich nicht durch den innern Hof, die Marmorsäulen, die Gallerien zu dem Glauben verleiten lassen, es wären Paläste Farnese und Borghese. Man weiß hier die Dimensionen so glücklich zu benutzen, daß ein Baustyl, der in Italien wie für pomphafte Königswohnungen geboren, hier das Erforderniß jedes Privathauses ist. Daher siehst Du hier nicht wie in Italien den schreienden Contrast der prächtigsten Paläste mit den kläglichsten zerfallenden Häusern, sondern eine große Einförmigkeit und Gleichheit der Bauart, welche es äußerst schwierig macht eine Straße von der andern zu unterscheiden und sich zurechtzufinden — um so mehr da sich die Straßen, verwirrt wie ein Knäuel Garn, durch einander wickeln. Was wir ein großstädtisches Ansehen nennen, hat Sevilla ganz und gar nicht, und überhaupt keine andalusische Stadt! Weder breite grade Straßen, noch regelmäßige Plätze, noch hohe große Häuser; weder Wagen noch elegante Magazine. Von Wagen kennt man hier drei oder vier Equipagen Abends auf der Promenade, die große Diligence von Madrid, und einige zweirädrige Karren, welche Oel und Wein u. dgl. transpor-

tiren; — von Magazinen: Conditoreien, Lederwaaren aller Art vom einfachen Schuh bis zu den prächtigsten Kamaschen mit kostbarer Seidenstickerei, und dann die, welche die Erfordernisse des Volksanzugs enthalten, Fächer, Männerhüte, bunte Jacken, delizios gestickt und ausgenäht; doch keine Spur von denen, welche unsre Städte zieren und auf den Luxus der höhern Stände berechnet sind: keine Modewaaren, keine Bijouterien, keine Seidenstoffe, keine von den Millionen Gegenständen der Elegance und des Nutzens. Wir sind straßauf straßab gegangen, um eine Musikalienhandlung mit Liedern und Tänzen des Volks zu finden — umsonst. Manches ist erschrecklich wohlfeil! ich habe mir Schuh machen lassen und noch dazu nach meinem Schnitt, von maikäferfarbenem Maroquin, sehr zierlich: das Paar kostet elf Realen. In meinem Leben hab' ich keine so billigen gehabt! — Aber wenn Sevilla nicht den großstädtischen Character trägt, so darfst Du Dir doch nichts Kleinstädtisches vorstellen, nichts von dem Wollen und doch nicht Können, von den hohen Ansprüchen und Prätensionen, von dem ängstlichen Streben nach Mode, Elegance und bon genre einer kleinen Stadt. Man ist hier wie man ist. Kleinstädtische Orte und Menschen mögten gern sein, wie man in der Residenz ist.

Aber ich habe mich ganz aus der Casa de Pilato verirrt. Der zweite Hof ist im maurischen Geschmack. Wie das schwer sein muß die richtigen Proportionen zu treffen, die, welche jeder Architektur eigenthümlich sind, und welche man nicht nach Gutdünken vergrößern oder verkleinern darf. Man darf nicht den jonischen Tempel so hoch bauen wie eine Kirche, nicht dem maurischen Bogen die weite Schwingung des neurömischen geben. Das beruht, denk' ich, auf geheimnißvollen Gesetzen, auf den verborgenen Analogien zwischen der Kunst und der Natur. Die Menschengestalt ist auch nur schön innerhalb gewisser Grenzen, häßlich bis zur Monstrosität darunter und darüber. Das zieht sich durch, durch alles Geschaffene, und die Schöpfungen des Menschen können sich, vielleicht unbewußt, nicht von dieser Regel losmachen. Das Genie versucht's auch nicht. Es hat in sich die ewige Regel, und wühlt und gräbt und arbeitet in den äußern Stoffen umher, um sie jener anzupassen. Man sagt wol, das Genie brauche keine Regel oder verschmähe sie. Das sieht aber nur so aus! Zuerst springt es über die Kluft, aber hernach verfehlt es nie eine Brücke herüber zu schlagen, damit wir Andern nachkönnen. Das Genie ist der Instinkt der Intelligenz, hat eine gewisse primitive Macht und Einsicht, welche dem

Talent und der Geschicklichkeit fehlen, und thut daher keine Mißgriffe wie sie. Sag' mir, hab' ich Dir vielleicht neulich schon geschrieben, das Genie sei der Instinkt der Intelligenz? oder sonst irgendwo? oder hab' ich's nur gedacht? oder zu Jemand gesagt? Ich muß es machen wie Jean Paul. Einer warf ihm vor, er habe zweimal in verschiedenen Büchern dieselbe Phrase gebraucht. „Gott! antwortete er, wie kann ich denn Alles behalten, was ich in meinen gedanken- und bändereichen Werken sage." — Nun, wenn ich's auch gesagt habe, so kannst Du es immer noch einmal lesen, denn es paßt hieher. Der Baumeister dieses maurischen Hofes ist kein Genie gewesen, hat nicht die ewige Regel wie einen Magnet gefühlt, zu der er immer hinstreben müsse, unablässig hin, sondern wie eine Fessel, die ihn in unbequemen Schranken hält. Mit einem Wort: er hat die richtigen Proportionen verfehlt; er hat's groß machen wollen, und es ist weitläuftig worden, so etwas byzantinisch. Als ich die Kirchen in Palermo sah, dacht' ich mir gleich, die Araber würden wol nicht umsonst so lange in Sicilien gewesen sein, und von ihrer Baukunst der christlichen wol Einiges mitgetheilt haben. Das ist auch wirklich so. Der byzantinische Bogen hat freilich nicht mehr den Hufeisenschwung, welcher einer Säu-

lenhalle eine ganz eigenthümliche Transparenz giebt, allein die Art, wie er auf dem Knauf steht, und dieser dicke sehr ouvragirte Knauf selbst, stammen von den Arabern. So auch die eingelegte Arbeit der Wände; nur sind sie in Palermo und in einigen italienischen Kirchen von weißem Marmor mit bunten Steinchen, und in den maurischen Gebäuden von weißen und bunten Kacheln, sehr klein und zierlich, doch nicht so prächtig. Manche Zeichnungen sind ganz dieselben. — In dem Garten des Pilatus-Hauses stehen die schönsten Orangenbäume von der Welt, ohne die gewöhnliche kugelförmige Krone, die gar zu beschoren aussieht, mit freien vertheilten Zweigen, hoch und leicht wie Ulmen. Alle Gänge sind mit breiten flachen Steinen gepflastert. Das liebt man hier. Im Garten des Alcazar ist's ebenso; und der Hauptspazierplatz, inmitten der Cristina, wo alle Welt sich zusammendrängt, auch. Es geht sich wirklich sehr angenehm darauf, die seidnen Schuh und Strümpfe werden nicht bestaubt; allein sie sind es schon leider auf eine klägliche Weise, ehe sie dahin kommen. — Das Haus ist sehr groß, mit verschiedenen Flügeln und Terrassen. Wir standen auf der einen, und der Führer erklärte uns, von welchem Balkon Pilatus den gegeißelten Christus dem Volk gezeigt habe, und wo das Feuer ange-

zündet gewesen, an welchem sich Petrus gewärmt. Eine prächtige Frauenstimme mit Pianobegleitung unterbrach ihn, indem sie uns zerstreute. Er sagte uns, der Administrator der Medina Celischen Geschäfte bewohne den Flügel und dies sei dessen Nichte. Ich trat an die Balustrade der Terrasse, unmittelbar neben dem Balkon, aus dessen Thür der schöne Gesang ertönte, und sogleich luden mich ein Paar Damen freundlich ein hereinzukommen und mich auszuruhen. Ausruhen ist nun einmal die Redensart! Ich ließ mich nicht umsonst einladen; die Dueña empfing uns, und Donna Manuela nahm auf die erste Bitte wieder ihren Platz am Piano und sang die anmuthigsten Volkslieder auf die anmuthigste Weise, und mit einer sonoren, glockenreinen Altstimme, jeder Ton aus tiefster Brust; — und mit einem ganz unbeschreiblichen Vortrag. Denn sie seufzte wirklich, sie jauchzte wirklich, aber singend, während man bei uns den Seufzer singt. Wir lernen wirklich zu viel, und werden davon ganz dumm! wir lernen sogar singen! Es ist gut, daß man sich übt rein zu singen und die Stimme biegsam zu machen; doch damit begnügen sich die Lehrer nicht, sie bringen uns den Vortrag bei! Als ob man Conzertsängerin werden sollte! Das bewirkt denn weiter nichts, als daß sich sehr Wenige zu Con-

zertsängerinnen eignen, und eben so Wenige ein Lied frisch und natürlich von der Leber weg singen. In einem jener Lieder beschreibt ein Majo seine Manola, ihre Reize, ihren eleganten Anzug, zu dem wesentlich der breite Sammetstreif um die Mantilla gehört. Wenn er meint, daß er von ihrer Schönheit zu viel oder zu ausführlich gesprochen — was wol der Fall sein mögte! — so unterbricht er sich mit einem: „holá!" Doch nach kurzer Pause sprudelt die Lustigkeit wieder auf, und mit dem Freudenruf: „Alza!" beginnt er von Neuem. Die Anmuth eines solchen Liedes besteht einzig in der Frische und Unbefangenheit des Vortrags. Schwerfällig und geziert gesungen ist es unerträglich, und sogar eine Stimme wie Donna Manuelas würde ohne Reiz bleiben. Der Majo, das weißt Du wol, ist der andalusische Elegant des Volks — eine Creatur, die bei uns gar nicht existirt, denn ein endimanchirter Handwerksgesell oder Kaufmannsbursche verhält sich zum Majo wie ein Truthahn zu einem Paradiesvogel. Nun mögtest Du auch wol wissen, was die Manola ist. Frage die Männer, die werden mehr von ihr wissen. Sie ist ein spanisches, und hauptsächlich ein Madrider Product, so wie die Grisette ein Pariser ist. Ihre Funktionen sind unbestimmt; am meisten Verkehr hat sie mit den Helden der

Stiergefechte. Sie ist berühmt wegen ihres Witzes, und pikant wegen des kleinen Dolches, den sie im Strumpfband trägt, mit dem sie auf der Stelle eine Beleidigung rächt oder eine Zudringlichkeit abwehrt. Doch sagte man mir — und zwar mit einem kleinem Bedauern, das ich sehr gut begreife — die Manolas würden nach und nach civilisirt, und das eigentliche Geschlecht sei im Grunde schon ausgestorben. — Sehr zufrieden mit unserm Abend und unsrer Bekanntschaft verließen wir die Casa de Pilato, und Donna Manuela mit ihrer Schwester und ihrer Dueña wurden eingeladen gestern Abend den Tänzen bei uns zuzusehen. Gott, was hat mir die Dueña für Spaß gemacht! sie amüsirte sich vortrefflich, die Tänzer gefielen ihr ungemein, sie erinnerte sich dabei ihrer Jugend, wo sie auch Fandango getanzt habe, und machte Bemerkungen — de l'autre monde! Denke Dir ja keine Gouvernante, auch keine Gesellschafterin; nein! die Dueña ist so etwas von einer Hofdame, mit graziösen Manieren und verbindlichen Redensarten, und diese war ganz gewiß typisch mit schneeweißem Haar und lebhaften schwarzen Augen, groß wie eine Andalusierin, d. h. mir bis zur Schulter reichend, fächerspielend und äußerst redselig. Die drei Damen waren in schwarze Seide gekleidet und hatten die Mantilla mit

goldnen Nadeln am Haar festgesteckt. Ich hatte große Lust Donna Manuela um ihren Fächer zu beneiden, der von Elfenbein, geschnitzt und vergoldet, und mit einer Rococo-Malerei war. Man hat mir ähnliche zu Kauf geboten, doch nicht so schöne. Wär' ich die Nichte des Administrators vom Vermögen der Medina Celi, so würd' ich mir wol einen kaufen; jetzt sind sie mir zu theuer.

Ueber die Tänze schrieb ich schon aus Granada, wie mir däucht, daß der Oberleib le beau rôle habe, während bei den unsern die Füße glänzen. Du hast von Fanny Elsler die Cachucha tanzen sehen: das ist zugleich der Gipfel und der Stamm aller übrigen; der Stamm — denn sie haben ungefähr alle denselben pas und dieselben Wendungen; der Gipfel — denn in keinem flammt die Leidenschaft heftiger auf. Die Cachucha und der Loló ist der nämliche Tanz, was die Hauptfiguren und den Sinn betrifft, nur die Musik ist verschieden und der Loló ist ausgeführter. Die beiden Tänzerinnen — denn die Kinder gelten nicht! in der Kunst ist jede Kinderleistung nur eine kleine farblose Knospe, und die kleinen Tänzer waren gestern Abend nur da, weil die großen nicht zwei Stunden hinter einander tanzen können; also: die beiden Tänzerinnen waren recht gut, besonders die eine, die ältere und weniger

schöne. Die jüngere kaum dreizehn Jahr alt, war ein außerordentlich hübsches Mädchen, zart von Zügen, voll und fein von Gestalt. Dreizehn Jahr ist hier der Moment der lieblichsten Jugendfrische, entspricht dem siebenzehnten oder achtzehnten bei uns, und mit derselben Rapidität verblüht sie auch. Frauen von acht und zwanzig Jahren sind Großmütter, und sehen so aus, auch wenn sie's nicht sind. Das rührt hauptsächlich von der Figur her, die ganz gallertartig aus einander fließt. Schon bei zwanzig Jahren ist der zierliche Knochenbau der Andalusierin in Fett begraben, und eben er, der sie in der Jugend äußerst lieblich macht, entstellt sie in spätern Jahren, weil er der wuchernden Fleischmasse keine Haltung giebt. Die Andalusierin hat nicht die mächtigen Schultern, den starken Nacken der Römerin; sondern die hübschen schmalen Schultern der Venusbüsten, eine Schönheit, von der man bei uns keine Ahnung hat, und zwar deshalb, weil wir die Schönheit einer Frauengestalt nach ihrer größeren oder geringeren Aehnlichkeit mit einer Zeichnung aus dem Modejournal beurtheilen. Ich kann mich nicht entsinnen, ob Du ein großer Verehrer der römischen Frauenschönheit bist; für mich ist sie zu massiv. Indessen begreife ich doch, daß sie einen Character von Kraft und Leidenschaftlichkeit hat, der anziehend

genug ist. Die andalusische Schönheit ist ganz anders, sehr üppig, sehr reizend — aber für mich zu weichlich, um magnetisch zu sein. Ich weiß wol, daß dies Alles, wenn es irgend ein Gewicht haben sollte, von einem Mann gesagt sein müßte, denn es hat sich nun einmal die Meinung festgesetzt, keine Frau sei im Stande die Schönheit einer andern zu würdigen; — vielleicht weil sie es nicht immer will! — Aber sag mir, was geht mich die fremde Schönheit an? ich werde durch sie nicht hübscher, nicht häßlicher, und ich sehe nicht ein, warum mich eine lebende schöne Person in tiefere Schatten stellen soll, als die Violante oder eine Tizianische Bella. Mein Geschmack ist vielleicht nicht richtig, doch gewiß unbefangen. Ueber die hübsche junge Tänzerin war gestern Abend nur eine Stimme, und auch darüber, daß die andre viel schöner tanze. Sie hatte eine Schmiegsamkeit der Bewegungen ohne Gleichen! wie eine Gerte bog sie sich und schnellte wieder auf, sank auf die Knie, dann langsam mit dem Oberleib rückwärts, fast bis zur Erde, und hob sich dann plötzlich ebenso elastisch als graziös mit einem einzigen raschen Sprung wieder in die Höhe. Einer der Herren fand, daß sie viel besser als die Elsler tanze, und ich fand es auch; nicht so geglättet, so allerliebst studirt, so deliziös kokett wie ein Tanz

sein muß, der durch das Pariser Ballet geglitten ist, aber frischer und viel unbefangner. Die Eine hat alle spanische Tänze studiert und giebt deren Essenz in der Cachucha wieder; die Andre ist beim Lolé groß geworden und hat von Kindesbeinen nichts Andres getanzt. Der Lolé ist die Natur der Andalusierin: ganz Ueppigkeit. Die Jota ist ein aragonischer Tanz, wild, mit großen Sprüngen, plump im Vergleich zu den übrigen, z. B. zum Jaleo, wo die Füße sich nicht vom Boden heben, und das Tänzerpaar keinen größern Raum zu seinen Evolutionen braucht als einen Tisch. Den Lolé tanzt nur eine Frau, den Zapatero auch; die übrigen werden paarweis getanzt, aber von so vielen Paaren, wie zur Zeit wollen. Die Musik dieser sämmtlichen Tänze hat nichts Frappantes; jede Melodie geht unter im Geschwirr der Guitarre und im Gerassel der Castagnetten. Dies Gerassel hat wiederum etwas höchst Characteristisches: zuerst betäubt und zuletzt berauscht es. Hören und sehen vergeht einem dabei und davon. Indem ich dies so schreibe, geht's mir durch den Kopf, ob man diese Tänze unanständig nennen soll. Es ist wirklich recht merkwürdig, daß man über das, was anständig ist, so ungemeine vage Begriffe hat, und noch dazu in unsrer Zeit, der es warlich nicht an Subtilität

gebricht. Vor zwanzig Jahren, als unser lieber ehrlicher Walzer, unser ächter Nationaltanz, in England eingeführt wurde, schrie man Zeter; unanständig im höchsten Grade fand man ihn, gefährlich gar, wie irgend ein moralisches Gift. In Frankreich ist er noch jetzt den jungen Mädchen verboten, und man muß verheirathet sein, um sich mit seiner Gefährlichkeit vertraut machen zu dürfen. Unser Walzer! bei dem wir groß geworden sind, wie die Andalusierinnen beim Lolé! unser Walzer, der mir wie der heiterste Ausdruck der Freude vorkommt, und von dem andre Nationen grade das sagen, was ich vorhin von den Castagnetten: er berausche! — Ich glaube, wenn man einem Tanz zusieht, muß man in einer Stimmung sein, als ob man gern mittanzen mögte. In catonischer Laune wird man ihn immer albern und vielleicht auch immer unsittlich finden — höchstens die Menuet ausgenommen.

Gestern war Himmelfahrtstag und große Promenade mit springenden Wassern im Garten des Alcazar und hernach in der Cristina. Auch in den Delicias sollen viel Menschen gewesen sein; da war ich aber nicht, weil die Tänzer um acht Uhr bestellt waren, und der Spaziergang dahin zu lang geworden wäre. Wir waren neulich in der Frühe

da, von sechs bis acht Uhr. Man braucht ungefähr zwei Stunden, um von unsrer Fonda dahin und zurück zu gehen. Wenn man erst aus der Stadt heraus ist, geht man ununterbrochen in einer Allee und am Guadalquivir. Die Delicias erinnern mich etwas an die Cascinen in Florenz; es sind ebenfalls schöne Bäume und Fahrwege, und die Flüsse haben Aehnlichkeit mit einander. Nur fehlt hier der Apennin, und die glänzende, wechselvolle, reichbelebte Landschaft. Es ist eine Art von Baumschule mit den Delicias verbunden, aber nicht wie bei uns von Obstbäumen, sondern von Mimosen, von Granaten, und ich weiß nicht was alles für Köstlichkeiten. Das wird gehalten so elend wie möglich, steht wie Kraut und Rüben so konfus, blüht jedoch so prächtig, als ob es keiner Pflege bedürfe. Der Garten des Alcazar ist hingegen sehr gepflegt, die Wege mit glatten Steinen gepflastert, Blumen und Hecken geordnet und geschoren. Er war gedrängt voll Menschen; man schlich Schritt vor Schritt, Kopf an Kopf. Schöne Mantillen, weiße und schwarze, von Blonden, Spitzen und Taffet, hingen über sammetschwarze Haare. Ab und an tauchte auch ein Hut empor; allein er wurde nie gut getragen! die Haltung des Kopfes, des ganzen Körpers, alle Bewegungen sind auf

die Mantille berechnet. Die Andalusierin mit einem Hut sieht aus, als ob sie ihn zur Schau trüge, und das ist doch wirklich das Disgraziöseste und Uneleganteste, was einer Frau begegnen kann.

Ade, Fratello, leb' recht wohl.

Sieben und zwanzigster Reisebrief.

Sevilla, 23. Mai 1841.

Ich habe Sie etwas lange im Museum gelassen, liebes Herz. Verzeihung! ich kann nicht immer zum Schreiben kommen, es giebt gar mancherlei zu sehen und, was für mich viel hinderlicher ist, ich bin nicht beständig zum Schreiben aufgelegt. Zuweilen überwind' ich wol die kleine Unlust, wenn die Zeit sehr drängt; zuweilen ist sie aber stärker als ich, und ich lasse einen und wol gar mehre Tage so ruhig hingehen, als ob mein Aufenthalt in Spanien jahrelang dauern sollte. Nun, heute will ich Ihnen von der Caridad erzählen, nämlich vom Moses. Das ist ein großes Gemälde, einige zwanzig Figuren, und mehre Thiere, alles in der höchsten Perfection der Farbe und der Zeichnung, und daher, was die Kunst und die überwundene Schwie-

rigkeit betrifft, vielleicht höher als der S. Thomas — und was die Wahrheit, Innerlichkeit und Natürlichkeit betrifft, neben ihm stehend. Ist es Ihnen wol geschehen, daß man Sie in einer Gallerie vor irgend ein Bild geführt hat, das ein Paar Heringsköpfe darstellt, oder ein ausgeweidetes Schwein, oder dergleichen reizende Gegenstände? und nun begehrt man, Sie sollen sich entzücken über die Wahrheit der Darstellung! im Berliner Museum ist mir das einmal geschehen! vor ein ausgeweidetes Thier hat man mich geführt, und das sollt' ich bewundern. Vor solchen Bildern bin ich nun aber wie ein Stock! wo keine Seele ist, da rührt sich meine Seele nicht; eine Kunst, die keinen Gedanken zu ihrem Grundton macht, läßt nicht in mir die Terz vibriren. Kann man vor blutigem Fleisch und vor Eingeweiden etwas Andres denken, als: ach Gott, ja! es ist recht ekelhaft natürlich gemalt! — Mit der Natürlichkeit ist's dann auch was Eignes! Nach der Natürlichkeit eines Bauerweibes fragt kein Mensch. Die plumpe, rohe, unentwickelte, ungebildete Natur gereicht uns zu gar keinem Vergnügen. Wenn wir uns über die Natürlichkeit einer Person freuen, so ist immer sous entendu, daß es eine liebliche und schöne, oder feine und hohe Natur sei — eine Natur, welche in den complicirten Verhältnissen der Gesell-

schaft, und den Verlockungen der Eitelkeit gegenüber, ein wundervolles Bewußtsein, nicht etwa ihres Werthes, sondern ihrer Bestimmung behalten hat, und dadurch vor der Verschrobenheit geschützt ist. Grade so ist's mit der Natürlichkeit der Heringsköpfe und der des Moses! zu jenen gehörte nur ein Pinsel, zu diesem ein Geist. — Oder man hat Sie auch vor ein Gemälde geführt, dessen merkwürdige Verkürzung der Gegenstand des Staunens von Künstlern und Laien ausmacht. Und allerdings! das ist denn auch ungemein geschickt; — wenn man nur nicht dem Dinge ansähe, daß das ganze Bild nur der Verkürzung wegen gemalt ist. — Liebe Emy, ich sage dies Alles nicht umsonst! .... welch ein Maler muß dieser Mürillo sein, da man dasjenige, was den gemeinsten Gegenständen einen Reiz verleiht, und den verschrobensten den Stempel der Kunst aufdrückt: die höchste Natürlichkeit und das tiefste Studium — nur nach und nach, wie eine Zugabe, an seinen Gemälden herausfindet. Ein Maler, der nichts gemalt hätte als den knieenden Bettler im S. Thomas, und das Kind auf dem weißen Pferde im Moses, würde unsterblich sein. Nun ich versichre Sie! diese bewundernswerthen Figuren sind mit einer solchen Gleichgültigkeit ins Gemälde hineingeworfen, als wären sie Staffage, und der Gesamt-

eindruck ist ein so großartiger, so allmächtiger, daß man drei, viermal vor jene Gemälde hintreten kann, eh' man daran denkt, die Einzelheiten nach Gebühr zu würdigen. Also der Moses!

Das Wunder ist geschehen! das uralte, ewig neue, täglich sich wiederholende Wunder, das für uns Alle mehrmals im Leben, wenn auch nicht auf materielle Weise geschehen ist! Wasser sprudelt in der Wüste, und der harte heiße Fels ist zum labenden Brunnen worden. Das hat weder menschliche Weisheit noch menschliche Kraft bewerkstelligt, sondern einzig die Gnade dessen, der uns „je und je geliebt hat." Aber der Mensch ist gar eine sinnliche Kreatur! über dem Genuß der Gabe vergißt er den Geber, und nur der Einzelne, der Auserwählte, den Gott auf höhere Stufe gestellt und zu weltumkehrenden Schicksalen auserkoren hat, nur der macht's anders und vergißt die irdische Bedürftigkeit über dem göttlichen Geber. Moses steht in der Mitte des Bildes ganz ruhig, seinen Stab zwischen den emporgehobenen Händen und blickt dankend zum Himmel mit großen milden Augen, mit der extatischen Innigkeit des Propheten, der gewohnt ist durch seine Gebete die Welt zu überwinden — ich meine die Welt in der biblischen Bedeutung: die Macht des Irdischen in uns und außer uns; — und ich

mögte sagen, um seine tiefe Ruhe zu bezeichnen, mit der Gewohnheit der Andacht. Ihm sind die Wunder Gottes vertraut! Daher hat er nichts von dem wilden, unruhigen, exaltirten Wesen, das ich wol sonst mit großem Unbehagen an Mosesbildern wahrgenommen, die durch materiellen Kraftaufwand zu ersetzen streben, was ihnen an geistiger Kraft mangelt. Daher schaut er so mild und so klar drein! die göttlichen Offenbarungen haben ihm alle verwirrten Räthsel des Lebens gelöst. Er ist vom Geist erleuchtet. Die hochberühmten Propheten von Michel Angelo verhalten sich zu ihm, als wären sie vom Geist besessen — und ob vom göttlichen? das ist sehr fraglich. Moses denkt an Gott. Aaron steht zu seiner Rechten und denkt an Moses. Getheilt zwischen Erstaunen und Bewunderung, mit freudigem Schreck betrachtet er den mächtigen Bruder, ohne jedoch ganz dessen Hoheit zu verstehen. All die übrigen Geschöpfe, Menschen und Thiere, sind beschäftigt ihren Durst zu stillen, oder streben danach, oder sind Andern dazu behülflich; und nun ist es wieder ein Meisterstück des Genies, daß unter so vielen in die sinnliche Bedürftigkeit versunkenen Gestalten, nicht eine einzige durch Gier oder Brutalität abstoßend, während doch manche durch ihre fürchterliche Wahrheit herzzerreißend ist, z. B.

die Mutter ganz in der Ecke des Gemäldes, welche hastig und seitwärts gekehrt trinkt, damit das kleine Kind, das sie auf dem linken Arm trägt und das nach ihrem Becher greift, ihn ihr nicht entreiße. Zur Versöhnung steht neben ihr ein Vater, einer von Murillos unvergleichlich schönen Männern, mit einem braunen Turban. Gott, wie zärtlich lächelt er auf das schöne kleine Mädchen nieder, indem er ihr aus einem großen Gefäß Wasser in das kleinere gießt, das sie zu ihm herauf reicht! — Auf der andern Seite giebt eine schöne Frau einem Knaben zu trinken; ein zweiter drängt sich herzu und schreit, und hat große Lust dem kleinen Unersättlichen ein Paar Püffe zu versetzen. Aber der läßt sich's nicht anfechten, wird auch die Püffe gelassen hinnehmen — vor der Hand! und nur trinken! trinken! bis kein Tropfen mehr in der Schaale ist. Ein Mann hat sich auf die Knie geworfen und läßt das Wasser aus dem Felsen in eine Kanne rinnen, während er den Quell mit einem Ausdruck fixirt, als könne er jeden Moment versiegen. Neben ihm steht ein Hund und trinkt das Wasser, das aus dem Felsen auf die Erde, und dann weiter fließt. O dieser Hund! er ist gewiß mehrmals fortgejagt worden, um den Menschen Platz zu machen; wie er sich herangeschlichen hat, wie er hastig und scheu trinkt, wie er mit dem

rührenden Ausdruck, den nur ein Hund oder eine unterdrückte Creatur hat, demüthig um Verzeihung zu bitten scheint, daß er auch durstig ist. Ihm ge-gegenüber sind zwei Schaafe, die sich ganz stupid zu einem Kessel drängen, den ein junges Mädchen voll Wasser geschöpft hat, um ihn mehren Personen zu reichen, die hinter ihr stehen. Aber ein weißes Pferd hat seinen matten Kopf auch ganz begierig nach diesem glückseligen Kessel herabgestreckt, während ein Kind auf seinem Sattel zwischen zwei Hängekörben sitzt, und jauchzend mit dem Finger nach dem Felsen deutet. Von diesem Pferde sprach ich vorhin; der Beschauer sieht es von hinten, allein das Kind hat sich auf dem Sattel so umgedreht mit halbem Leibe, daß es einen grade anlacht. Ach guter Himmel! reicht dies Alles wol hin, um Ihnen eine Ahnung von dem Leben, der Bewegung, der Handlung zu geben, welche in diesem mirakulösen Bilde pulsirt? oder eine Vorstellung von dem Genie dieses Malers, der den Propheten, das Kind, den Hund, den Alltagsmenschen, Alle zusammen und Jeden einzeln, so tief in seiner Eigenthümlichkeit aufgefaßt, und daraus ein so harmonisches, einfaches und erhabenes Ganze gemacht hat. Ich, je mehr ich Murillo sehe, um desto unvergleichlicher kommt er mir vor. In diesen gar so großen Compositio-

nen — ich dächte, wir hätten neulich acht und zwanzig lebende Wesen im Moses gezählt — sind gewöhnlich drei bis vier Hauptfiguren und die andern sehen zu, oder treiben Ueberflüssigkeiten, die nur geschehen, um das Bild zu füllen; oder auch die Handlung zerfällt in einzelne Gruppen, die unter sich keine nothwendige Verbindung haben. Hier ist jedes Einzelne durch und durch characteristisch, und dennoch dem Ganzen untergeordnet. An diesem Moses hätte die ganze Düsseldorfer und die ganze Münchner Schule, und jeder Zögling, der ihnen längst entwachsen ist und seine eigne Schule zu gründen strebt — ich meine, was in Deutschland Maler ist, hätte sein Lebelang daran zu studieren, und solch ein Studium thäte ihm Noth. Damit Sie indessen keinen Verdacht gegen meine Unparteilichkeit in Sich aufkommen lassen können, beeil' ich mich Ihnen zu sagen, daß der Pendant zum Moses, die Speisung der Fünftausend, eine von jenen großen leeren Compositionen ist. S. Juan de Dios ist heftig nachgedunkelt, so schwarz in einigen Theilen, daß man es kaum erkennt. Es stellt nach einer Legende den Heiligen vor, der einen Kranken am Wege gefunden hat und ihn mühselig auf seinen Schultern heim trägt; als er beinah unter der Last erliegt, tritt ein Engel zu ihm und unterstützt ihn. S. Juan fleht

nach meinem Sinn zu erschrocken aus. Derjenige, zu dem die Engel kommen ihm zu dienen, muß ja mit den Engeln vertraut sein, und wird ihre Hülfe mit demüthigem Erstaunen, doch ohne Schreck annehmen. Indessen, ein englischer Maler, der dies Bild in Aquarel copirt, sagt, es sei eines der besten. Ich geb' Ihnen auch kein andres Urtheil als den Eindruck, welchen es auf mich macht. Das ist so meine Weise: statt des Urtheils den Eindruck, und statt einer Beschreibung ein Bild. Ob sie die richtige ist? für mich gewiß! für fremde Augen kann ich freilich nicht einstehen. Oft denk' ich: wenn Sie diese Bilder sehen würden, so würden Sie ganz andre Dinge aus ihnen heraussehen; denn wir lieben Dasselbe, Sie und ich, allein wir lieben es auf sehr verschiedne Weise und es sind selten die nämlichen Schönheiten, die uns frappiren. — Es sind noch gar manche Gemälde außer denen, die ich genannt habe, von Murillo im Museum: mehre Concepcions, eine Verkündigung, eine Anbetung der Hirten, ein Ecce homo, verschiedene Madonnen und Heilige; doch die trockne Nomenclatur ist so unerquicklich wie der Gang durch eine Bibliothek, und ausführlich könnte ich sie nicht beschreiben, weil sie mich nicht so tief ergriffen haben. Nicht alle sind unter gleichen Gestirnen geboren! nicht alle sind auf

gleiche Weise von der Sonne des Geistes durchstralt und umflossen! nicht alle gehören jener höchsten Sphäre, jenem Allerheiligsten an, wohin der Genius wol immer strebt, jedoch nicht immer gelangt! Denn der Mensch, wenn auch der Genius in ihm wohnt, behält ewige Analogie mit der Natur, und so wie die ihre Frühlingszeit hat, wo sie in Fülle und Herrlichkeit produzirt: so hat er auch die seine; nur ist sie nicht bei ihm regelmäßig an eine Epoche gebunden. Frühling wird auf der Erde, wenn die Sonne höher und immer höher über sie heraufsteigt; Frühling in der Menschenseele, wenn sie sich momentan zu reinerer Erkenntniß des Göttlichen, zur Sonne der Geister, empordrängt. Dann ist sie von frischeren Lüften umweht, und ein hellerer Stern stralt ihr zu Häupten. In solchen Momenten arbeitet der Eine ein Bild aus, und der Andre sich selbst. Wovon sie abhängen, diese gesegneten Momente? liebes Herz, das ist ein Geheimniß zwischen jedem Einzelnen und Gott. Aber der Mensch erlebt manchen Frühling, und je nachdem er vom Schöpfer dazu bestimmt ist, trägt er seine Blüten. Viele Menschen blühen auch nach innen, wie die Feigen. Steril ist Keiner, kann Keiner sein — hoff' ich! hat doch das Haideland seine liebliche Erika! Aber freilich, so eine Murillo-Natur hat eine großartigere Flora! —

Von Zurbaran, seinem Zeitgenossen, macht man hier viel. Ich gestehe, daß ich in dessen Bildern immer nur Leinwand mit menschlichen Figuren bemalt erblicke. Im Museum sind einige, z. B. S. Bruno und der Papst. Der Heilige sitzt auf einem Stuhl und der Papst sitzt auf einem andern Stuhl, und sie sehen sich an. Ferner ein großes Altarbild S. Thomas von Aquino und andre gelehrte Heilige darstellend, das im untern Raum eine Zugabe von andächtigen Zuhörern hat, unter andern Carls V. Porträt. Da aber Zurbaran 1598 geboren ist, vierzig Jahr nach des Kaisers Tod, so ist jenes Porträt nicht nach der Natur. Ein Ecce homo von ihm gefällt mir ausnehmend, und besser als der von Murillo, und der schönste von allen ist vielleicht der von Alonzo Cano im Hause des Kanonikus Cepera, ein melancholisches, erhabenes Gemälde. Dieser Alonzo Cano ist eben so tüchtiger Bildhauer als Maler gewesen und nach Montañes der beste Holzschneider. In jener Gallerie Cepera befindet sich ein reizendes Figürchen von ihm! Kennen Sie das Märchen von „Prinzessin Schneeweißchen" die schlafend von weinenden Zwergen in einen gläsernen Sarg gelegt wird, weil sie sie für todt halten? so, in prächtigen Gewändern, das feine Köpfchen von braunen Locken umwallt, liegt eine Figur, unge-

fähr ein, einen halben Fuß lang in einem schützenden Glaskasten, und nichts ist ihrer Schönheit so vortheilhaft, als ihr Schlaf; denn bei dieser colorirten Holzsculptur ist das Auge der Stein des Anstoßes, fast immer grell und hart. Nun decken die Augenlieder es zu, und es ist bewundernswerth wie fein die kleinen Züge und die Händchen ausgearbeitet, und wie stolz die Falten der Kleider gehalten sind. Neulich haben mir solche Figuren einen großen Schreck gemacht. Ich schrieb Ihnen schon von einer Art Polterkammer im Museum, wo Zurbarans S. Thomas von Aquino und Murillos himmelfahrende Jungfrau aufbewahrt werden. Gleiches Schicksal hat ein Kruzifix von Montañes, das für sein Meisterwerk gilt, und jetzt in einem Winkel auf der Erde liegt. Zwei knieende weibliche Gestalten, vermuthlich die heiligen Frauen, liegen daneben, und diese Gesellschaft war es, die mir in dem halbdunkeln wüsten Raum einen beängstigenden Eindruck machte; sie sah gar so menschlich aus! Obgleich dies wol ein Lob ist, so konnte ich doch nicht ihre künstlerische Schönheit beurtheilen, denn Sculpturen wollen aufgestellt und aus dem gehörigen Gesichtspunkt betrachtet sein, um den richtigen Effect zu machen, wollen nicht auf der Erde bestaubt und beschmutzt liegen. Ueber einem Altar mögen sie

wunderschön sein; jetzt waren sie mir in der Ferne graulich, und in der Nähe gräulich, mit ihren harten Lippen und grellen festen Augen. Murillos himmelfahrende Jungfrau ist dazu bestimmt ganz oben über einem Hochaltar, dem Haupteingang der Kirche gegenüber, zu hängen; jetzt steht es auf der Erde, und reicht bis an die Decke, und macht sich doppelt schlecht, weil es aus nichts besteht als aus Wolken und der kolossalen Gestalt der Jungfrau. Aber denken Sie Sich, wie das sein muß, wenn Beleuchtung und Räumlichkeit die gehörigen sind! Sie treten in die Kirche und sehen im Hintergrund über dem Altar große lichte Wolken, und in ihnen, auf ihnen, die Jungfrau halb schwebend, halb ruhend, im weißen Kleide, im dunkelblauen Shawl; und ganz einsam! Wer sollte auch bei ihr sein? Aber wo ist der Maler, der das begriffen hätte?... Titian hat's doch begriffen. Allein sein Gemälde in Verona, wo die Jungfrau einsam ihre Himmelfahrt hält, ist keines seiner gelungenen, denn sie sieht aus, als ob sie sich mühsam und schwerfällig aus den Wolken heraus arbeite, in welche sie bis an die Knie versunken ist. Murillos Jungfrau schwebt hoch und frei auf ihnen; sie hat die Hände vor der Brust gefaltet, und ihr mildes Auge erdenwärts gesenkt, als ob sie auch im Himmel nicht den Blick

von dieser Erde wenden möge, wo sie geliebt und gelitten hat. Sie ist weder eine Königin des Himmels, noch eine mater dolorosa, noch eine Mutter des Welterlösers, — sondern eine ächte „Consolatrix afflictorum“ der katholischen Kirche. Ja, so geht mir das! mit Murillo kann ich gar nicht fertig werden, und wenn ich von den Uebrigen drei Zeilen geschrieben habe, so mein' ich, es sei schon zu viel. Vielleicht meinen Sie es auch. Indessen ist Montañes doch einer der ersten spanischen Künstler, und die ehmalige Kapuzinerkirche zu Italica enthält seine allerdings bewunderswerthen Werke; jedoch neben Murillo kann kein Andrer aufkommen — Velasquez vielleicht; den kenn' ich nicht. Der lebte in Madrid am Königshof, und er soll in demselben Grade der Vollendung und Wahrheit der Maler der Ritterlichkeit und begeistert von der Idee der Ehre sein, wie Murillo der Maler der Heiligen und erfüllt vom Glauben ist. Dies sagte mir der englische Maler, dessen ich vorhin erwähnte, der lange in Madrid gewesen ist. Wie schön, daß die großen Künstler, ohne es zu ahnen, und noch viel mehr, ohne es zu wollen, in ihren Schöpfungen die Repräsentanten des Characters ihres Volkes und der Richtung ihrer Zeit werden. Sie stellen das Ideal auf. Der Glaube mag nie den mächtigen Schwung

und die tiefe Innerlichkeit gehabt haben, mit dem Murillo ihn, gleichsam wie mit zwei Flügeln, ausstattet; das Ritterthum nie die stralende Hoheit, die auf innerm Werth basirende äußere Würde, die Velasquez ihm verleiht; aber Beider Werke beweisen, wie Glaube und Ritterthum von Einzelnen aufgefaßt wurden, und von Allen aufgefaßt werden sollten. Ach, es ist schwer, begeistert für eine Idee, und doch ohne Fanatismus zu sein! es ist fast nur dann möglich, wenn diese Idee ganz frisch, ganz stark, wie ein junger Hercules aus der Wiege der Zeit springt. Mit den Widersachern kommen ihr wol größere Kräfte, jedoch sie verliert ihre Reinheit; denn jeder Kampf befleckt — jeder! und Keiner kommt aus einer Schlacht zurück, der sich nicht Staub oder Blut abwaschen müßte. Lesen Sie das Gedicht vom Cid, von diesem Menschen, der im Leben wie im Liede selbst wie ein Hymnus auf die Ehre war; und dann lesen Sie einmal, wie z. B. Calderon die Ehre verstanden im „Don Gutiere," den Schlegel übersetzt hat, oder im „Stern von Sevilla." Wenn der Cid vom König Alfonso den Eid begehrt, daß derselbe nicht seinen Bruder König Sancho habe ermorden lassen, und für diese Kühnheit in die Verbannung geschickt wird; so begreift man sehr gut, daß ein ächter Ritter auf dem König,

dem er gehorchen soll, nicht den Verdacht eines Verbrechens dulden darf. Später aber geht diese hohe Andacht zu dem König in blinden Gehorsam für seine Befehle über. Man heirathet, wen er will, man bringt ums Leben, wen er will. Seinem Wink zu gehorsamen ist Ehre. Was daraus für geschraubte und verdrehte, alle menschliche Würde mit Füßen tretende Situationen hervorgehen, findet man in jenen Tragödien. Alle Gefühle werden verschroben; keines behält den Instinkt des Rechtes, welcher untrennbar von wahrer Empfindung ist; der Fanatismus ist an die Stelle der Begeisterung getreten, eine factice Regel an die Stelle des ewigen Gesetzes. Don Gutiere ermordet die geliebte Donna Mencia, weil sein Verdacht über ihr schwebt; doch nicht wie Othello, halb rasend vor Eifersucht und Verzweiflung; — nein! kühl und gelassen läßt er einen Wundarzt kommen und ihr die Adern zerschneiden; und als der König ihn zur Strafe gleich darauf mit einer andern Frau verheirathen will, so bedankt er sich pflichtschuldigst für die gnädige Strafe, und heirathet sie. Finden Sie das schön? Nein, da lob' ich mir meine Romanze vom „Conde Alarcos.“ Der hat einst der Infantin die Ehe versprochen, aber eine andre Frau geheirathet, und als nun nach Jahren die Infantin und der König be-

gehren, daß er seine Frau umbringe, um jene zu heirathen, da erwürgt er die geliebte Gräfin mit tausend Thränen. Nun ersetzt die poetische Gerechtigkeit, was der menschlichen mangelt, und Alarcos, die Infantin und der König sterben am dritten, am zehnten und am zwanzigsten Tage. Ich will, wenn ich später dazu Zeit habe, versuchen die Alarcos-Romanze zu übersetzen. Recht treu wird's aber nicht möglich sein, denn die Assonanzen sind allzu geschraubt im Deutschen und ich muß statt dessen den Reim nehmen. Reimlose Verse, wie im Herderschen Cid kann ich nicht machen — wenigstens sind sie mir bis jetzt nie eingefallen, und was mir nicht von selbst einfällt, das kann ich nicht. — Die alten Tragödien von Calderon und Lopez de Vega werden fast niemals und nirgends aufgeführt. Ein beliebter Bühnendichter ist der Herzog von Rivas, der hier lebt, ein Mann von mittleren Jahren und einfachem Aeußeren. Neulich, während der großen Himmelfahrtstag-Promenade, setzte sich ein alter freundlicher Herr zu uns, erkannte uns sogleich für Fremde oder vielleicht weil er uns dafür erkannte, und nannte uns verschiedene Sommitäten von Sevilla, und darunter auch den Herzog von Rivas, der es uns bequem machte ihn zu sehen, indem er sich auf die andre Seite zu uns setzte. Grade jetzt

wird sein neuestes Schauspiel mit vielem Beifall hier gegeben, Franz I. in Madrid heißt es — doch meine Augen sind allzu angegriffen, ich kann nicht ins Theater gehen. Was ich von Auge habe, verbrauch' ich für Murillo, und dann schreib' ich. Es ist immer und überall ein großes Leid sich nicht auf seine Gesundheit verlassen zu können, doch ganz besonders bei einer Reise wie diese, wo jede Spur von Pflege und Bequemlichkeit fehlt, und wo man doch beständig verlockt wird die Sorge für die Gesundheit bei Seite zu setzen. Nachdem wir in den ersten Tagen eine fast unerträgliche Hitze hatten, ist es plötzlich kühl, ja, des Unterschieds wegen, fast kalt geworden, denn der Thermometer ist von sechs- und dreißig auf siebzehn Grad gefallen, und heftige Regenschauer, die mehrmals täglich stark und plötzlich niederstürzen, machen die Luft noch feuchter. Ein dicker heißer Wind, der die ganze Atmosphäre voll Staub wirbelt, geht dem jedesmaligen Regenguß vorher. Es wäre also sehr angenehm einen Wagen zu haben; doch der Luxus eines Wagens, um in der Stadt herum zu fahren, ist hier unbekannt. Himmel! was war's für ein Aufzug, in dem wir vorgestern nach Italica fuhren! Das Ding heißt eine Barucha; die einzige Aehnlichkeit zwischen ihr und einer Kalesche besteht darin, daß sie vier Räder und

einen bedeckten Sitz hat. Ueberflüssigkeiten, als da sind Federn, Polster, Wagenthüren, Tritte, Kutschersitz, kurz das, was den Unterschied zwischen einem Wagen und einem vierrädrigen Karren macht, verschmäht die Barucha. Der Rücksitz ist eine simple hölzerne Bank. Zwei armlange eiserne Haken entern ihn an den Vordersitz und vertreten zugleich die Stelle der Portieren insofern, daß man sich an sie anklammern kann, um nicht herauszufliegen. Uebrigens ist man vollkommen dem heitern Spiel der Elemente preisgegeben, und schwebt in so ungewöhnlicher Höhe, wie ich mich nie über der Erde befunden, wenn's nicht auf einem Thurm war. Regnet es, windet es, staubt es, scheint die Sonne: so genießt man das Alles aus der ersten Hand, schutzlos, rettungslos. In dieser Maschine, die mit vier Pferden bespannt und durch Majoral und Zagal befehligt wurde, donnerten wir durch die krummen, gräßlich gepflasterten Straßen, über die wackelnde hölzerne Brücke des Guadalquivir, durch die Vorstadt Triana durch, in welcher das erste Inquisitionsgericht in Spanien eingesetzt wurde, und so ins Land hinein, sturmumbraust, staubumwirbelt, zerstoßen und zerschleudert — eine diabolische Fahrt, die zum Glück nur fünf viertel Stunde dauerte. Ein ganz schöner, und merkwürdiger Weise sehr wohl erhaltener antiker Mo-

saikfußboden unter freiem Himmel, ist das interessanteste Ueberbleibsel des prächtigen Italica, das mich an Pästum erinnerte — auch Hütten, öde Gegend, welliges Erdreich, vielleicht durch Schutt und Trümmer erzeugt, Erinnerung an ungeheure verschollene Größe, doch freilich keine Tempel! und auch keine Einwohnerschaft von unglückseligen, fieberkranken Bettlern. Wir traten vom Regen überfallen in eine dieser Hütten, und wurden sehr freundlich und gar nicht zudringlich bettelhaft empfangen; der Puchero kochte in einem Winkel. — Die Ueberbleibsel des Amphitheaters konnten wir des Regens halber nicht besuchen. Wenn man andre kennt, soll es auch nicht der Mühe werth, und nur zerbröckeltes Gemäuer sein. Die römischen Ueberreste von Italica verdienen nicht die Fahrt in solcher Höllenmaschine, wie die Barucha ist; aber wol die heiligen Geschichten in Holzsculptur von Montañes, in der trostlos vereinsamten, ruinenhaften Kirche. Sie liegt auf einer Anhöhe, und man findet, daß sich Sevilla sehr gut von dort aus präsentire. Man sieht allerdings ihre Größe, ihre zahllosen Thürme und Kirchen, und Giralda und Kathedrale alle andern weit überragend — allein diese Masse von Häusern sieht in der ziemlich bedeutenden Entfernung doch nur wie eine dicke graue Linie aus, und ich kenne nur

eine Sorte von malerischen Linien — nämlich die der römischen Aquädukte. Ganz lang und ganz grade ziehen die sich fort, und sind dennoch wundersam schön und lebendig in der Landschaft. Unbegreiflich, daß sich hier keine Spur derselben findet! die Römer waren nicht Leute, die sich mit dem Guadalquivir als Trinkwasser begnügten. — Das Land selbst kam mir hier, mitten drin, weniger wüst vor als neulich von der Giralda herab, wo der Mangel an Bäumen gar so auffallend ist. Hier sahen wir wol bebaute Felder, doch reich und kräftig waren sie nicht. An manchen Stellen war bereits das Korn geschnitten, an andern noch nicht. Wenn die ganze Ernte geschehen ist, so werden die Stoppeln angezündet, um den Boden zu düngen mit ihrer Asche. Dann ist wochenlang die ganze Atmosphäre in Rauch verwandelt, der Himmel grau und die Sonne trübe durch ihn, und da die große Hitze des Julius und August, die durch keinen Regentropfen erfrischt, durch kein Lüftchen gekühlt wird, grade mit dieser Epoche zusammentrifft, so soll dann eine vernichtende Schwüle auf der Ebene von Sevilla brüten, deren Desolation mit nichts zu vergleichen ist.

Nun werde ich Ihnen etwas sagen, und Sie werden die Hände zusammenschlagen und rufen:

„Wie ist das möglich!“ — Ich gehe nicht nach Cordova. Wenn ich wie Sie ruhig auf meinem Sopha säße, so würd' ich's auch grade so machen, und sehr erstaunt sagen: „Nicht nach Cordova, zur alten Maurenhauptstadt, zum Weltwunder-Dom!“ — Ist man aber an Ort und Stelle, wird man die Schwierigkeiten gewahr, mit denen man zu kämpfen hat, so begreift man sehr wohl, daß es möglich ist. Die Diligence ist die wenigst unbequeme Art in Spanien zu reisen; das finden auch alle Leute, und daher sind bis zum fünften Junius sämmtliche Plätze genommen. So lange kann ich nicht warten, denn ich will mit dem nächsten englischen Dampfschiff, das von Gibraltar nach Lissabon geht, dorthin und, wenn das Glück gut ist, weiter um die ganze pyrenäische Halbinsel herum und nach den baskischen Provinzen; — denn in Spanien sind die Provinzen interessanter, wichtiger und characteristischer als die Hauptstadt, die im Grunde nur Residenz, aber nicht der Sitz der allgemeinen Interessen und Stimmungen, und nicht von überwältigendem Einfluß ist. Mit einem Kutscher kostet die Fahrt nach Cordova, hin und zurück und einen Tag dort, fünf Tage. Ich weiß nicht, ob der Dom diese Zeit und diese mühselige Fahrt werth ist! Dann ist noch eine dritte Art die Reise zu machen möglich: in

einer Barucha und mit Extrapost; allein zu dieser Strapaze gehört eine Herkules Gesundheit, und die hab ich nicht. Es ist nun freilich sehr unangenehm den Dom von Cordova nicht zu sehen; indessen tröst' ich mich doch leichter darüber, als wenn's etwas Andres wäre, denn Sie wissen, man hat ihn zu einer christlichen Kirche umgewandelt, und die Bedürfnisse und den Schmuck einer solchen in ihn hinein gebracht. Das paßt nun gar nicht zusammen! der Glaube der Mohamedaner ist fest und klar, bestimmt in allen seinen Lehren und Verheißungen, Stahl für die Erde, Gold für den Himmel. So ist der christliche nicht! unbegreifliche Lehren, tiefsinnige Mysterien, geheimnißvolle Verheißungen machen seine Essenz aus. Der Islam ist die Idee der Befriedigung, das Christenthum die der Sehnsucht. Das spricht sich aus, und muß sich aussprechen in der Kunst, besonders in der Baukunst, die vorzugsweise eine Hieroglyphe der Religion ist. Islam und Christenthum sind Kinder eines Vaters — und das ist Gott! aber sie gehen auf verschiedenen Wegen ihrer Entwickelung und Bestimmung zu, wie das nun einmal die Art und Weise der Kinder eines Hauses ist, wo das eine oft ein großer Mensch und das andre ein ganz alltäglicher wird. Ihre Erzeugnisse und Schöpfungen

entsprechen der Idee, die sie beseelt und die sie sich bemühen darzustellen. Man kann nicht diese Schöpfungen mit einander vermischen, ohne daß etwas Kreischendes daraus würde — und man hat's doch gethan im Dom zu Cordova. Ich denke, Allah muß noch ebenso darin wohnen, wie die alten Götter im Pantheon zu Rom. Uebrigens ist er zu allererst von den westgothischen Königen gegründet, und folglich eine christliche Kirche gewesen; doch aus diesen gar zu tiefen fernen Zeiten soll nichts übrig, sondern Alles das Steingewebe der Araber sein, welches ich in der Alhambra in seiner Vollkommenheit kennen gelernt habe. Hier sind im Alcazar auch einige schöne Ueberreste; aber kommt's daher, daß er älter als die Alhambra ist, oder daß er zu viel von seiner maurischen Eigenthümlichkeit eingebüßt hat, indem er Residenz der castilischen Könige ward, nachdem der heilige Ferdinand 1248 Sevilla eroberte: genug, die Alhambra sieht aus wie der Typus und das Ideal der arabischen Architektur und der Alcazar wie eine modernisirte Nachahmung derselben. Er hat doch noch gar schöne Thüren von eingelegtem Holz, und einige ganz herrliche Deckengewölbe, die sich wie Wolken von goldenen Tropfen aufbauen und zusammenlehnen, besonders in der Sala de los embajadores. Stellen Sie Sich

vor, was dieser arme schöne Saal hat leiden müssen! seine zierlichen Wände hat man durchbrochen und schwerfällige Balkons, tribünenartig, da heraus gebaut; und seine verschlungenen Arabesken hat man mit einer Art von Fries übermalt, bestehend aus den Porträts sämmtlicher christlich spanischen Könige von Ataulph bis zur wahnsinnigen Juana — gemalt, wie mit einem Maurerpinsel! Ein andres Zimmer, welches Ferdinand VII. zum Schlafgemach diente, ist von einer ebenso kunstfertigen Hand mit einer Landschaft begabt worden, Thüren sind in die Wände gebrochen, ohne Rücksicht auf das Arabeskengewebe, das sie überzieht — so geht man um mit dem Schönen! — Es ist recht seltsam, daß Alles, was schön und groß ist, durch eine Epoche der Barbarei und Verkennung geht, während welcher es mißhandelt oder mit Füßen getreten, oder vernachlässigt, oder beachselzuckt wird. In dieser Epoche ruinirt man's zuweilen, wie z. B. da Vinci's Abendmahl, oder wie manche römische und gothische Gebäude, so, aus Gleichgültigkeit, aus simpeln Unverstand; und dann, hinterher, wenn's zu spät ist, kniet man nieder vor diesen Ruinen, wehklagt über die Stumpfheit früherer Tage — und wer weiß, ob man nicht in demselben Moment aus Nichtachtung und Gleichgültigkeit irgend etwas rui-

niren hilft! nicht aus Bosheit, aber weil unser Blick so befangen ist. Die Engel kamen zu Abraham und er erkannte sie nicht! O liebes Herz, seit so viel tausend Jahren, in denen der Mensch so klug und geschickt worden ist, hat er doch nicht gelernt das Gute und Schöne, diese ewigen Engel, zu rechter Zeit zu erkennen. Wenn der Wunderbau halb verwittert, das Gemälde halb verwischt, der Mensch halb todt ist — wenn Verstümmelung, dieser Fluch oder diese Bestimmung Alles dessen, was die Erde berührt, ihr Erbtheil worden ist — dann werden wir gewahr, welche Schönheit ihnen ingewohnt hat. Etwas Vollkommnes sollen wir nun einmal nicht auf Erden sehen! .... O wenn Sie wüßten, wie satt meine Augen des Unvollkommnen sind! — Ade, liebe Einzige. Wie bin ich so fern von Ihnen, von allen den Meinen. Am Tag hab ich nicht Zeit recht zu bedenken, was für Länder und Ströme und Berge mich von Euch trennen; aber Nachts kann ich oft nicht schlafen wegen dieses Gedankens. Ist das Heimweh? ach nein! an Deutschland liegt mir nicht viel — aber an Euch. Ade, ade!

Acht und zwanzigster Reisebrief.

Sevilla, 25. Mai 1841.

Ich schreib und schreibe, und kann gar nicht fertig werden mit Sevilla! .... Ich würde es auch weiter nicht bedauern, wenn ich nur wüßte, daß meine Folianten Euch eine Anschauung von Stadt, Volk, Land, Kunst gäben. Aber je mehr ich das Alles betrachte, um desto unmöglicher scheint es mir. Ich ärgere mich oft, daß die Maler nicht verstehen ihren Gemälden das Colorit des Lebens zu geben; und es geht mir gewiß eben so! die Farben werden einem unter der Hand zu rosenroth oder zu schwarz; — mitunter auch zu unbestimmt, denn ich denke manchmal, Ihr könntet meinen, ich übertriebe oder erfände — und dann zieh' ich die Segel ein. Es sind hier Sitten und Gebräuche, die man bei uns im höchsten Grade unanständig oder gemein

finden würde: hier, gar nicht. Gestern Nachmittag saßen wir Alle im Patio, als plötzlich vor dem Hause ein Menschenknäuel sich zusammenballte, aus dessen Mitte eine gellende Musik erschallte. Ich glaubte, es wären Zigeuner; keineswegs! Studenten aus Salamanca waren es, die mit Tamburin und Castagnetten, mit Pfeife und Geige herumzogen, und musizirend, improvisirend, gestikulirend sehr lustig, sehr impertinent und sehr zudringlich bettelten. Ihr Anzug war — wenn nicht zerlumpt, doch dicht davor, und ihr ganzes Ansehen vollkommen liederlich. So auch ihre Musik; trommeln und rasseln, Witze und Späße waren die Hauptsache. Bei uns würde man diese „pobres estudiantes“ Vagabonden nennen und gar nicht dulden. Hier hat das nichts zu sagen. Im Land herum ziehen, Possen reißen, betteln, verträgt sich sehr gut mit der Würde der vier Facultäten, welche diese Herrn vielleicht dereinst repräsentiren werden. Es war eine Szene, wie man sie ähnlich im Gil Blas liest, in diesem witzigen, menschenkennerischen Buch, das die Spanier bis auf diese Stunde nicht dem le Sage zugestehen wollen, und behaupten, er habe es nur übersetzt, denn nur ein Spanier könne dermaßen Land und Sitte kennen. Diese Behauptung ist eine Ehre mehr für le Sage, und beweist nichts gegen ihn. Im vorigen

Jahrhundert blieben die großen Autoren nicht unbekannt, nicht einmal in Spanien, und man würde den des Gil Blas kennen, wenigstens ahnen, wenn Spanien damals einen einzigen gehabt hätte, dem man mit Recht ein solches Meisterwerk zuschreiben dürfte. Das sechszehnte Jahrhundert war für die Literatur das große in Spanien, und ihre Abendröthe streckt sich bis in die erste Hälfte des siebenzehnten hinein. Lopez de Vega starb 1635 zu Madrid, reich an Ruhm, Geld und Ehren; ebenso Calderon 1687. Fruchtbarer als Lopez de Vega mag selten ein Autor gewesen sein; er hat 2200 Theaterstücke gemacht, und im Ganzen 21,300,000 Verse geschrieben, die indessen nicht alle gedruckt sind. Bedenkt man, daß er zuerst Sekretair des Herzogs von Alba, dann Marinesoldat und bei der Armada war; — daß er Wittwer von zwei Frauen war, und darauf in den geistlichen Stand trat: so fragt man sich, woher er die Zeit zu all diesen Beschäftigungen nahm, da er sein Leben doch nur bis zu dem gewöhnlichen Alter von drei und siebenzig Jahren brachte. Die spanischen Autoren hatten alle ein bewegtes, thaten- und erfahrungreiches Leben. Sie, wie die alten Italiener, wie Dante und Petrarca, hatten zu viel Bedürfniß des vollen Daseins, um steif und fest hinter dem Schreibtisch zu sitzen; hatten

Kräfte und Gaben, die sich nicht mit der Feder verbrauchen lassen; hatten andre Schauplätze, andre Arenen nöthig, als die friedlichen, einsamen der Studierzimmer. Garcilaso de la Vega, der Jüngling, der Eklogendichter, war ein ausgezeichneter, eifriger Soldat, der Carl's V. Feldzüge gegen Tunis, gegen Frankreich mitmachte, und bei drei und dreißig Jahren an seinen Wunden zu Nizza starb. — Don Diego Hurtado de Mendoza, spanischer Gesandter in Rom, ist der Verfasser des „Lazarillo de Tormes," eines Romans, der Typus des Gusto picaresco worden ist — d. h. genre gueux; ich weiß nicht wie man genre gueux auf deutsch nennt; — Spitzbuben- oder Taugenichtsroman müßte man vielleicht sagen. Ich bitt' Euch, stellt Euch einmal irgend einen Gesandten unsrer Tage vor, ob der nicht fürchten würde sich ganz lächerlich oder gemein zu machen, wenn er so einen Lazarillo mit seinen Bettlerschicksalen schriebe. Mendoza hat übrigens noch ein sehr merkwürdiges Buch und ganz andern Inhalts geschrieben: den Aufstand der Mauren in den Alpujarras. Von 1566 bis 68 dauerte dieser Aufstand, der durch den unerträglichen Druck hervorgerufen wurde, unter welchem die Mauren erlagen. Alles verbot ihnen Philipp II., sogar den Gebrauch der Bäder und das Singen ihrer alten Volkslieder. Da stellte sich Don

Fernando de Valor an ihre Spitze, nahm seinen maurischen Namen Aben Humeya wieder an, und er und sein Nachfolger Aben Aboo führten zwei Jahr lang in dem Gebirgszug der Alpujarras einen Krieg gegen Philipp II., der erst dann endete, als Don Juan de Austria ihnen die Spitze bot. Er überwand sie, und fünf und achtzig Tausend maurische Familien wurden ausgerottet. Diese traurigen Geschichten beschreibt Mendoza wenig Jahre, nachdem sie vorgefallen — denn 1575 stirbt er — und unter der Regierung Philipp's II.! ich habe das Buch nur flüchtig in Händen gehabt, doch was ich las war frei und unbefangen geschrieben. Das ist doch Muth! Philipp II. und die Inquisition paßten auf! — O die Inquisition! auch gegen die armen Autoren hat sie gewüthet. Ich weiß zwei grausame Geschichten. Luis Ponce de Leon, 1527 zu Granada geboren, folgte schon bei sechszehn Jahren dem Klosterberuf, ward Augustinermönch zu Salamanca, widmete sein großes Dichtertalent einzig den göttlichen Dingen, und seine Muse kannte keine andere als mystische Extasen. Er übersetzte das „Hohe Lied" des Salomon ins Spanische und zeigte es ganz heimlich einem Freunde — ganz heimlich; denn die Inquisition hatte streng alle und jede Beschäftigung mit der Bibel untersagt. Der Freund ver-

räth ihn, und fünf finstre Kerkerjahre bestraften den armen Dichter für seine Vorliebe für die mystische Poesie der Bibel. Quevedo hatte noch anders zu leiden! Er war 1580 zu Madrid geboren, und hieß mit seinem ganzen Namen Don Francisco de Quevedo y Villegas. Er hat historische, religiöse, moralische Schriften, Poesien, und das Leben des Gran Tacaño, einen Spitzbubenroman, geschrieben, der ins Deutsche übersetzt, wenn ich nicht irre von Tieck, und für mich ungenießbar langweilig ist. Enfin! Quevedo gilt für einen ausgezeichneten Autor. Wie allen seinen literarischen Zeitgenossen genügte auch ihm nicht der Ruhm und die Beschäftigung, welche die Feder giebt. Er ging mit dem Vizekönig, Herzog von Ossuna nach Neapel, nahm Theil an der Verschwörung, welche derselbe in Venedig durch den Herzog von Bedmar gegen die Republik anzettelte, entkam glücklich der Rache der Signoria, stürzte mit Ossuna 1620, saß drei und ein halbes Jahr in Folge dieser Schicksale im Gefängniß, warf sich nach seiner Befreiung eifrigst in gelehrte Studien, trat in Correspondenz mit allen Gelehrten Europas — und ward urplötzlich aus diesem friedlichen Leben herausgerissen und in einen gräßlichen Kerker geworfen, weil man ihm ein Libell zuschrieb. Nach zwei Jahren erkannte man seine Unschuld und ent-

ließ ihn; aber im Kerker war seine Gesundheit zerrüttet, sein ganzer Leib mit Wunden bedeckt, sein Vermögen war verschwunden, und ruinirt, verarmt, zergrämt, starb er bald darauf, 1645. Sind das nicht Schicksale? und ebenso traurige und bewegte, als Dantes und Tassos! .... nur mit dem Unterschied, daß bei den Spaniern die Inquisition, nicht die Liebe, das Leid bringt. Zuweilen auch die Armuth, zuweilen die Vernachlässigung der Zeitgenossen, z. B. dem Don Alonzo de Ercilla, der 1540 zu Madrid geboren nach Peru ging und dort das bedeutendste spanische Epos schrieb, die Araucana, während er als Soldat gegen die Völker Chilis kämpfte, die er in seinem Gedicht besang. Es wurde gar nicht in Spanien beachtet, obgleich er es dem König dedizirt hatte; und er auch nicht; arm und niedergeschlagen starb er, man weiß nicht wann noch wo; und nachdem er todt war, erklärten die Spanier die Araucana für ihr erstes Epos. Arm starb auch hier zu Sevilla am drei und zwanzigsten April 1616 Miguel de Cervantes Saavedra, arm, doch nicht niedergeschlagen. Das war ein Mensch, der stärker war als alle Schicksale! der hatte die Seele dazu, um sie alle zu überwinden — und er hat ihr Wort gehalten. Zu Alcala de Henarez im Jahr 1549 in Armuth und Dunkelheit

geboren, ward er Soldat, wie das zu jener Zeit in Spanien die beste Laufbahn war, weil es beständige Kriege in Flandern, in Italien, in Amerika, mit England, gegen Heiden, Türken und Protestanten hatte. In der Schlacht von Lepanto verlor Cervantes die linke Hand, dann wurde er von den Mohamedanern gefangen, und fünf und ein halbes Jahr in Algier in Sclaverei gehalten. Nachdem er mit andern Christensclaven endlich losgekauft war, schrieb er, um zu leben, Comödien, und lebte denn auch wirklich — äußerlich, dürftig genug, innerlich so reich, daß er den Don Quixote schrieb, dessen erster Theil 1605 erschien. Trotz des ungeheuern Beifalls, den dies Buch auf der Stelle fand, blieb Cervantes in seiner beschränkten Lage, und schrieb und schrieb, um zu leben, bis er zuletzt eine kleine Anstellung in Sevilla bekam; — und darauf starb er. Ach, wie lieb' ich solch ein Leben, in welchem nichts glänzt, als der Genius! da giebt's kein Gold, keine Ehren, keinen Königshof, keine Würden — da giebts nichts als den Don Quixote und den unsterblichen Ruhm. O dieser Don Quixote! wie er so frei in der Welt steht! wie er sich vor Nichts beugt, und Alles so hoch achtet! wie er das Leben so nachlässig nimmt, und so tiefsinnig; so ernst und so wundervoll heiter! wie er den ewigen melancho-

lischen Kampf der Größe mit der Alltäglichkeit, der Hoheit mit der Engherzigkeit, in so schlichtem Gewande darzustellen weiß, daß wir mitleidig lächeln und traurig die Achseln zucken, und nichts verachten lernen, nicht einmal die Stumpfheit — und nichts überschätzen lernen, nicht einmal die Größe. Ach nein! mit all seiner Seelengröße und Herzensreinheit macht er niemand glücklich und sich selbst lächerlich, der arme Don Quixote! und als er das zuletzt selbst erkennt — da sprechen die Leute er sei verständig worden; aber er legt sich hin, und stirbt, traurig, zergrämt — denn die Glorie ist von seinen Illusionen gewichen. O Aller Schicksal! .... Kindlein, es giebt Dinge, bei denen mir das Herz zittert vor Freude, vor Andacht — und bei denen ich mich frei und glücklich fühle wie in Gesellschaft höherer Geister; dazu gehört Don Quixote, Beethovens Musik, Dante — nicht sowol die göttliche Comödie, als er, Dante selbst, sein Leben, sein Lieben; und noch so Einiges. Wenn ich mich mit diesen Menschen oder ihren Werken beschäftige, so hab' ich bessere Gedanken, reinere Wünsche, leichtere Erkenntniß als sonst; so fühl' ich alle Schmerzen tiefer, und bin doch gefaßter sie zu ertragen, und mir ist festlich zu Muth. Bei Andern hingegen ganz alltäglich, z. B. bei Göthe. Ja ja! er ist Göthe und

ich bin nichts! aber er ist doch nur meines Gleichen, er hebt mich nicht über meine Sphäre empor, er läßt nicht größere Geister an mir vorüber schweben, ich athme nicht freier, nicht tiefer in seiner Region. Ich kann nicht dafür, und er wol auch nicht! ich bin nun mal so beschaffen: wer sich nicht zum König meiner Seele macht, wer nicht stärker ist als ich — der bleibt meines Gleichen, und wenn er auch den Faust geschrieben hat, vor dem ich eine Verehrung habe wie vor keinem deutschen Gedicht. Er scheint mir vollkommen, ganz rund, ganz reif — nämlich der erste Theil; der zweite ist überreif, wie eine Frucht, die zu lange am Baume gesessen hat. Man ist jetzt in der Adoration vor Göthe, sogar die Franzosen sprechen von ihm — freilich nicht so viel als von Hoffmann, der bei ihnen der Repräsentant der deutschen Literatur ist — und daß sie von ihm sprechen, beweist nicht, daß sie ihn kennen, noch weniger daß sie ihn verstehen — indessen, das Sprechen ist nun einmal das Höchste, was sie leisten können, und so sprechen sie denn auch von Göthe. Unsre Zeit ist materialistisch und positiv: so hat Göthe die Menschen dargestellt, den Faust, den Egmont, den Wilhelm Meister; das versteht man, das begreift man. Die Außendinge sind uns dermaßen über den Kopf gewachsen, daß wir nicht daran

denken ihnen zu widerstehen, und er zeigt den Menschen in beständiger Abhängigkeit von denselben, sehr wahr, sehr fein — aber eben darum ist mir bei ihm ganz alltäglich zu Muth. Wenn diese Richtung der Zeit vorüber sein wird, so wird Schiller zu Ehren kommen! Der zeigt den Menschen in der Kraft und in der Freiheit, welche die Begeisterung giebt, Wilhelm Tell, die Jungfrau von Orleans, Max Piccolomini, über die jetzt sehr Viele die Achseln zucken, wie über öde Fiction. Les' ich Schiller, so fühl' ich mich oft recht beschämt, ich meine, recht zur Erkenntniß meiner Kleinheit gebracht, seiner hohen und zarten Gesinnung gegenüber. Ich denke, das geht Andern auch so, und um aus dem unbehaglichen Gefühl der Beschämung herauszukommen sagen sie: „Bah! Schwärmerei! Phrasenmacherei! Unsinn!“ Ja ja! so hab ich reden hören von dem edeln Schiller, von einem Dichter, der wie kein andrer das Ideal von der Bestimmung des Menschen in seinen Poesien darzustellen sucht. Daher kommt auch nur er mir wie ein großer Dichter vor, Göthe wie ein großer Autor. Aber von spanischen Schriftstellern sprach ich eigentlich! da ist noch Calderon, der ein sechszehnjähriger Jüngling war, als Cervantes starb, und der es sich anfänglich auch sauer genug werden ließ, um sein Leben durchzubringen

und sein Talent zu entfalten. Später ging es ihm glänzend gut, denn Philipp IV., der leidenschaftlich das Schauspiel liebte und selbst einige Theaterstücke schrieb, zog ihn an den Hof nach Madrid und überschüttete ihn mit Gunst und Reichthum. Die Bigotterie, die an diesem Hofe Mode war, steckte auch Calderon später an, und er trat wie Lopez de Vega in den geistlichen Stand, ohne seine Stellung in der Welt aufzugeben. So etwas ist mir nun ganz unerträglich! man muß nicht einem König zu Gefallen sein Seelenheil machen wollen. Aber guter Himmel! in jener Zeit des starren Royalismus that man Alles dem König zu Gefallen, und man würde sich ebenso gut dem Teufel als dem lieben Gott ergeben haben. Das mildert die Sache etwas; der Gehorsam erscheint zwar noch stupider, jedoch die Heuchelei nicht so groß. Ich hab schon neulich gesagt, daß ich an Calderon's Werken keinen Geschmack fände. Sie sind so zahlreich, daß ich vielleicht nicht die rechten herausgefunden habe; vielleicht hängt es aber auch mit unsern verschiedenen Gesinnungen zusammen: er ist royalistisch, ich bin aristokratisch; ich sehe im König den Oberlehnsherrn, er den Gnadenspender.

Ach, solche Digressionen sind recht überflüssig! hab ich denn schon nach Gebühr von der Kathedrale ge-

sprochen, von diesem Wunderbau in zwiefacher Hinsicht: erstlich weil er aus dem funfzehnten Jahrhundert und im gothischen Styl, zweitens, weil er dennoch so groß und erhaben ist wie man in der Zeit nicht zu bauen pflegte, indem der junge, frisch erwachte italienische Styl bereits anfing sich geltend zu machen, auch dort, wohin er nicht gehörte. Im Schwung der Bogen, im Geschmack der Verzierung, in der Zusammenstellung der Pfeiler, in ich weiß nicht welchen leisen Disharmonien, verkünden die gothischen Gebäude des funfzehnten Jahrhunderts, daß ihre Regel durch eine neue modifizirt worden, und entstellt sei. Nicht so diese Kathedrale! sie hat den hohen Ernst, den majestätischen Frieden, die großartige Einsamkeit, das geheimnißvolle Schweigen, mit welchem der gothische Styl ein Gotteshaus ausstattet. Keine zerstreuende Ueberladung, keine beklemmende Mißbildung ist in diesen reinen gewaltigen Formen wahrzunehmen. Wünscht man auch die Pfeiler schlanker, und das Gewölbe fliegender, so kommt das wol nur daher, weil unsre Wünsche nie aufhören, weil sie beständig weiter gehen als alles Sichtbare und alles Erreichbare, denn weder Druck noch Verkrümmung lasten auf diesen edlen Verhältnissen. Fünf Schiffe liegen majestätisch neben einander; kein Chor begrenzt und kein Querschiff

durchschneidet sie. Ins Mittelschiff ist freilich das wunderliche Gebäu hineingesetzt, welches in allen spanischen Kirchen die Stelle des Chors vertritt; aber hier verschwindet es in dem gewaltigen Raum. Kapellen liegen längs der beiden äußern Seitenschiffe; jede von ihnen hat einen bildergeschmückten Altar, und ein hohes buntes Fenster, das seinen mystischen Glanz in die Kirche hineinwirft. Diese Altargemälde sind von Meisterhand, von Murillo, von Zurbaran, von Vargas; aber — ist die Beleuchtung ihnen nicht vortheilhaft, oder ihr Werth nicht erster Ordnung, oder der Totaleindruck mächtiger als der der Einzelheiten — genug, ich habe nie dazu gelangen können sie zu bewundern. Blickt man in der Diagonallinie durch das Innere der Kathedrale, so mein' ich, daß man keinen herrlichern architektonischen Anblick haben könne, denn wie die Pfeiler sich vor einander schieben, und wie die Gewölbe und Bogen sich zerschneiden und entwickeln — das scheint ganz so wunderbar, und ist doch ganz so einfach klar, wie jedes Erzeugniß des Genies. Verwirrt sinkt das Auge in diese Geheimnisse, und erhellt steigt es aus ihnen empor, gestärkt durch ich weiß nicht welche unirdische Gewißheit. Aber allein muß man in der Kirche sein! Jesus! ich habe eine Taufe darin erlebt und eine Prozession — das war un-

aushaltbar. In der Taufkapelle steht ein Positiv, und während die Ceremonie vor sich ging, spielte der Organist mit großer Geläufigkeit die Musikstücke, die ihm eben einfielen — die Cachucha, und die erste Arie des Figaro aus dem Barbier von Sevilla. Die Cachucha in der Kirche! Ihr werdet es vielleicht nicht glauben — aber es ist wahr. Die armselige Prozession irrte vernachlässigt und unfeierlich in diesen Räumen umher — eine Handvoll Geistliche, Sakristane, Chorknaben, mit dem Bischof an der Spitze, der seine gräßlich unförmliche Körpermasse mühsam wackelnd fortschob, und ganz aussah, als habe man einen Frosch auf die Hinterfüße gestellt und mit einem Talar umhängt. Ach was für ein Unglück so auszusehen, so häßlich zu sein! so ganz überwunden von der breiten leiblichen Existenz, daß man watschelt und schnauft, wenn man die Hostie trägt! Fette Menschen sind mir ohnehin zuwider! sie können ja keinen ans Herz drücken, ohne daß sich ihr Bauch dazwischen schiebt. Der Bischof verekelte mir die Kathedrale auf zwei Tage. Sonst geht man, weil täglich daran vorbei, auch täglich hinein. In der Kapelle des Schatzes werden viel heilige Kleinodien aufbewahrt, Altargefäße und Reliquien, unter ihnen auch der Schlüssel von Sevilla, den die Mauren dem St. Ferdinand mit

der Stadt übergaben, und auf dessen Bart die Worte stehen: „Dios abrirá, el Rey entrerá;“ d. h. Gott wird öffnen, der König wird einziehen. Sie sind mir gar so merkwürdig diese Mohamedaner! Mit Gott trösten sie sich in allen Schicksalen, und ihre steinerne Zuversicht wankt nie. Das kommt mir doch unerhört unentwickelt vor. Wer sich ein wenig in der Welt umsieht und umhört, dem drängen sich unabweislich manche Fragen räthselhaft auf und führen Krieg mit der Zuversicht. Sie mag sie allmälig überwinden und in Fesseln schlagen, aber wenn sie sich auf gar keinen Kampf eingelassen hat, so scheint sie mir nicht rechter Art, nicht durchgearbeitet, sondern angenommen; und so ist sie wol bei den Mohamedanern. Ach, das Räsonniren fördert uns nicht viel, aber der blinde Gehorsam auch nicht. Der niemals räsonnirende Mohamedaner hat von der Seelenruhe zur Apathie nur einen halben Schritt zu thun; und wir — wir mögten es gern durch Räsonniren dahin bringen, daß wir „Ruhe finden für unsre Seelen.“ Bisweilen finden wir sie denn doch wirklich auf Augenblicke — und das ist mir genug, ich mag kein Mohamedaner sein. Unsre Religion hat Verheißungen, auf die wir beständig hingewiesen werden; folglich sind wir auf Hoffnung und Erwartung, auf Sehnen und Streben be-

schränkt, und zu rastloser innerer Bewegung angespornt. Da ist's dann unmöglich nicht zuweilen aus dem Schritt in den Galopp zu fallen. Diese innern Oszillationen sind um so stärker, je mehr der Mensch nach Entwickelung strebt, und sie fehlen folglich dem Mohamedaner, weil er nicht nach ihr strebt. Wie Gott ihn geschaffen hat, was Gott über ihn verhängt: Alles ist gut. Vielleicht befindet man sich sehr wohl bei dieser Zuversicht und dieser Diät für die Seele. Mir ist sie nun mal zu dürr. — In der Sakristei der Kathedrale befinden sich zwei lebensgroße Gemälde von Murillo, jedes das Porträt eines Bischof's darstellend, frisch und lebendig, mit geistigen Zügen, ganz anders aussehend als der watschelnde Fettklumpen in Goldbrokat. Was für schöne Porträts von geistlichen Herrn aus alten Zeiten findet man auch in Italien, welche feine, vornehme, kluge und gedankenvolle Gesichter; aber in Wirklichkeit existiren sie fast gar nicht mehr — nicht einmal dort, wo es doch von ihnen wimmelt, viel weniger hier, wo man nur einen erblickt, wenn er eben funktionirt. Was man nächst ihnen am wenigsten sieht — sind Bettler! Ich kann gar nicht genug mein Erstaunen darüber aussprechen! zwei oder drei sitzen im Gang, der aus dem Vorhof voll Orangenbäumen in die Kathedrale führt; aber mäuschenstill,

schweigend erwartend. Keine Belagerung, keine Zudringlichkeit, keine Wunden noch Widerlichkeiten. Zwei Mal, das ist wahr! traten in oder vor der Kirche ganz anständig gekleidete Frauenzimmer mit einer Bitte um Unterstützung an uns heran. Ihre Pensionen, sagten sie, würden ihnen nicht gezahlt, sie wären Wittwen und Mütter. Vielleicht war's nicht wahr; aber man weiß ja, daß die Regierung die Pensionsfonds der Beamten und Militärs eingezogen hat: vielleicht war's traurige Wahrheit. Ab und an springt dann auch auf der Promenade ein Bettelbube, oder schleicht ein Greis heran; kurz es sind allerdings mehr Bettler hier als bei uns, doch nicht so viel als in Frankreich. Spanien ist ein Land, welches sich von Jahr zu Jahr verändert, weil im Grunde nichts fest ist — denn nichts hat eine andre Basis als Willkür und Gewohnheit. Das sind zwei hölzerne Dinge, die mir wie hölzerne Säulen vorkommen: ganz stark, sobald sie neu sind, und unrettbar vermorscht, sobald der Wurm sich in ihnen eingenistet hat. Er wird hier wol bald im letzten Stadium seiner Arbeit sein! Grade sind es zehn Jahre, seit der Graf Custine hier war, dessen Reisebeschreibung mir immer wieder einfällt, weil ich sonst nichts über Spanien gelesen habe, und es nun so ganz anders finde, als er im Jahr 1831

es gefunden, z. B. die Bettler. Ich bin überzeugt, daß sie großentheils mit den aufgehobenen Klöstern verschwunden sind. Er klagt über die große Unfreundlichkeit der Menschen, über ihren Mangel an Dienstfertigkeit; man könne zehnmal in die Kathedrale kommen, ehe einem die verschiedenen Kapellen geöffnet würden; man müsse sich beständig nach den Stunden der Sakristane geniren. Von zwölf bis drei ist allerdings keine Kirche in ganz Spanien geöffnet, noch wird sie geöffnet; die Leute essen und halten ihre Siesta, und darin lassen sie sich durchaus nicht stören. Das erfährt man, sobald man den spanischen Boden betritt. Diese drei Stunden abgerechnet sind die Kirchen bis zum Abend auf, und bei unserm ersten Begehren hat man uns ohne Umstände die ganze Kathedrale gezeigt. In Privathäusern sind wir höchlichst überrascht durch die große Liberalität, womit man bereit war uns zu zeigen, was wir wünschten. Ohne andre Förmlichkeit, als daß einer der Herrn sein Visitenbillet hineinschickte, baten wir um Einlaß in das Haus Olea, um ein altmaurisches Gemach — und in die Häuser Cepera und Maestro, um deren Gemäldesammlungen zu sehen — und auf der Stelle, ohne Umstände und ohne Neugier wurden wir zugelassen, genirten Niemand, brauchten uns nicht in ein Frembenbuch

zu schreiben — mit einem Wort: der Zutritt war hier ganz so bequem, als zu den großen Privatgallerien in Rom, wo der Fremde auch — wie in seinem Eigenthum umherwandeln darf. Diese Veränderung, vielleicht durch etwas lebhafteren Verkehr mit Reisenden bewirkt, ist vortrefflich und spricht von Seiten der Besitzer für ächtes Interesse an der Kunst, welches einem Jeden den Genuß ihrer Schöpfungen gönnt. Das maurische Zimmer ist, was die Arabesken betrifft, sehr niedlich; doch weder die Thüren noch der Plafond sind erhalten, und statt der Lambris von bunter Fayence hat man den Wänden die gewöhnliche weiße Uebertünchung gegeben, so daß es mir doch keinen andern Eindruck als den einer Nachahmung gemacht hat. Von Ceperas Sammlung hab ich neulich gesprochen, wegen der schönen Sachen von Alonzo Cano, der 1601 zu Granada geboren war und 1667 dort starb, nachdem er, wie Murillo, hier in der Schule des Juan de Castillo gebildet, und darauf zum Hofmaler in Madrid ernannt worden war. Wenn auch nicht das tiefe Seelenleben — die Bewegung des Lebens giebt sein Pinsel ganz herrlich wieder, und deshalb stell' ich ihn viel näher an Murillo, als den bewegungslosen Zurbaran. Im Hause Cepera soll Murillo im Jahr 1682 gestorben sein; eine Inschrift

über der Thür sagt es. Von Andern wird es bestritten! .... das geht den großen Menschen so: man streitet sich nach ihrem Tode um ihre Wiege wie um ihr Grab, und macht sich eine Ehre daraus es zu besitzen; aber ihr Fußtritt ist ebenso vergänglich wie der unsre, der Wind weht darüber hin, die Zeit wirbelt Staub darüber, und die meisten dieser Stätten sind apokryphisch. In der Sammlung des Canonikus Maestro ist eine schöne heilige Catalina von Murillo. — In dieser Beziehung würde Herr von Custine Sevilla sehr vortheilhaft verändert finden; ob er die folgende so nennen würde? .... Zu seiner Zeit hat die Ave Maria-Glocke jeden Abend auf der Alameda das Zeichen eines allgemeinen Gebets gegeben. Die Männer haben die Hüte gezogen, die Frauen das Gesicht mit dem Fächer bedeckt, und Ruhe und Schweigen haben einen Augenblick über dieser beweglichen, plaudernden Menge geschwebt. Das ist nun vorbei, aber gründlich! aber unwiederbringlich! Abend für Abend hab ich die Ave Maria-Glocke auf irgend einer von Sevillas Promenaden gehört, doch Keinem fiel es ein sich in eine betende Stellung zu werfen. Es mag wol ein recht frappanter Anblick gewesen sein, dieser plötzliche und ganz abgebrochene Moment; doch ich meine, die Andacht hat wenig dabei

verloren. Zur Andacht gehört innere Sammlung; Andacht heißt: an etwas denken. Aber so, blitzschnell, aus dem Gespräch heraus, an göttliche Dinge denken, sich der Gnade Gottes empfehlen, um gleich darauf eine abgebrochene Unterhaltung fortzusetzen, deren Gegenstand Kleid und Mantille oder die chronique scandaleuse ist — das ist doch allzu ungenügend und unerquicklich. Ich liebe nicht dies Einstreuen des Gebets bei Essen und Trinken und Spazierengehen. Zu diesen alltäglichen Verrichtungen bringen wir doch nur unsre alltägliche Stimmung mit und das mechanische Geplapper eines Vaterunsers ändert sie nicht — denn mechanisch wird, was sich an ein äußerlich gegebenes Zeichen knüpft. Ihr denkt hoffentlich nicht, daß ich meine, man solle alle hundert Jahr Einmal, oder bei besonders hohen und ernsten Gelegenheiten beten. Nein, ich meine in der Stille, in der Einsamkeit, wenn doch eine etwaige Sammlung statt finden kann. Nun, wie gesagt: diese Abendgebets-Mode ist hier vorüber, und insofern mag das bedauerlich sein, als man hier seit langen Zeiten von Religion nichts hatte, als die Form, und jetzt auch diesen Schatten verloren hat. Es sollte mich nicht wundern, wenn in der Stille die Reaktion zu dieser unendlichen Gleichgültigkeit, eine wilde Aszetik, sich

hervorbilden sollte. Beide Male als die katholische Kirche erschüttert wurde, indem man ihre Dogmen angriff, standen Spanier auf, um sie zu vertheidigen und Gott weiß mit welchem Erfolg! Den Lehren der Waldenser setzte St. Dominik im zwölften Jahrhundert die Inquisition entgegen, der Reformation St. Ignatius den Orden der Jesuiten — Beide Männer wie die katholische Kirche einen jeden grade brauchte zu seiner Epoche; der erste gewaltsam, der zweite fein. Sollte ihr jetzt, in einem nicht minder bedenklichen Moment, in Spanien ein Vertheidiger fehlen? — In der Kathedrale ist ein einziges Grab — wenigstens nur eins, das man betrachtet, nämlich von Ferdinand Columbus, Sohn des Weltentdeckers. Er hat sich zum letzten langen Schlaf unter dem Ruhm seines großen Vaters gebettet und auf seinen Grabstein den Vers setzen lassen:

A Castilla y a Leon
Otro mundo dió Colon.

Aber er hat nicht gemeint, es sei genug für ihn der Sohn eines großen Mannes zu sein, sondern er hat sich aufrichtig bemüht dem Vaterlande nützlich zu werden, und die Columbische Bibliothek gestiftet, welche an die Kathedrale stößt. Sie enthält die handschriftliche Copie einiger Briefe, die Columbus geschrieben, und Gott weiß wie viel tausend Bücher,

denen die erheiternde Zugabe aller Bibliotheken, einige schöngemalte Gebetbücher, einige Palimpsesten u. dgl. nicht fehlen. Sie soll viele interessante Manuscripte aus dem aufgehobenen Kloster Simancas besitzen. Eine kriegerische Reliquie hat sich in sie hinein verirrt, und nimmt sich wunderlich genug in diesen Räumen aus; es ist das Schwert des Vargas, des spanischen Feldherrn, der unter dem heiligen Ferdinand die Stadt eroberte. Vielleicht hat der Vers, der dem Schwert beigefügt ist ihm den Eingang in die Bibliothek verschafft, obgleich dieser Vers doch nichts Merkwürdiges hat, als sein Alter und seine Prahlerei, denn er sagt im Namen des Schwertes: „Ich bin das achte Weltwunder im Abschneiden der Mauren-Kehlen, und wenn ich nicht weiß wie Vielen, so weiß ich doch, daß ich Sevilla gewann." Vor sechs hundert Jahren war aber die Tapferkeit nicht sowol eine gute Eigenschaft als vielmehr eine Nothwendigkeit. Ein untapfrer Ritter war überhaupt gar kein Ritter mehr, war ein Unding; da ist die Großsprecherei recht auffallend.

Eine zweite Bibliothek ist wirklich höchst merkwürdig, und ganz einzig in der Welt. Jede spanische Stadt von einiger Handelswichtigkeit hat ihre Lonja, oder Börse, wo Geld- und Handels-

geschäfte getrieben werden. Sie ist überall ein schönes Gebäude, wunderschön in Barcelona, auch in Valencia, auch hier; nur hier im ganz andern Styl, nämlich dorisch-jonisch, ein wenig schwer vielleicht, doch recht edel und ruhig, mit einer majestätischen Treppe und schönen Sälen. Diese enthalten auf Repositorien von Mahagoni- und Cedernholz alle Papiere, welche auf Amerika Bezug haben, von der Entdeckung an! Rechnungen, Verordnungen, Gesetze, Correspondenzen, und was alles für unendliche Papiere. Die liegen nun da wie Reliquien von Spaniens verschollner Größe, in dieser Stadt, die ehedem eine der wichtigsten Handelstädte in Europa war, als die Silberflotten nach Cadiz kamen, und Sevilla Cadiz als ihren Stapelplatz und ihren Hafen betrachtete.

Ein andres sehr großes und stattliches Gebäude ist die Tabacksfabrik, zu welcher der Fremde sogleich geführt und dem dabei triumphirend erzählt wird, daß über fünf Tausend Menschen darin arbeiten. Das ist nun allerdings recht bedeutend und erfreulich; bedenkt man aber, daß zur Maurenzeit über hundert Tausend Menschen in den Seidenfabriken Arbeit fanden, so kommt einem die Zahl weniger imposant vor. Davon abgesehen ist es eine großartige Anstalt, in welcher man die Geschichte

des Tabacks studieren und in ihre verschiedenen Zweige verfolgen kann — Schnupftaback, Rauchtaback, Cigarren, und wie diese Umbildungen der edlen Nicotiana heißen! Das Gebäude hat fünf und dreißig Millionen Realen gekostet, und ist Eigenthum der Regierung, wie denn auch der Verkauf des Tabacks es ist. Sie soll indessen nicht viel Vortheil davon ziehen, weil Verwaltungs- und Unterhaltungskosten dieses riesenhaften Gebäudes sehr stark sind. Die Säle, in welchen die Cigarren gedreht werden, sind am interessantesten, weil dreitausend Frauen und siebenhundert Männer dies Geschäft vollziehen. Stellt Euch diese enormen Säle vor, in jedem mehre hundert Weiber an kleinen niedrigen Tischen beisammen sitzend, und die Tabacksblätter zwischen den Händen und der Tischplatte rollend, und diese einförmige Arbeit erheiternd durch Geschwätz, Gesang und Gelächter — welch ein betäubendes Geschwirr und Gesumse! man kann nicht sagen Lärm — doch dies unbestimmte Geräusch war stärker als eigentlicher Lärm. Jede Arbeiterin verdient im Durchschnitt fünf Realen täglich; es hängt von der Anzahl Cigarren ab, die sie liefert. Sie waren sämmtlich recht gut gekleidet, in bunten Zitz, Einige mit gestickten Musselin- und seidnen Tüchern, fast Alle mit zierlich gefloch-

tenem, blumengeschmücktem Haar, und Alle — häßlich, ohne häßlich auszusehen! Ja, das ist recht seltsam! breite Gesichter, plumpe Züge, eine Fülle von schwarzem Haar, aber grob und hart, so daß man es keineswegs immer eine Schönheit nennen kann — so sind sie; also zuweilen recht häßlich, und im Ganzen doch gar nicht übel. Das ist wie manche Blumen, die einzeln hart aussehen, und zusammen in einem Beet viel Effect machen, Tulpen, Ranunkeln u. dgl. Außer zwei kleinen niedlichen Mädchen von acht und zwölf Jahren, die mit ihrer Mutter da waren, aber an einem besondern Tischchen saßen, arbeiteten keine Kinder in der Fabrik. Ich kenne nichts Jämmerlicheres als solche arme kleine Creaturen, die arbeiten müssen, um ihr Brot zu verdienen, indem sie ihre kleinen ungeregelten Kräfte in die mechanische Geschäftigkeit der Fabrikarbeit hineinzwängen. Es ist Kindern so unausstehlich auf einem Fleck zu sitzen und immerfort dasselbe zu thun, daß ich meine, sie werden durch Schläge oder Hunger dazu gezwungen, und nichts erbarmt mich so als ein gemartertes Kind — vielleicht deshalb, weil es so unnatürlich ist. In ein Zimmer neben der Treppe werden täglich um ein Uhr Mittags alle Säuglinge gebracht, um von ihren Müttern genährt zu werden, denn mit strengster

Pünktlichkeit muß alles von statten gehen, und der Appetit eines solchen Würmchens muß sich schon nach einer Speisestunde richten. Wie die Kinder der arbeitenden Classe überhaupt existiren, wovon sie leben, wie sie nicht umkommen vor Verwahrlosung, woher ihnen bei schlechter Nahrung, schlechter Luft, schlechter Pflege die Kräfte des Gedeihens kommen — das ist wirklich eins von den unbeachteten, täglich sich erneuernden Wundern Gottes! — Die spanischen Kinder scheinen mir sehr wenig hübsch zu sein — ich spreche von den vornehmern; die Kinder des Volks stecken hier wie überall in einem solchen Futteral von Unsauberkeit, daß es schwer wird ihre Schönheit oder Häßlichkeit zu gewahren. Aber die andern werden gar so schlecht angezogen; in ganz langen Kleidern, mit großen dunkeln Taffethüten wandeln die kleinen Mädchen umher, und sehen mit ihren dunkeln, harten Gesichtern wie zwerghafte Mamas aus. Wenn sie heranwachsen, legen sie den Hut ab, und die Mantilla an.

Von maurischen Gebäuden nimmt der Alcazar den ersten Platz ein. Früher erstreckten sich seine Mauern und Höfe bis zur Torre de Oro am Guadalquivir. Jetzt ist die allgemeine Ringmauer der Stadt enger geworden, zwischen ihr und dem Fluß liegen die Promenaden, und die Torre steht abge-

rissen am Ufer, einsam und zwecklos wie eine Ruine — Ruine der Zeit, nicht des Materials. Dieser Thurm ist lange nicht so hoch und schön wie die Giralda, die man aus einer maurischen Sternwarte in den Glockenthurm der Kathedrale verwandelt hat, sondern schwer und gedrungen; aber er bringt Wechsel in das Gemälde, durch seine Lage wie durch seine Form. Die Giralda beherrscht alle übrigen Thürme und sieben und vierzig Kirchen Sevillas. Sie ist zweihundert und funfzig Fuß hoch und viereckig wie der Campanile in Venedig, hat auch wie er inwendig keine Treppen, sondern sehr bequeme Rampen. Der wunderlich konfuse Bau der Kathedrale, der äußerlich durch mannigfache Architektenlaunen — denn Geschmack kann man's nicht nennen — gegangen ist, wird durch die Giralda gleichsam in Ordnung gehalten. Leicht und frei dominirt sie das Ganze, und beruhigt den Blick, der einen Mittel- und Ausgangspunkt sucht, und ihn nur in ihr finden kann. Die übrigen Kirchen sollen ganz uninteressant sein, daher hab ich sie nicht besucht; nur in der eines aufgehobenen Klosters waren wir, um zwei Grabmonumente der Familie Guzman zu sehen, die im sechszehnten Jahrhundert mit einem übertriebenen Luxus der Ausschmückung errichtet worden sind. In Email, bei einem Schmuck- oder

Reliquienkasten, oder bei einem Tafelgeschirr von Gold und Silber, nimmt sich all dies Schnörkel- und Blätterwerk, diese Kränze, diese Genien und Guirlanden recht gut aus; allein in Marmor will's mir nicht gefallen. Der muß im größern Styl, d'une manière plus large bearbeitet werden. Ich glaube, daß Benvenuto Cellini, der zugleich Bildhauer und Goldarbeiter war, der Sculptur jener Zeit geschadet hat, indem er in sie die Niedlichkeiten der Goldschmidtsarbeit hineinbrachte. Das Auge wie der Geschmack gewöhnen sich an gewisse Zierlichkeit, die bei den kleinen Verhältnissen eines Bechers vollkommen an ihrem Platz, aber in größeren wie die Schlingpflanze ist, die den Baum umstrickt und erdrückt. Wenn ich sage Benvenuto Cellini, so mein' ich nicht sowol ihn, den drolligen Kauz, den ich gern genug habe, obgleich ich seinen Perseus nicht mag — als das Heer der Nachtreter, das nun einmal dazu bestimmt ist uns die Richtung zu verekeln, die irgend ein tüchtiger Mensch auf seine eigne Hand genommen. In der Kirche von Italica ist das Grab des Stifters der Familie Guzman, Don Guzman el Bueno. Er vertheidigte Tarifa gegen die Araber, und bei einem ihrer Stürme ward sein Sohn gefangen. Sie drohten ihm mit dessen Hinrichtung, wenn er die Stadt

nicht übergebe; aber Guzman el Bueno warf ihnen von der Mauer herab seinen eignen Dolch zu, um damit seinen Sohn zu tödten, wenn sie wirklich diese nutzlose Grausamkeit begehen mögten, und die Araber, einsehend, daß solche Standhaftigkeit unbezwinglich sei, gaben ihm den Sohn zurück, und ließen von der Belagerung ab. „Der Gute“ ist ein Beiwort, welches in jener Zeit das höchste Lob enthielt. El buen Rey, el buen Conde, heißt's in jeder Romanze. Wird jetzt ein Mann „der gute“ genannt, so ist's eine Art von Tadel, und er hat große Lust es übel zu nehmen. So ändern sich die Tugenden, oder die Begriffe über sie, je nach der Zeit, in welcher sie geübt werden. Es ist recht beängstigend, wie sogar Weniges im Verlauf der Zeiten stabil bleibt, und daß der Mensch nach fünf hundert Jahren durch dasjenige lächerlich werden kann, was ihm jetzt zu Lob und Ehre gereicht. Der Indifferentismus ist eine üble Sache — aber schwer zu vermeiden.

Nun, meine Lieben, dies ist der letzte Brief aus Sevilla. Morgen wollen wir nach Cadiz zurück, wenn es irgend möglich ist, d. h. wenn der Regen es erlaubt, der heut wie eine Sündfluth herabstürzt, und mich ins unbehagliche, kahle, finstre Zimmer bannt. Bei solchem Wetter vermißt

man schmerzlich die Bequemlichkeiten nordischer civilisirter Städte und Häuser.

Lebt wohl! lebt besser als ich.

Neun und zwanzigster Reisebrief.

Sevilla, 26. Mai 1841.

Es ist immer sehr mißlich zu sagen: morgen will ich dies oder das thun. Morgen kommt und wirft den Plan über den Haufen. Ich bin dermaßen daran gewöhnt, daß ich mich fast ängstige, wenn irgend einer meiner Wünsche sich in mir zum Plan verdichtet. Nun kommt was dazwischen! sag' ich mir. So hat sich denn auch heut' ein solches Meer von Regen ergossen, daß ich meine Abreise bis morgen verschoben habe, denn ich wage nicht mich einer Erkältung auszusetzen, da meine Augen eben jetzt sehr schlecht sind. In dieser Jahrszeit kann Sturm und Regen unmöglich lange anhalten, und so bin ich einmal wieder aufs Warten angewiesen. Aber wie ganz besonders unangenehm das *hier* ist, kannst Du Dir gar nicht vorstellen. Im Gasthof zu sitzen

und auf gut Wetter zu harren, ist überall eine Pönitenz — aber nun in einer Fonda de la Reyna, wo der Wind schrillende Melodien durch fingerbreite Thür- und Fensterspalten pfeift, und der Regen den Patio überschwemmt und in die Gallerien hineinschlägt — wo die nackten Kalkwände ich weiß nicht was für eine unbehaglich fröstelnde Empfindung geben, welche durch die dunkelgrau angestrichenen Thüren noch erhöht wird — wo ich keinen frischen Trunk Wasser haben kann, und wo man mir antwortet, wenn ich Abends zum Thee oder zur Chocolade Milch begehre: es ist keine da. Meine Laune ist denn auch keineswegs rosenroth, sondern grau, aber dunkelgrau — wie meine Thüren. Zwei unsrer Reisegefährten sind vorgestern mit der Diligence nach Madrid abgereist. Einzelne Männer haben es gut! die finden überall ein Mittel, um fortzukommen, die setzen sich auf jeden Platz und machen sich nichts aus Enge und Gedränge, aus Fatigue und schlechter Gesellschaft. Ein Platz findet sich immer, dazu schafft der Conducteur Rath; will man aber einige haben und nicht die allerschlechtesten — ja, dann muß man sie wochenlang vorausbestellen. Im Grunde ist's eine große Thorheit für eine Frau in diesem Lande zu reisen, und ich rathe einer jeden aufrichtig davon ab. Für diese Kosten, diese Be-

schwerden, diese Entbehrungen, ist das Vergnügen nicht groß genug. So sag' ich ganz ernstlich. Es ist wahr .... ich bin verdrießlich; doch schriebe ich beständig nur in guter Stimmung, so bekämst Du keine Vorstellung von den Unbehaglichkeiten und Mühsalen, mit denen man hier zu kämpfen hat. Morgen müssen wir nach Cadiz, denn übermorgen geht von dort das englische Dampfschiff nach Lissabon ab, welches alle acht Tage die Fahrt zwischen Gibraltar und England macht. Versäumen wir es, so müssen wir acht Tage in Cadiz versitzen, was sehr langweilig und störend wäre, denn es ist zwar eine gar freundliche und nette Stadt, jedoch ohne alle Monumente der Geschichte oder der Kunst, wie Granada und Sevilla — und dergleichen begehrt man zur Reiseunterhaltung. Zudem fang' ich an die Sommerhitze zu fürchten, die nach solchen Regengüssen plötzlich und foudroyant eintreten soll; kurz, mein Fratello, ich erlebe hier einen schlechten Moment — so einen, der uns zwar keine große Fatalitäten bringt, aber doch genug kleine, um uns zu ängstigen und zu ärgern. Gestern Abend bei Sonnenuntergang wurde es plötzlich schön, wie das bei Regentagen häufig der Fall ist. Die Sonne nimmt dann all ihre Kraft zusammen um mit ihren Scheidestralen, wie mit goldnen Lanzen, das Gewölk in

den Grund zu bohren. Wir benutzten den günstigen Augenblick um in die Christina zu gehen. Ach, wie war es schön! ein lauer Wind — leider ein regenbringender! — schüttelte die Bäume, und der Regen fiel von ihren Blättern langsam und in schweren Tropfen herab. Ohne daß eigentlich Blumen blühten, war doch die ganze Atmosphäre mit Wohlgeruch erfüllt, der aus dem Laube, den Kräutern und Pflanzen, der Erde selbst, quoll. Durch das reiche kräftige Laub schimmerte der Guadalquivir, den die Sonnenstralen momentan zum „goldnen Bätis“ umschufen, bald in langen Blitzen, bald mit hüpfenden Sternen. Die Nachtigallen sangen mit ihren kleinen Feuerkehlen wie mit Fanfaren ein Abendlied von dem Siege des Lichtes über die Finsterniß. Die Giralda stand rosenroth übergossen wie ein Pharus, wie eine Pyramide des Orients da, einsam, Alles überragend, stolz und melancholisch wie ein ächter Herrscher. Ich kam mir verzaubert vor! am Guadalquivir, in Hainen von Orangen und Granaten, zwischen morgenländischen Monumenten, im tiefsten Süden von Europa, der afrikanischen Küste näher als irgend einem andern europäischen Lande — wie kam ich dahin? wie war ich aus meiner kühlen Heimat in diese tiefe heiße Ferne verschlagen, deren bloßer Name schon bei

uns wie Märchen und Poesie klingt? Andalusien! weckt das nicht Romanzen und Lieder, und tönt nicht Castagnette und Guitarre darin? liegt nicht etwas Feenhaftes darin, so ein geheimnißvolles Abracadabra, welches dem innern Auge wundersame Bilder vorüberführt voll Pracht, voll Schönheit, voll Leidenschaft, reicheren Existenzen angehörend? — Ich bin wirklich in Andalusien, wiederholte ich ein Paarmal wie um mich selbst davon zu überzeugen, denn warlich! nach zehn Jahren werd' ich es selbst kaum mehr glauben, weil es so anders ist, als wir es kennen, und so ganz ohne Analogie mit unsern civilisirten Ländern. Ich sage Dir, müßte man nicht deshalb auf unsichern Dampfbooten, in diabolischen Fuhrwerken, auf gräßlichen Wegen fahren; hätte man nicht beständig steinharte Matratzen und oft Flöhe und Wanzen darin; litte man nicht Hunger und Durst, und gar manche Beleidigung der Sinne; würde der Körper nicht so arg martyrisirt; — warlich, kein Mensch würde wieder hier heraus wollen. Warum die Nachtigallen fortgehen, die bedürfnißlosen Nachtigallen, warum sie in einem nordischen Ellernbruch, statt in einem andalusischen Garten singen mögen — das ist freilich räthselhaft. Aber vielleicht sind die Räthsel der Schöpfung dem Menschen unverständlicher als der Nachtigall. Ich

habe schon oft gedacht: um je größer und entwickelter die Intelligenz, um so selbständiger und dadurch entfernter von der Gottheit das Individuum, weil der Drang sich zu emanzipiren, Glück und Schicksal, Ziel und Weg, Erde und Himmel zu schaffen und zu wählen, um so heftiger ist. Aber dann denk' ich, um mich zu trösten, daß Gott ein größerer Magnet für die Menschenseele als für die Nachtigall sein muß, eben weil er die höchste Intelligenz ist. — Ist das dumm oder klug? ich würde gern eine Nachtigall fragen.

Dreißigster Reisebrief.

Cadiz, 28. Mai 1841.

O Kinder, hört meine historia calamitatis, und dankt Gott, daß Ihr in einem Lande lebt, wo Ihr, wenn Ihr reisen wollt, Postpferde vor Euren Wagen spannen laßt und ungestört von dannen fahret.

Gestern früh regnete es nur schwach und der Sturm hatte sich beruhigt. Es windete wol noch, aber nicht bedrohlich, und die Abfahrt des Trajano ging um halb zwölf Uhr glücklich von statten. Als wir zum Guadalquivir hinunter gingen, kamen wir bei einem Hause vorbei, auf dessen Schwelle ein Mann in Hemdärmeln saß, der mir den freundlichsten huldvollsten Gruß von der Welt mit der Hand zuwinkte. Ich konnte mich zuerst nicht besinnen, mit wem ich denn eigentlich in Sevilla in freundschaftliche Verbindung getreten sei, doch genauer

hinsehend erkannte ich — meinen Schuhmacher! Denke Dir, Clärchen, wenn Herr Schmidt, oder wie heißt der Schuhmacher in Berlin? Dich mit einem so huldreichen Gruß entließe, was würdest Du für Augen machen! nun es ist unmöglich diese Leute anders als mit freundlichen anzusehen, obgleich ich gewiß nicht die Vertraulichkeit mit Schuster und Schneider liebe. Das kommt daher, weil sie die guten Manieren nicht sowol nachäffen als haben, und sich weder zudringlich noch impertinent benehmen. Der Trajano wimmelte von Menschen, denn die Stiergefechte sollen in Cadiz und in Xerez beginnen, und das sind Ereignisse, für welche sich die Andalusier mit der glühendsten Leidenschaft interessiren, so daß sie zwanzig Meilen und darüber machen, um ihnen beizuwohnen. Sehr viel Menschen auf einem sehr engen Raum sind immer unerfreulich, besonders wenn er der unausweichliche eines Dampfboots ist, und wenn diese Menschen Spanier sind. Denn ich finde sie sehr liebenswürdig, die Spanier, aber sie haben abscheuliche Gewohnheiten, erstens das ununterbrochene Rauchen, zweitens das unaufhörliche Ausspucken. Ich und die Engländer, wir wollen immer vor Verzweiflung darüber aus der Haut fahren, denn diese letzte Sünde begeht kein Engländer, wenn er sich auch die erste

zu Schulden kommen läßt. Ach, auf Reisen begehr' ich überhaupt nie mit andern Nationen zusammenzutreffen als mit Engländern, denn es sind reinliche, ruhige Leute, die sich alle Tage die Hände waschen, und Haar und Bart putzen, und still für sich sind. Es ist Mode zu sagen, die Engländer wären unausstehlich auf Reisen, und Manche finden, daß der Rhein, die Schweiz und Italien ihre Schönheit verloren haben, weil die Engländer dort die Mehrzahl der Reisenden bilden. Daraus geht schon hervor, daß es nicht lauter wohlerzogene Leute sind, und daß mancher Krämer und mancher vornehme Tropf sein Geld, seine Unwissenheit und seine Langeweile in die Alpen und in das Coliseum trägt. Aber um Gottes willen was geht das die Uebrigen an? — Hat eine englische Familie um zwölf Uhr Mittags mit Thee gefrühstückt — haben ein Paar englische Damen eine Alpengegend schlecht gezeichnet — hat ein Dandy im Vatican von Pferderennen gesprochen — augenblicklich schreibt so ein deutscher oder französischer Tourist in seine „Impressions de voyage“: man könne in der Welt nicht mehr zu einem ruhigen Genuß der Kunstschätze und der Natur kommen, denn die Engländer verdürben Alles durch ihre Gegenwart, durch ihren Thee, ihre Albums und ihre weiße Wäsche. Ich

meine, daß sich diejenigen sehr wenig in die Kunstgegenstände und in die Naturscenen vertieft haben müssen, die sich so leicht stören lassen, denn wirklich störend, schreierisch, lärmend, unruhig, zudringlich ist kein Engländer. Carikaturen giebt's unter ihnen erster Ordnung, das weiß der Himmel! machen sie sich durch Kleidung, Haltung und äußeres Erscheinen lächerlich, so ist das ihre Sache, und ich habe wol zuweilen Stoff zum Lachen, doch nie zum Aerger darin gefunden. Zurückhaltend sind sie, das ist wahr! sie machen nicht Reisekameradschaft mit dem Ersten Besten. Das ist's, glaub' ich, was die Uebrigen ärgert. Der Franzose ist von Natur geselliger, der Deutsche zutraulicher oder ich weiß nicht was! da nennen sie denn die Zurückhaltung Hochmuth. Gott bewahre mich vor der Traulichkeit der Deutschen! das ist als ob man von einer Bärentatze karessirt würde. Ich speiste einmal an einer table d'hôte in Deutschland, und zu meiner Rechten saß eine Dame, die mir wildfremd war, wie die ganze Gesellschaft, zu der sie gehörte. Es wurde Fisch herumgegeben, und, eh er zu uns gelangte, brach ein freundschaftlicher Zwiespalt zwischen meiner Nachbarin und ihrer Gesellschaft über die Gattung desselben aus. In dem Augenblick stellt der Kellner einen Teller mit Fisch vor mich hin. Aber blitzschnell ist er

entschwunden, meine Nachbarin hat ihn fortgerissen, reicht ihn dem Herrn, der ihr gegenübersitzt, mit der Frage: „ist das Aal oder nicht?“ und stellt ihn wieder vor mich hin, nachdem er ihn beäugelt hat, indem sie sagt: „um Vergebung!“ — Ich verbeugte mich demüthig; bei solchen Gelegenheiten bin ich die Höflichkeit selbst — aus Angst. Ich führe diese Geschichte als ein Beispiel dessen an, was man nie und unter keinen Umständen von Engländern zu fürchten hat: brutale Vertraulichkeit; und das ist doch im Grunde das Allereinzige, wodurch man Andere belästigt. Aus dem großen Engländerstrom, der von der Nordsee nach Italien braust, mögen wol viele Carikaturen auftauchen, die ihre Schroffheiten und Lächerlichkeiten grell zur Schau tragen. In einem Lande wie hier lernt man ihre Verdienste schätzen. Im engen Raum eines Dampfschiffes, im ebenso engen und gemeinschaftlichen eines spanischen Gasthofes, ist es ein ungeheures Glück mit stillen, reinlichen Menschen ohne polternde Gewohnheiten zu leben, und gestern auf dem Trajano war's gleich eine ganz konfuse Wirthschaft durch all die Spanier. Ich hatte einen großen Schreck, als es plötzlich hieß, das Dampfboot würde in San Lucar an der Mündung des Guadalquivir bleiben, denn draußen im Meer sei der Wind zu heftig; doch er

ergab sich besser, als man fürchtete, und wir langten um halb neun Uhr in Cadiz an. Das Thor war aber schon geschlossen und so mußten die Koffer an Bord bleiben, was sehr unbequem war, weil am andern Morgen um neun Uhr das englische Dampfboot schon nach Lissabon abgehen wollte. Die Pässe sollten nun noch visirt werden, und ach Gott, das wird hier Alles so nachlässig, so unpünktlich besorgt, daß man in beständiger Unruhe sein muß. Am andern Morgen, nämlich heute früh um sieben Uhr, erscholl die Nachricht: es möge sich nur Niemand an Bord des Dampfschiffes bemühen, weil es bereits dermaßen mit Passagieren von Gibraltar überfüllt sei, daß Keiner, kein Einziger aufgenommen werden könne. Dieser Schreck! sich mit Vorkehrungen und allen Erforderlichkeiten abgemüht und zerarbeitet zu haben — und ganz umsonst, das war doch wirklich unausstehlich verdrießlich. Ich ergab mich gleich in mein Schicksal; die Unmöglichkeit macht mich ruhig. Aber der Oberst und ein Paar der Herren, denen sehr daran lag nicht aufgehalten zu werden, versuchten ihr gutes Glück und gingen doch an Bord — kamen aber unverrichteter Sache zurück. Und so sitzen wir denn hier, ungefähr ein Dutzend Menschen, im Hotel des Herrn Wall, das äußerst sauber und erträglich bequem ist, und müssen

uns acht Tage in Cadiz die Zeit vertreiben. Wenn ich das hätte ahnen können, wär' ich ruhig mit einem Kutscher nach Cordova gefahren! Ja, ja, Kindlein! so geht's einem in Spanien! wer von Euch keinen Schatz von Geduld und Langmuth, und keinen Ueberfluß an Zeit und Geld hat, der komme nicht her, denn wie das Alles in Anspruch genommen wird, davon macht sich nur der einen Begriff, der's erlebt hat. Was fängt man nun hier an? Wir haben heute schon unsern englischen Maler ins Kapuzinerkloster zum S. Franciscus und zu den Palmen — und dann in die Kathedrale geführt, in diesen Marmorkasten, der unter der Schwere seines eignen Pomps dermaßen erliegt, daß er gar nicht aus seiner kauernden Stellung heraus und in die Höhe kann. All seine bauchigen und bauschigen Linien geben ihm einen gewissen perückenhaften Anstrich, der nirgends weniger hinpaßt, als in große, reiche architektonische Massen. Nun sind wir im Grunde fertig mit Cadiz, da wir ja bereits einen viertägigen Aufenthalt hier machten. Mit den allerliebsten Promenaden kann man doch nur die spätern Abendstunden füllen. Zum Glück beginnen hier übermorgen die Stiergefechte. Ach ja, ich werde hingehen, so roh das Vergnügen auch ist. Was soll ich sonst anfangen? Heut haben wir

schon die Pferde gesehen, die dazu bestimmt sind, ihr elendes Leben in der Plaza de Toros auszuhauchen. Sie wurden herein getrieben, eins immer magrer und schlechter als dies andre — eine ganze Heerde, und das Volk drängte sich neugierig, um sie zu sehen. Nein, die Interesse übersteigt alle Vorstellung. Jeder lebt und webt jetzt in seliger glühender Erwartung der Corridas. Kein Handwerker will arbeiten. Der Schuster, der Schneider weisen die geringsten Anforderungen an ihre Geschicklichkeit zurück. Die Wäscherin hat erklärt, es sei das Non plus ultra der Gefälligkeit, wenn sie für mich wüsche; doch plätten müsse meine Jungfer, denn sie könne sich unmöglich damit befassen in dieser Woche. Die beiden Töchter von Herrn Wall's Haushälterin, die ganz und gar zur dienenden Classe gehören, machen gewaltige Toilettenunkosten, indem jede von ihnen dreißig Piaster für ihren Anzug ausgiebt. Kurz, Cadiz ist in einem Freudentaumel, und alle Aufregung, aller Enthusiasmus, alle Theilnahme, die ich so völlig bei Espartero's Regentschaftswahl vermißte, find' ich jetzt in ungeahntem Maaß. Auf der Straße hört man von nichts reden als von los toros. Die Gemüther sind dermaßen davon ergriffen, daß es förmlich ansteckend wird. Man kann nicht lassen sich für

etwas zu interessiren, was so durchgehends und allgemein ein Volk und ein Land elektrisirt, wenn's auch unserm Geschmack und unsern Begriffen widerstrebt. Ist das Vortheil oder Nachtheil des Reisens?

Ein und dreißigster Reisebrief.

Cadiz, 3. Junius 1841.

Die acht Tage sind um, liebste Mutter, und ich habe gar nicht geschrieben! Es war nicht sowol Mangel an Stoff, als physische Unmöglichkeit ihn zu bearbeiten, denn meine Augen waren ganz, aber ganz krank, und die Kopfnerven dadurch so angegriffen, daß ich drei Tage still auf dem Sopha in Dunkelheit und Unthätigkeit verbrachte. Diese hat bis jetzt fortgedauert, aber in den letzten Tagen bin ich doch immer gegen Abend ins Freie gegangen und ein Paar Stunden draußen geblieben, so daß wenigstens das schauderhafte Gefühl der Blindheit mich nicht mehr ängstigt. Ich werde doch noch am Ende blind werden! ich habe die Ueberzeugung; denn was dem Menschen am schwersten wird, ja, ihm unerträglich vorkommt: das trifft ihn. Es mag

wol keine nutzlose Grausamkeit, sondern nothwendig zu seiner Entwickelung sein; dennoch ängstigt er sich darüber ab — nicht sowol für die Zukunft, in der doch immer die Hoffnung lebt, als für die Vergangenheit, die ihm seinen Leichtsinn und seine Thorheit vorwirft. Wie leicht hättest du das vermeiden können! wie unbegreiflich, daß du es nicht thatest! wiederholt man sich wol tausendmal. Was hilft's! es ist zu spät. Man hat sich rettungslos ruinirt aus heller Stupidität. Bei einem Tropf hat ein Wunderdoctor leichtes Spiel, und die Geschichte der Tröpfe ist nicht mit mir zu Ende. Gott behüte Dich, Mama, und Euch Alle, und erhalte Euch Euer gesundes Urtheil über jeglichen blauen Dunst, der in der Welt gemacht wird. — O die Finsterniß! wie sie auf der Seele lastet und sie so verwirrt, so unfähig und dumpf macht. Licht giebt Muth, giebt Freudigkeit, giebt Zuversicht, giebt Kraft, giebt Alles, was nöthig ist, um zwischen dem Leben und einem permanenten Kerker einen Unterschied zu machen. Es sind Menschen, die in einem solchen und in der Blindheit leben, und schon lieber elend wie sie sind, als gar nicht leben mögen. Ach ja! der Mensch ist zäh und biegsam — zäh an dem irdischen Dasein haltend, biegsam, um aus demselben Nahrung zu ziehen, wie das Moos aus dem Stein. So ist's

vom Schöpfer eingerichtet, damit der Mensch diesen Abschnitt seiner Existenz vollständig durchmache und sie nicht abschüttele, wenn allerlei Desolationen über ihn kommen. Und wie ein Paar Thautropfen auf das Moos fallen, um es zu erquicken, so hat denn auch der Blinde die seinen — daran zweifle ich nicht. Aber diese Existenz in tiefer undurchdringlicher Nacht scheint mir bejammernswerther und trostloser als Worte es sagen können! Mein Gott, was thut man nicht für ein freundliches Lächeln, für einen guten Blick! was für Beruhigung und Erquickung kann mit dem Aufgang eines Sternes, mit dem Morgenroth, mit dem Mondschein über uns kommen! welch eine beschwichtigende Gewalt liegt in den Naturbildern, die an uns vorüberrollen! und welch ein Hülfsmittel bei tausend Drangsalen gewährt die Beschäftigung des Geistes und der Hand, welche vom Auge gelenkt wird. Mein Gott! sehen — ist unser halbes Leben, und es fehlt dem Blinden! Von seinem todten Auge prallt das freundliche Lächeln und der Stral der Sonne und der Glanz der Natur ab, ohne einen Funken der Theilnahme, der Erwiederung zu wecken. Die eine Hälfte des Grabes: die unendliche Nacht, hat sich des Blinden bemeistert, und macht ihn bei Lebzeiten halbtodt, abgeschieden von Seinesgleichen und

von der Erde, mit denen er nicht mehr durch den empfänglichsten und einflußreichsten der Sinne zusammenhängt. Zuweilen machen die Leute sentimentale Redensarten über die Blinden, wie heiter sie wären, wie still, wie zufrieden, und wie folglich ihr Zustand gar so jammervoll nicht sein müßte. Das kommt mir vor, als ob man Caspar Hausers Zustand in seinem unbekannten Kerker nicht so gar jammervoll finden wollte, weil er eine Puppe hatte, mit der er spielte. Nein! wem Ahnungen der Blindheit wie Nachtvögel um die Stirn geschwirrt haben, der wird sich mit einem so jubelnden Entzücken in das schwächste Dämmerlicht des Tages stürzen, wie die kleine Lerche an jedem Morgen aus ihrer dunkeln kalten Furche selig ins Morgenroth hinein fliegt. — Der volle Tag ist hier zu grell und zu heiß für Jedermann, und erst wenn die Sonne sinkt, verläßt man allmälig das Haus, so daß nach ihrem Untergang die Promenaden am besuchtesten sind. Meine Schritte sind aber zu lang für das Auf- und Niedergehen auf der Alameda am Meer, oder auf der Plaza S. Antonio, die auch de la Constitucion heißt. Wir gehen alle Abend zur Puerta de tierra (Erdthor) heraus, und auf die schmale Landzunge, welche die Halbinsel oder eigentlich die Sandbank, auf welcher Cadiz gebaut ist, mit dem

festen Lande verbindet. Auf dieser Landzunge hat man einen prächtigen, schnurgraden, breiten Weg angelegt, der die Perspektive auf eine große recht hübsche Kirche im nächsten Dorf hat, und mit zwei Baumreihen eingefaßt ist. Aber diese Bäume, Akazien und Pappeln, wollen gar nicht gedeihen! weder die glühende Sonne noch die Meerwinde sind ihnen förderlich, und sie stehen ganz klein und dürr da. Weshalb pflanzt man nicht Palmen? die würden fortkommen, und welch eine Allee würde das geben! rechts und links vom Wege hat man hie und da ein Stückchen Garten angelegt, d. h. ein Paar dürftige Beete, welche die Lieblingsgemüse der spanischen Küche tragen: Zwiebeln und Knoblauch. Die eigentliche Vegetation dieses Landstrichs, welche die Natur frei und üppig hervorbringt, ist aber weder Zwiebel noch Pappel, sondern die Aloe, die sich wie ein Wald des Bodens bemeistert hat und ihn zu beiden Seiten des Weges bis zum Meer bedeckt. Aus ihrem wunderbaren Blätterbau ist jetzt der Stengel in seiner höchsten Höhe — ich meine wol dreißig Fuß emporgeschossen, und hat an seiner Spitze bereits die Blütenknospen herausgetrieben. Das ganze Gewächs, blaugrün von Farbe, scharf und unbeweglich von Formen, kommt mir vor wie ein Product der Kunst, wie ein kolossaler in Bronce

gegossner Kandelaber, der zu geheimnißvollen Festen sich entzünden müßte. Und wer weiß ob's nicht ein Festtag für die Erde ist, der, wo ihr die Sonne im Zenith steht! und steht sie da, so blüht die Aloe — recht als ob das Sonnenlicht die kleinen Lichter auf den Kandelabern anzündete. Es muß prächtig aussehen; die Blüte ist hochgelb und blitzt aus dem Stengel heraus wie eine Gasflamme aus dem Schnabel der Lampe. In drei Wochen wird die Illumination fertig sein. Wie kleine Mastbäume Kähne und Wellen — so überragen die Stengel den Wust der Blätter, und heben fest und regungslos ihre kleinen regungslosen Wimpel in den glänzendblauen, wolkenlosen Himmel hinein. Dieser Anblick versetzt mich immer nach Arabien, in irgend eine Wüste, pilgernd zu irgend einem halb versunknen Tempel eines untergegangenen Gottes, nach Tadmor oder nach Baalbek. All diese Pflanzen des Orients oder der Wüstenzone, Ceder und Aloe, Cypresse und Palme, haben einen ganz eigenthümlichen Character von Ruhe, Frieden und Schweigen, der halb wie Schlaf, halb wie Majestät aussieht, und mir im tiefen Einklang mit Sphynx und Pyramide, und mit der träumerisch phantastischen Existenz des Morgenländers zu sein scheint. Betrachtet man dagegen unsre Bäume mit ihren getheilten

und zerrissnen Zweigen, mit ihrem beweglichen Laub, mit ihrem Wehen, Flüstern und Rauschen — ist es nicht als ob ein thätiger, regsamer Geist mit ihnen zu schaffen hätte? haben sie nicht ein gewisses leidenschaftliches unruhiges Streben, so etwas Tief-Sehnsuchtvolles? sind sie nicht wie wir ächte Kinder des Occidents, welche sich nicht wollen genügen lassen mit der Sonne, die ihnen vom Orient kommt? Oder ist das Alles nicht wahr, und die Palme weiter nichts, als ein Gewächs der heißen — und die Eiche der gemäßigten Zone? Nein nein! wenn Einer so sprechen könnte, der würde sich die Welt entgöttern. Denn Najade und Dryade sind wie Seifenblasen zerflattert, aber das Mysterium von der Einheit der unsichtbaren Macht und der sichtbaren Erscheinung, folglich vom Zusammenhang und Akkord des Weltalls ist geblieben, und wer nicht daran glaubt, glaubt nicht an den göttlichen Geist in ihm und das göttliche Walten über ihm. Ich halte es nicht für möglich, daß irgend etwas ohne Zusammenhang in dieser Welt der tiefsinnigsten Ordnung hineinplumpen könnte; aber daß wir uns müde sinnen um ihn aufzufinden — ach ja, das ist leicht möglich! — Jene Erdzunge abgerechnet, wird Cadiz rundum vom Meer bespült, und wenn man es umgeht hat man sehr verschiedene Eindrücke von der

Stadt selbst, denn an der Alameda sieht sie elegant, am Hafen zurückgekommen, und bei den Festungswerken und Casernen öde und ruinenhaft aus. Da wechseln zerfallende Gebäude ohne Fenster und ohne Dach mit großen wüsten sandigen Plätzen ab, während an der Alameda und im Innern der Stadt die Häuser gepflegt und geschmückt wie Villas, und die Plätze mit Bäumen bepflanzt wie Gärten sind; denn hier lebt die Gegenwart, und die lebt in Cadiz buchstäblich von ihren Renten; und jene vereinsamten Stätten waren ehemals lebendig, als Cadiz eine wichtige See- und Handelsstadt war und mehr Magazine, Werfte und Casernen brauchte, als gegenwärtig ganz Spanien .... nicht sowol braucht als hat. Bei diesen zerfallenden Gebäuden im Mondlicht vorbei zu gehen, ohne zu wissen ob da nicht schlechtes Gesindel sich eingenistet hat, und ohne eine Menschengestalt wahrzunehmen so weit Aug' und Ohr reichen — das ist recht graulich! Ich muß in Cadiz gar oft an die Wüste denken; dort auch. So todtenstill, so unerhört einsam, so tiefer weißer Sand, solche große Gebäude, deren Bestimmung man nicht kennt, und die nun verwittern wie der Fels, das Meer ganz leise und unermüdlich gegen den Strand rieselnd, immer kommend und gehend, auf und nieder, einförmig wie die Bewegung

einer Wiege; — es war als stehe das Federwerk der Welt still! Du hast keinen Begriff von dieser Stille ohne Menschen, ohne Bäume, ohne Pflanzen; ja, wenn nur eine Möwe die Wellen gestreift hätte, oder eine Fledermaus oder ein kleiner Nachtfalter herumgeschwirrt wären — das hätte einen großen Lärm gemacht. Mir war zu Muth als höre ich den Mond oben am Himmel rollen, ihn, der doch warlich leise wie ein Traum ist. So muß es in der Wüste sein, ganz gewiß! ich kenne nicht Afrika, und werd' es vermuthlich nie kennen lernen, aber ich habe die Ueberzeugung, daß es diesen Eindruck machen muß: unermeßliches Schweigen. Ruinirte Häuser ohne Thür und Fenster, kommen mir vor wie Todtenköpfe mit Nasen-, Mund- und Augenhölen. Ich dachte an die Tausende von Leichen, die in den Wüsten liegen mögen, und die der Sand und die Hyänen zu Todtenkopf und Geripp gemacht haben, von denen Niemand was weiß; und ich dachte, daß auch ohne Wüstensand und ohne Hyänen das Grab und die Zeit bei uns Allen dasselbe thun, und daß es doch als ein Zeichen von unerhörter Kraft oder unerhörter Gedankenlosigkeit recht merkwürdig sei, daß wir im Stande sind ein Leben zu lieben das unwiderruflich so endet. — Allmälig kommt man dann aus diesen Strecken in belebtere, und zu-

letzt auf die Plaza San Antonio, die mit der Straße, welche zum Schauspielhause führt, die besuchteste Abendpromenade ist. Ich glaube ich schrieb schon neulich, daß sie mich an den Markusplatz in Venedig erinnert; aber wol nur durch die Zuthaten, die Menschen, den Himmel, den Mond, denn von der architektonischen Schönheit des marmornen Markusplatzes hat dieser nichts, als höchstens die regelmäßig viereckige Form — doch dafür hat er gar schöne dichtbelaubte Bäume, die ihn rings umgeben, unter denen Bänke sich hinziehen, und durch die das Licht in den glänzend weißen Häusern traulich und heiter hindurch schimmert. Bin ich dort, so vergesse ich, daß die Erde nichts ist als eine Katakombe; die leichte, helle Seite des Lebens tritt hervor, wie beim ersten Mondviertel, das wir grade jetzt haben, ich gehe zum Zuckerbäcker, esse ein wenig excellenten Marzipan und unvergleichliche Abrikosen aux confitures, und denke: um es hier vollkommen lieblich zu machen fehlt nichts als recht gute östreichische Militärmusik. Aber daran sind die Spanier nicht gewöhnt, und woran sie nicht gewöhnt sind, das darf man hier nicht suchen. Das Gefrorne z. B. ist ganz schlecht. Wir versuchten es in dem Café, wo man uns neulich auf das Ende des Monats vertröstet hatte. Die Spanier ziehen vor Aqua fria,

Eiswasser, zu trinken und dazu irgend eine Confitüre zu essen — daher ist's immer voll bei den Zuckerbäckern von Männern und Frauen. Deren kleine Magazine scheinen die zahlreichsten in Cadiz zu sein, dann Schuhmacher, Esterofabriken, und was so zum gewöhnlichen häuslichen Leben gehört. Esteros sind die Fußteppiche von feinem geflochtenen Stroh, in welches man durch bunte Farben zierliche Muster hineinbringt, so daß sie nicht nur durch Frische, Glätte und Reinlichkeit sehr angenehm — sondern auch zugleich ein Schmuck der übrigens höchst schmucklosen Zimmer sind. Die Lichter in den Magazinen machen die abendliche Erleuchtung für Cadiz aus, die freilich in diesem Augenblick überflüssig ist, denn der Mond hängt nicht wie eine Lampe, sondern wie ein Kronleuchter am Himmel. Ach, wie das schön ist, was das für Farben sind, wenn die Sonne untergeht! sie sinkt in's Meer, und verwandelt es und den Abendhimmel in einen feurigen Ofen, dessen Gluten kein Menschenaug' ertragen kann. Dann geht dies flammende Roth in orange über, und dieses zerschmilzt in Purpur, das weicher und immer weicher werdend in Millionen von Rosenwölkchen zerblättert, die allmälig verschwimmend eine lilafarbene, silbrige Tinte über den ganzen Himmel hauchen, bis die Nacht plötzlich ihren Schleier

darüber wirft, ihren mächtigen, tiefblauen Schleier, den die Sterne funkelnd durchbrechen und mit dem Mond an Glanz rivalisiren. Hier ist wirklich ein stupender Uebergang vom Tag zur Nacht, den ich bis jetzt noch nicht in südlichen Gegenden gefunden; der Mittelzustand der Dämmerung ist nur momentan und jenes wundersame Farbenspiel mag kaum zehn Minuten dauern. Diesen Augenblick verbring' ich am liebsten auf der wallartigen Mauer, die den Hafen beschützt, auf der noch einige drohende Kanonen stehen, die aber zu einer breiten und sehr langen Terasse planirt ist, von welcher man die lieblichste Aussicht hat. Auf der einen Seite der Hafen, mit seinen vor Anker liegenden Segelschiffen, und seinen rastlos thätigen Dampfschiffen, deren beständiges Gehen und Kommen sogar hieher die Idee der Betriebsamkeit bringt; und über den Hafen hinaus der Golf von Cadiz, an dessen gegenüberstehendem Ufer Puerto Sta. Maria liegt — wo sich die Niederlagen der Weinhändler von Cadiz befinden; tiefer ins Land hinein Xerez, wo dieser herrliche feurige Wein wächst, und dazwischen einige Dörfer, wo die wohlhabenden Einwohner von Cadiz im Frühling und Herbst ihre Villeggiatura halten. Die Lage derselben ist aber so, daß die Hitze im Sommer dort noch unerträglicher sein soll als in der

Stadt, und daß schon jetzt der Frühlingsaufenthalt auf dem Lande zu Ende ist. Beiläufig muß ich bemerken, daß ich bisjetzt die Hitze keineswegs unerträglich finde; die Zimmer sind hoch, haben wenig Fenster, über dem Patio ein Zelt — so ist's im Hause verdunkelt und kühl; nämlich kühl im Vergleich zur Empfindung, die man hat, wenn man Mittags in die Sonne heraustritt, und die dann freilich so ist, als ob man mit siedendem Wasser übergossen würde. Seit acht Tagen geh' ich aber nicht vor sechs Uhr Abends heraus, und dann ist's eine himmlische Luft, sehr warm, ja heiß, aber so leicht, so lind, so weich, als wär' die Atmosphäre von Atlas und Sammet; und so bleibt's auch nach Sonnenuntergang, was dann freilich sehr glücklich ist, denn man würde sich sonst sehr leicht erkälten, da man sich beständig in einer gelinden Transpiration befindet. Für mich ist dies Clima entzükkend. — Von der andern Seite der Hafenmauer sieht man in die Stadt hinein, die ich mit nichts vergleichen kann, als mit einem Tafelaufsatz von weißem blumengeschmückten Porzellan. Jedes einzelne Haus sieht so aus mit den Vasen, den Gallerien und dem Belvedere-Thürmchen auf seinem flachen Dach; und die ganze Stadt ebenfalls, indem die zahlreichen Bäume, die ihre Plätze umge-

ben wie Bouquets aus weißen Schaalen heraus-stechen. Der eine ist mit Mimosen bepflanzt, die bei uns in Gewächshäusern sorgsam in kleinen Töpfen gezogen werden, und hier zu einem lieblichen Baum gedeihen, mit breiten, flügelartigen Zweigen, welche ihr Laub wie Fühlfäden ausbreiten und mit nervoser Schüchternheit zusammenfalten, wenn eine andre Berührung als die des Sonnenstrales es überhaucht. Daß ich hier unter dem sechs und dreißigsten Grade bin, merk' ich bei jedem Schritt und jedem Blick. Es ist ein gar großer Unterschied mit Neapel und Sizilien, wo ich freilich auch viel früher im Jahr war, und daher nicht wissen kann, was die Sonne bewerkstelligt, wenn sie sich dem Solstitium nähert. Aber die Vegetation um Palermo und Taormina vereinte auf einem Fleck die reiche Abwechselung, welche durch ganz Spanien verstreut, von den Pyrenäen bis zum Felsen von Calpe ist. Dafür waren es aber gleichsam nur Proben ihrer Kräfte, die zu vielseitig sind um sich ausschließlich einem Produkt zu widmen, wie hier den Palmen und den Aloes. Hier ist die Vegetation viel einförmiger und viel ärmer an Masse, daher auch die Landschaft eintöniger, aber von ganzem Character, absolut, schroff, wie das die einseitige Richtung immer — und daher im Grunde nur in der Natur

nicht unerträglich ist. Beim Golf von Cadiz fehlen die wunderschönen Berge, welche denen von Palermo und Neapel so hohen Reiz verleihen. Im Norden zieht sich wol die Sierra de Ronda wie ein blauer Kamm dahin, doch zu fern um die Landschaft zu schmücken begrenzt sie sie nur. Ich meine, daß ein Landschaftsmaler, der den Zauber seiner Kunst in der Farbe fände, diese Natur vorziehen müßte — und wer in den Formen und dem Reichthum eines Bildes, jene Gegenden. Und ich bin doch recht glücklich sie vergleichen zu können, wenn auch mit halbblinden Augen nur. Ja, das sind sie, und müde von Thränen, von Schmerzen, von Arbeit, von allerlei; aber nicht müde der ewigen, heiligen Freude an der Natur, deren Bilder ich wie Kleinodien in meinen Blick und meine Seele sammele, damit sie mir dereinst von Innen entgegen stralen, wenn die ganz blinden Augen nicht mehr im Stande sein werden sie von außen zu gewahren.

Diese Woche begann mit zwei großen Festen, mit dem Pfingstfest, und mit der ersten diesjährigen Corrida. Ich bin überzeugt, daß man sich um jenes nicht den tausendsten Theil gekümmert hat, wie um diese. Ich schrieb in meinem letzten Brief von der Berauschung, in die Cadiz versenkt sei; anderweitige Theilnahme daran zu nehmen machte mir mein Be-

finden unmöglich, und ich bedaure es auch nicht. Einmal es zu sehen ist ganz gut, der Kuriosität wegen; doch wenn man nicht in der Liebhaberei für ein so blutdürstiges Vergnügen geboren und erzogen ist: so braucht man sie sich nicht einimpfen zu lassen. Ich habe nicht gehört, ob man sich Zeit genommen das Pfingstfest mit den gehörigen Messen und Ceremonien zu feiern. Ich wäre gar gern in die Kathedrale gegangen um zu sehen, ob mehr als eine Handvoll Menschen in der Erwartung des Nachmittags noch Raum zur Andacht des Morgens fänden — was ich sehr bezweifle. Niemand darf weniger als ich die Andacht der Menschen nach ihrem Kirchenbesuch abmessen wollen, denn Du weißt, ich würde schlecht bestehen, wenn man mir das thun wollte. Aber das ist auch was Andres! ich habe von Natur so eine etwas beschauliche Richtung, wie eine ächte Tochter des Nordens die ich bin, und ich befasse mich mit den äußern Ceremonien nur deshalb nicht sehr, weil sie mich nicht befriedigen. Wen sie befriedigen, der hat ganz Recht sich mit ihnen zu beschäftigen; ich halte ihn deshalb nicht für schlechter noch besser, nicht für glücklicher noch unglücklicher als mich. Ohn' eben in die Kirche zu gehen, weiß ich ja doch, daß ich zu denen gehöre, die Gott liebt .... und züchtigt. Das hab' ich nicht

gelernt aus diesem und jenem, nicht hier gehört und dort gelesen: sondern es ist über mich gekommen, in Allem, durch Alles, wie der Strom des Lebens selbst .... ach, ich weiß nicht wie! aber Gott wird es wol wissen. Dies ist nun so meine Allüre und vielleicht eine ganz allgemeine da oben bei uns, wo man ernster und stiller ist als im Süden, und wo die Natur und das Leben uns selten und wenig durch Glanz zerstreuen, so daß er uns nicht bei allen Dingen und in allen Erscheinungen zum Bedürfniß werden kann. Hier ist das Leben viel berauschender, bunter und jubelnder; der Mensch lebt mehr nach Außen, folglich auch mehr außerhalb in Formen, als innerlich in Gedanken; darum mein' ich, daß hier der Pomp und Glanz des Cultus wesentlich zur Andacht gehören und daß sie in stiller Einsamkeit und Betrachtung, so auf unsre Weise, hier wol phönixselten sein möge. Man vergißt immer, wenn man den Kultus der katholischen Kirche heidnisch und sinnlich und weiß der Himmel wie! nennt, daß er unter dem Himmel und aus dem Volk des Südens entsprungen ist, und folglich gar nicht anders sein kann. Mein Herrgott! die Menschen sehen eine solche Pracht von Sonne, von Marmorhäusern, von Blumen, von Frühling, von Schönheit — sie leben in einer Atmosphäre so voll Licht

und Duft — die bloße Existenz, das Athmen, das Blicken hat etwas so berauschendes und Verführerisches, daß der Kultus warlich nicht anders konnte, als ihnen die gewohnten Herrlichkeiten lassen, und dieselben adelte, indem er sie mit dem Gedanken an Gott durchgeistete. Die Natur ist eine Offenbarung Gottes; er hat sie den Völkern des Südens anders gegeben, als denen des Nordens. Jeder Kultus ist der Ausdruck wie man glaubt, sich am Besten und Sichersten mit Gott in Verbindung zu setzen. Die alten Germanen machten ihre Eichwälder zum feierlichen Tempel ihrer Götter, weil sie nichts Majestätischeres kannten. Die alten Ghebern beteten das Feuer an, weil sie durch dasselbe die höchsten Wohlthaten zu empfangen meinten. Die Calvinisten setzen sich zwischen vier kahle weiße Kirchwände, um ungestört den Gedanken, dies herrliche Geschenk der Reformation, zu Gott zu wenden. Jeder macht's wie er's versteht — und weil dies Verständniß so gar verschieden ist, so glaub' ich nicht, daß ein Kultus Allen und für immer genügen könne. Ich gönne der katholischen Kirche den ihren, und es betrübt mich, daß die Menschen hier die alte Zuversicht zu demselbem verloren haben, ohne eine neue zu gewinnen. Doch wer kann wissen was die Zeit ausbrütet? Die alte Welt wußte es nicht, daß jene Apostel

beisammen waren um sich in heiliger Eintracht und tiefer Demuth vorzubereiten zur Verbreitung der mildesten, trostreichsten und seligsten Lehre. Sie wußte nicht, daß die Erde mit der hösten Erscheinung begnadet worden war, die Gott ihr je gesendet — mit einer Erscheinung, von der jene heiligen Männer nur die Schüler waren. Sie wußte nicht, daß diese flüchtige, von Dunkelheit, Verfolgung und Leid umgebene Erscheinung ein Licht umhüllt habe, das heller stralen sollte, als alle die, welche seit Jahrtausenden von den Weisesten und Edelsten entzündet worden waren. Nie hat's in der Geschichte einen gewichtigeren, einflußreicheren, umwälzenderen Moment gegeben, als jene Paar Jahre des Lebens Christi, und dennoch vergingen Generationen ehe man dessen allgemein gewahr wurde. Ach, der Mensch müßte alt werden, alt wie die Felsen, wenn er sich gehörig in der Zeit orientiren sollte! nun hat er's schwer. Die tiefen Geister prophezeihen, die denkenden speculiren, die frommen glauben — und ich .... möchte das Alles zusammen thun, um zu ergründen wie Gott die Welt regiert. Ist Dir wol je die unerhörte, durchbohrende, zersetzende Menschenkenntniß der Bibel aufgefallen, liebe Mutter? mich frappirt sie dermaßen, und immer von Neuem, daß ich zuweilen meine, sie sei ganz speziel für mich

geschrieben. Aber was hat denn Moses von mir gewußt? muß ich jedesmal fragen, wenn mir einfällt daß sich Eva bethören ließ, weil die Schlange ihr vorspiegelte, sie werde gottähnlich werden. Brächte die Schlange es nur dahin, daß ich ihr glaubte, so ist gar keine Frage, daß ich trotz des Beispiels der Eva es grade so machen würde wie sie — so wie auch gar keine Frage ist, daß ich im Mittelalter mich mit Zauber und Hexerei abgegeben und in „les sciences occultes“ vertieft, und vielleicht mein Leben auf dem Scheiterhaufen verhaucht hätte — und das Alles .... um zu verstehen wie Gott die Welt führt, was mich doch nicht im mindesten angeht. Wär' ich ein König, so hätte dieser Wunsch nach tieferer Weisheit, nach einem salomonischen Verständniß der Dinge, doch einen Sinn: aber so, für mich allein, was fing' ich damit an? — Lieber Himmel, wenn man tagelang auf dem Sopha liegt, im Finstern, zu nervos ist um sprechen oder vorlesen hören zu mögen; aber doch nicht eigentlich krank, folglich seiner Sinne und Gedanken Meister ist: so wird man wirklich von ganzen Heeren von Gedanken überrumpelt, und es ist nur zu bedauern, daß sie nicht besser und nicht klüger sind. Ich kann mir sehr gut vorstellen, wie Menschen von exaltirterer und feurigerer Seele als die meine, in ähn-

lichem Zustand und unter ähnlichen Umständen ihre rastlosen Gedanken zu Planen, Entschlüssen und Systemen verdichtet haben, z. B. Loyola. Bis zu einem tüchtigen Fanatismus hab' ich's aber noch nicht bringen können: ich werd' immer zuvor gesund, ohne Zeit gehabt zu haben mich in dessen Chrysalide gehörig zu verpuppen.

Nun muß ich doch noch über die verschiedenen Stiergefechte ein Wörtchen sagen, denn es wäre ganz unnatürlich in Cadiz zu sein und sich nicht mit ihnen zu beschäftigen. Das erste ist von der Mittelart gewesen, nicht matt aber auch nicht blutig; das zweite — ganz schlecht! nicht mehr als drei Pferde sind in der Arena geblieben, und das Volk ist empört vor Unwillen über die schlechten Stiere gewesen. Unser Wirth theilte diesen Zorn, und auf meine Frage wie es gewesen sei? antwortete er verdrießlich und achselzuckend: „Una miseria!" — Das dritte und letzte hat aber Alles gut gemacht, und die Schmach der beiden andern mit reichlichen Blutströmen abgewaschen. Die Stiere sind muthig gewesen und haben zwanzig Pferde getödtet und drei Piccadors verwundet, von denen zwei todtkrank im Hospital liegen. Die Zeitung bringt jeden Morgen ein Bülletin über ihr Befinden, und erzählt Alles, was sie sagen und thun.

Gestern hat der eine gesagt: er würde wol sterben müssen, aber das Ayuntamiento und die Stadt Cadiz müßten nun doch gestehen, daß in Madrid selbst nicht bessere Picadors sein könnten. Woher es kommt, daß die Stiere zuweilen feig und zuweilen muthig sind? fragt man. Da es im Interesse der Unternehmer ist, wenn nicht so gar viel Pferde getödtet werden, so sollen die Chulos den Stieren ehe sie in die Plaza de toros treten, einen Keulenschlag vor die Stirn geben, der sie betäubt und ermattet. Der Besitzer der Heerde, aus der die Stiere zur letzten Corrida gewählt sind, hat sie vor der Schmach der Feigheit und vor der Grausamkeit der Chulos schützen wollen, und sie deshalb in den letzten zwölf Stunden ihres Lebens nicht verlassen; und wirklich sind sie nun auch in dem gehörigen Feuer gewesen. In der Nacht, die jeder Corrida vorhergeht, um zwei Uhr, werden die Kampfstiere in die Stadt getrieben, indem man eine Schaar zahmer, glockenbehängter Ochsen und Kühe hineintreibt; mit denen laufen sie von selbst. Vom Thor bis zum Stall, der an die Plaza de Toros stößt, ist ein Weg zwischen starken Bretterwänden für sie eingerichtet, so daß sie ungefährdet und ungefährlich ihre Bestimmung erreichen. Die Ochsen und Kühe werden dann aus dem Stall herausgeführt und die

Kämpfer bleiben drin, der Aufsicht der Chulos bis zum nächsten Nachmittag überlassen. Jener Besitzer hat sich aber nicht von ihnen getrennt, sondern sie zärtlich bewacht, denn diese Stiere werden theuer bezahlt, und wenn sie schlecht sind, so nimmt man künftig keine aus seiner Heerde. — In Xerez sind auch eben jetzt drei Corridas gewesen, und in der letzten hat sich eine Art Wunder zugetragen. Nämlich: so lange der Kampf des Stieres mit den Piccadors dauert, ist alle Theilnahme des Volks für ihn; beginnt aber der mit dem Espada, so wendet sie sich gegen ihn, und sein Fall wird von demselben wüthenden Jubel begleitet, wie zuerst jeder seiner mörderischen Stöße. In Xerez ist der in den Annalen der Corridas unerhörte Fall eingetreten, daß das Interesse für den Stier auch während des Kampfs mit dem Espada statt gefunden, und das Volk bewogen hat, einstimmig und gebieterisch, sein Leben zu verlangen. Man hat also ein halbes Dutzend Ochsen in die Arena gelassen, und blutend, verwundet, aber triumphirend, ist der Held des Tages ihrem wohlbekannten, friedlichen Schellengeläut nach- und mit ihnen herausgelaufen. Die Plaza de Toros in Xerez soll die schönste und größte in Andalusien sein; die hiesige ist nur von Holz; das kommt mir bedenklich vor bei der Menschenmenge

und der Cigarrenliebhaberei. Der Schluß der Corridas zu Ronda ist ein Gegenstück zu Xerez. Da haben am dritten Tage Frauenzimmer in Männerkleidern als Picadores und Espadas agirt, und auch wirklich ein Paar unglückliche Stiere, denen man Kugeln von Kork auf die Hörner gelegt, zu Tode gemartert. Solche Frauen hass' ich. Ronda liegt droben in der Sierra, vielleicht zwanzig Meilen von hier, gar wunderschön und malerisch. Gegen Ende Mai ist dort alljährlich ein großer Markt, so eine Leipziger Messe für Andalusien, der die Corridas nicht fehlen dürfen. Eine Gesellschaft Engländer kam von dort hieher, und ich sammele all die verschiedenen Nachrichten sorgsam ein — auch die, daß sich hier während jeder Corrida das Militär schußfertig zu halten hat, um bei einer etwaigen Emeute gleich auf dem Platz zu sein. Am letzten Tage schlich ich schon ein wenig herum, und da bemerkten wir in einer Caserne und am Thor ganz besonders kriegerische Vorkehrungen, die zum Glück überflüssig gewesen sind. Aber wie die Menschen sich zur Plaza de Toros drängten! förmlich umlagert war sie. Von den Dächern der Häuser, gar von der Kathedrale herab, suchten die Neugierigen in die Arena hineinzublicken, ohne Einlaß zu zahlen. Die, welche in den benachbarten Straßen wogten,

konnten nicht das Allergeringste wahrnehmen; aber sie waren doch wenigstens in der Nähe des Schauspiels, das jedem andalusischen Herzen eine Wonne ist; sie blickten, als ob sie die Wände durchbohren wollten; sie lauschten auf jeden Freudenruf, jede Fanfare, jedes Zeichen des Beifalls und der Ermunterung drinnen; sie theilten sich ihre Vermuthungen, ihre Ansichten mit; sie waren zierlich gekleidet zur Ehre des großen Festes. Und als nun endlich um acht Uhr Abends der Menschenstrom aus der Plaza de Toros in die Straßen hineinquoll, so daß das Steinpflaster beweglich schien von meiner Hafenmauer aus — als Alle auf ihren Zügen, in ihren Worten und Bewegungen das Gepräge der gewaltsamen Emotionen trugen, die während vier Stunden in ihnen thätig gewesen waren — da hatte dieser fieberhafte Freudentaumel wirklich etwas Beängstigendes, etwas Wahnsinniges, und ich dachte: möge Gott sie behüten damit kein anderer Blutrausch über sie komme, als der einer Corrida. — Ach, Verzeihung! Du bist gewiß schon gelangweilt von den ewigen Stiergefechten, da ich ja bereits aus Sevilla ein Langes und Breites darüber geschrieben. Aber sieh! das ist ansteckend hier, es schwebt in der Luft wie die Cholera, und macht sich auch wie sie, Jedem bemerklich mehr oder minder

nach seiner Disposition. Was hätte ich auch sonst von Cadiz sagen können? etwa, daß wir keine Musikalienhandlung haben auftreiben können zu meiner großen Betrübniß, indem ich noch immer nicht die Jagd nach Volksliedern und Tänzen aufgeben mag; — oder daß in der ersten Buchhandlung nicht ein kleines Geschichtswerk in spanischer Sprache über den Zug der alten Catalonier nach Griechenland zu finden war? Das wäre Alles auch nicht eben erfreulich. Aber etwas gar Hübsches hab ich doch noch gesehen, ein kleines Kunstwerk in seiner Art — oder ein Kunstproduct, denn die Hände sind dabei thätig gewesen, nicht die Seele, und ich nenne Werk was von geistigen, und Product was von materiellen Kräften erzeugt ist. Dies befindet sich nur momentan in Cadiz, wohin es von einem unsrer Hausgenossen aus Manilla gebracht worden ist. Es ist eine Echarpe von Batist. Ich nenne den Stoff so, weil es der feinste ist, den wir kennen; aber dieser, aus den Fasern einer gewissen Pflanze in einem kleinen Handwebstuhl gewebt, hat auf einem Fuß zwei Hundert Faden mehr, als das feinste Gewebe, das in Europa gemacht wird, und ist dabei eben so fest, und viel gleicher und ebner als der allerschönste Batist. Stelle Dir vor das Blatt einer Theerose — so blaßgrünlich weiß, so schimmernd

zart, so lieblich weich zu berühren ist dieser reizende Stoff. Die Echarpe war rundherum schwerfällig in weißer Baumwolle gestickt, nicht schlecht, aber so recht eine steife, plumpe Rosenguirlande, ohne Geschmack aus dem ersten besten Stickbuch abgezeichnet. In Stroh werden eben so unbegreiflich zierliche Arbeiten in Manilla gemacht, z. B. Cigarrentaschen, weich wie von Sammet. Manilla ist die Hauptinsel der Philippinen, dieser großen spanischen Colonie, die vier Millionen Einwohner und so kunstfertige Hände hat, und die dennoch dem Mutterlande nichts einbringen soll.

Nun, meine gute Mama, geht's wieder weiter, in's Meer hinein und nach Lissabon; — aber von dort kehr' ich um, darauf verlaß Dich! —

Ich küsse die Hand.

Zwei und dreißigster Reisebrief.

Lissabon, 5. Junius 1841.

So weit wie man ungefähr in Europa von einander entfernt sein kann — denn Rußland kommt mir asiatisch und abgesondert vor — so weit sind wir von einander, mein liebes Louischen. Ich hab es nun wirklich durchgesetzt, trotz Unwohlsein und Hinderniß, und bin an der äußersten Grenze unsers Welttheils, an der einen Küste des atlantischen Ozeans, dessen andre der neuen Welt gehört. Jetzt, wenn ich weiter wollte, müßt' ich mich dem Meer anvertrauen; das Land fehlt mir unter den Füßen. Aber die Seereisen gehören nicht zu meinen Liebhabereien. Ohne krank zu sein empfind' ich dennoch beständig ein leichtes Unbehagen an Bord eines Schiffes, und da es am schwächsten ist wenn ich liege, so verharre ich denn tapfer in liegender Stellung

so lang' ich es aushalten kann — und das ist doch recht langweilig. Abgesehen von dieser untauglichen Beschaffenheit meines Körpers, ist unsre Seereise sehr glücklich gewesen. Sie war die längste, die ich je gemacht. Gestern früh um zehn ein halb Uhr lichtete der Braganza die Anker im Hafen von Cadiz, und heute Mittag um zwei ein halb Uhr betraten wir die portugiesische Erde bei der Douane von Lissabon, bei dieser Stätte, zu der jeder Fremde ohne Barmherzigkeit geschleppt wird um zu ergründen in wie fern seine Siebensachen dem Handel von Portugal schadenbringend sind. Man sollte wol an diese langweilige, unerträgliche, zeitraubende Prozedur gewöhnt sein, wenn man in Italien und Spanien gereist ist; doch ich gestehe, daß mich jedes Mal, wo ich mich ihr von Neuem unterwerfen muß, auch die Ungeduld von Neuem packt. Mein Herrgott! steht mir's denn nicht auf der Stirn geschrieben, daß ich eine neugierige Reisende, und keine Contrebandista bin? Dies Einfangen armer, müder, ungeduldiger Leute, dies ungastliche Zerwühlen des miserabelsten Arbeitsbeutels, in welchem ein Taschentuch und ein Schreibtäfelchen grade Raum haben, dies Spähen, Suchen, Lauern — ist mir verhaßt. Ich kann's im Leben nicht ausstehen dies Spähen nach dem was ein Andrer hat und nicht hat, treibt und

nicht treibt — dies armselige Bekümmern um eines Andern Suppennapf oder Geldbeutel — dies inquisitorische Forschen nach Dingen, die nicht tiefer versteckt sind als unter einem Kofferdeckel, und bei denen man sofort verbotene voraussetzt — ich kann's und kann's und kann's nun einmal nicht ausstehen, und die Douane erinnert mich stets daran; vielleicht haß' ich sie deshalb so herzlich. Unsre Seefahrt hat also acht und zwanzig Stunden gedauert, was für eine so bedeutende Entfernung gewiß nicht viel ist. Der Braganza ist ein englisches Dampfboot von drei Hundert Pferden Kraft, und gehört einer Compagnie, die alle acht Tage eins von London nach Gibraltar abgehen läßt, welches auf der Hin- und Rückfahrt bei Lissabon und Oporto anlegt. Diese englischen Dampfboote sind das einzige Verbindungsmittel zwischen Andalusien und jenen beiden größten und wichtigsten Handelsstädten Portugals. In Cadiz hat man uns in eine schmeichlerische Hoffnung eingewiegt — und zwar hat's der portugiesische Consul selbst gethan, bei dem persönlich Erkundigungen eingezogen wurden — nämlich, daß das portugiesische Dampfboot „der Oporto" endlich! endlich! seinen längst verheißenen Dienst zwischen Cadiz und Santander im nördlichen Spanien, von Lissabon aus beginnen werde. Mitte Junius, versicherte der

Consul, ginge es ab von Lissabon. Wer war froher als ich! ich hatte die Aussicht die ganze Halbinsel zu umschiffen! von Santander würde man schon Mittel finden in die baskischen Provinzen, und dann in die französischen Pyrenäen oder nach Bayonne zu kommen! Aber schon auf dem Braganza wurde uns gesagt, der Oporto befinde sich seit mehren Monaten zur Ausbesserung seiner Maschinen in England, und es würde vor der Hand schwerlich zur Ausführung eines solchen Projects kommen; und hier ist uns bereits dasselbe bestätigt. Dies nur als Beispiel wie es hier an Allem fehlt, an Einsicht, an Kraft, an Geld, an gutem Willen! — und wie man sich auf nichts, aber auf gar nichts verlassen kann, wenn man's nicht selbst erlebt und durchgemacht hat. Daher wiederhol' ich ab und an zu Nutz und Frommen derjenigen, welche in ihrem Lehnstuhl sitzend dies lesen und denken: wie interessant, dies Volk, dies Land, dies Das, dies Jenes! — — O ja, sehr interessant; nur aber ist die Reise selbst die unbehaglichste unter der Sonne, weil man bei jedem Schritt auf Störungen, Hindernisse, ja Unmöglichkeiten trifft. Von hier nach den baskischen Provinzen zu Lande zu gehen, querfeldein durch Portugal und Spanien zu ziehen, das haben wol Truppen versucht, doch sonst Niemand, und ich

werd' es warlich Keinem vormachen, sondern fein demüthig wieder dahin gehen, von wannen ich gekommen. Nun, einstweilen bin ich hier, mein liebes Louischen, und lasse getrost das Schicksal walten. — Das Wetter hat die Fahrt herrlich begünstigt; keine Hitze, kein Wind. Ich etablirte mich gestern mit einer Matratze auf dem sehr geräumigen Verdeck, und badete mein Auge in dem unendlichen Blau, welches Meer und Himmel um mich, vor und über mir ausspannten — in diesem Blau, das ich nicht ansehen kann, ohne daß sehnsuchtsvolle Wünsche in mir wach werden, Wünsche ohne Namen, Sehnsucht ohne Grenzen! denn auf die dicken, handfesten, nennbaren Wünsche kommt man nur, wenn man die derbe, frische, hausbackne Erde ansieht. O ich liebe sie sehr, die schöne reiche Erde, ich verachte sie gar nicht, weil sie ein bischen derb ist, und das Hausbackne ist's ja grade, was der Mensch braucht und verlangt. Aber ich bin nun mal für das, was er n i c h t braucht und doch verlangt! und das fällt mir immer ein, wenn sich die Blicke in Meer und Himmel recht ungestört vertiefen. Das können sie nirgends so wie auf einem Schiff! Man ist losgerissen von der Erde, von Häusern und Bäumen, von Feldern und Thieren, von Allem was Gedanken des Eigenthums, der Sicherheit, des Bestehens,

des Wurzelfassens giebt. Man schwimmt auf ein Paar Brettern über dem ungeheuern Abgrund, und man schwimmt von einer unsichtbaren Macht getrieben, die im Dampfkessel brodelt, der geheimnißvollen Richtung nach, welche eine wunderbare Nadel bezeichnet. Es ist etwas Magisches in diesem Zustand, so recht etwas wie der Mensch es liebt, der immer bereit ist oder sich bereit wähnt jedes Räthsel zu lösen, mit jeder Macht zu ringen, jede Kraft zu bewältigen, in oder über jeden Abgrund zu springen und sich doch am Ende blindlings in die Arme einer verhüllten Führung wirft, die ihn ach wie oft! weit abführt von den bekannten Stätten, und ihn selig durch ungeahnte gleiten läßt — so wie mich durch den großen atlantischen Ozean. — Die Reisegesellschaft war nicht zu zahlreich; es gab kein Gedränge, keine Unordnung. Der Dienst wurde mit englischer Pünktlichkeit vollzogen, d. h. Jeder that ganz ruhig, was ihm auf seinem Platz zu thun oblag, vom Capitän an bis zum letzten Diener herab. Solche Leute bet' ich an im praktischen Leben! Gleich entfernt von Wichtigthuerei und von dem Sichzerreißenwollen vor lauter Geschäftigkeitstrieb, vollziehen sie ihre Pflicht ohne sie wie eine Last, noch wie ein Mittel um sich gelten zu machen, zu betrachten. Der erste Platz kostet zwei und zwanzig Piaster, Kost

und Trinkgeld inbegriffen, und da die Küche sehr gut und mit Früchten, Weinen, Dessert, und was man nur irgend begehrt, reichlich ausgestattet ist, so ist der Preis gewiß nicht zu hoch. Ein Bevollmächtigter der Regierung ist an Bord jedes dieser Schiffe, um die Post zu besorgen, und dafür zahlt die Regierung der Compagnie für jede Fahrt sechs oder sieben Hundert Pfund Sterling. Die Kosten derselben sind also immer gedeckt, mögen Passagiere sein oder nicht, und die Compagnie hat nicht nöthig, bei deren Verpflegung um einen Hühnerflügel und eine Tasse Thee zu knausern, damit sie zu ihrem Vortheil komme. Kein Volk versteht sich mehr auf, und bemüht sich mehr um den Erwerb, als die Engländer; sie haben auch die gehörige Engherzigkeit, die ein wesentlicher Bestandtheil des kaufmännischen Genies ist, indem sie nichts in der Welt gewahr werden läßt als den eigenen Vortheil; aber sie verfolgen denselben nicht ängstlich geizig wie Krämer, sondern mit splendidem Aufwand wie Großhändler, die sie auch wirklich sind. Abends hatten wir ein Conzert, ach! ein gräßliches! Zwei Spanier waren an Bord, zwei Künstler, die nach London wollten um Gold und Ruhm zu ärnten: ein Bauchredner und ein Hornist. Der erste hatte mich schon schuldloser Weise, sehr geärgert. Beim Diner erhob sich

unten im Speisesaal ein fürchterlicher Lärm von Hunden, die sich unter einander und mit einer Katze bissen, und ich war in Verzweiflung über die rücksichtslosen Menschen, die ihre Bestien aufs Dampfschiff schleppen, wo sie stets unbequem sind. Hunde sind allerliebst neben dem Wagen laufend, oder als Begleitung auf einem einsamen Spaziergang, oder höchstens im eignen Zimmer; aber wo viele Menschen sind, von denen Manche einen Widerwillen gegen den Geruch oder andre Zugaben der Hunde haben: da find' ich es barbarisch sie mitzuschleppen. Katzen sind mir nun immer ein Greuel! und ich fürchtete, jene Schlacht könne sich bis zu meiner Station oben auf dem Verdeck hinziehen. Das that sie denn auch wirklich — doch nur in der Person jenes Bauchredners. Die feurigen Weine mogten wol die beiden Künstler belebt haben, genug, nachdem der eine sich müde gebellt und gemiaut, und mit allen Stimmen eines Hühnerhofes gekräht und geschnattert hatte — holte der andre einen schönen Mahagonikasten herbei, zog aus demselben ein schönes silbernes Horn, stellte sich aus ganz besonders liebenswürdiger Aufmerksamkeit zu meinen Füßen hin .... und blies, hilf Himmel! die ärgsten Mißtöne, die je menschliche Lippen entweiht haben. Er hätte vielleicht die ganze Nacht durchblasen, wenn

nicht der Bauchredner von Ruhmdurst verzehrt und entschlossen gewesen wäre Blick, Ohr und Beifall der Gesellschaft auf sich zu wenden. Er benutzte eine Pause, in welcher der erschöpfte Hornist nach Luft und Athem schnappte, um seine Guitarre zu holen und eine Menge Lieder und Romanzen zu singen, von denen einige in der wilden andalusischen Weise sehr nett waren. Da überdies die Abendluft das Horn mehr zu verstimmen schien als die Guitarre, so schenkten wir dieser größere Aufmerksamkeit, und der Hornist mußte sein schönes Instrument wieder in seinen schönen Kasten packen, und verstummen. Obgleich es wunderschön auf dem Verdeck und heller Mondschein war, so wagte ich doch nicht mich der spätern Nachtluft auszusetzen, und schlich in die Cabine, die ich mit zwei Engländerinnen theilte, welche ich schon in Sevilla kennen gelernt. Nachts um zwei Uhr fuhren wir um das Cap Vincent, die südwestlichste Spitze von Portugal und folglich von Europa herum — und augenblicklich verkündeten der stärkere Luftzug und die längeren Wellen, daß wir nicht mehr zwischen Afrika und Europa schifften, sondern im weiten grenzenlosen Weltmeer. Dank der felsenhaften Statur des Braganza wurde er wenig erschüttert, und Mittags hatten wir das Unbehagen überwunden, denn bei

einem runden Leuchtthurm im Meer fuhren wir in die weite Mündung des majestätischen Tajo hinein. Ja, er ist sehr majestätisch, voll, breit, mit großen, wellenschlagenden Wassern, der einzige Fluß des Südens, den ich Strom nennen mag. Anfangs sieht er aus wie ein See, oder wie ein Meerbusen; die beiden Ufer sind zu fern von einander um ihm den Flußcharacter zu geben; doch allmälig nähern sie sich, indem sie zu gleicher Zeit zu anmuthigen Hügeln sich erheben, und nach und nach tritt Lissabon an und auf der Hügelreihe zur Linken hervor, indem es sich glänzend und phantastisch aus dem bläulichen Duft der Ferne, des Himmels und des Wassers hervorhebt, und wie ein Elf bald an einer Bergspitze hängt, bald unten am Ufer fortschwebt — denn zuerst gewahrt man natürlich nur die einzelnen großen Gebäude, oder lange weiße Straßen, und erst später treten die Massen zusammen. Um halb zwei Uhr fuhren wir an dem ersten Gebäude vorüber, das zu Lissabon gehört, an dem sogenannten Schloß von Belem, das ein Fort — und düster und unförmlich von Ansehen ist. Sehr langsam, denn es ging die starke Strömung aufwärts, glitten wir weiter und vorbei an zahllosen Windmühlen, an Schloß Ajuda, am Kloster von Belem, am Kloster von Necessidades, welches gegenwärtig der

Palast der Königin ist, an Gärten und Feldern, die sich in die Stadt hinein vertiefen, an neugepflanzten Promenaden, am großen Quay des Platzes, welchen die Douane mit andern öffentlichen Gebäuden umgiebt und in dessen Mitte die Reiterstatue vom König Don José I. steht. Aber nicht neben oder hinter einander liegt dies Alles, sondern theilweise über einander, gethürmter, zerrissener, ruinenhafter und malerischer, als ich je irgend etwas gesehen — Kuppeln hoch oben über Häusermassen schwebend, verfallende Kirchen einsam auf Bergesspitze hangend, große Massen von Bäumen über den Dächern auftauchend, Hohes und Tiefes, Großes und Kleines, Stadt und Land seltsam durcheinander gewürfelt, ohne Regel und ohne Ordnung, doch mit chaotischer Großartigkeit. Ueber eine Meile lang soll sich die Stadt am Fluß hin ausdehnen; sie verschwimmt in der Ferne mit der Landschaft, und im Vorgrund stören Schiffe, Masten, große und kleine Kähne die Ansicht, indem sie das Bild selbst noch bunter und reicher machen. So sah ich bei meiner Ankunft das linke Ufer. Das rechte hat nicht einen so langen Hügelrücken, sondern das Terrain ist wellig bewegt, grün und angebaut, und die Dörfer Almada und Casilhas, und zahlreiche Quintas mit Lorbeerhecken und Citronenhainen, geben

ihm ein ländlicheres, freieres Ansehen, welches von doppeltem Reiz ist, der großen Stadt gegenüber, die 230,000 Einwohner und die Quintessenz von Portugals Betriebsamkeit in sich schließen soll. — Ich fuhr von der Douane zum Englischen Hotel in einer Equipage, die mal wieder einzig in ihrer Art und ohne Gleichen in der übrigen Welt, aber hier sehr zahlreich und freilich auch ganz zweckmäßig ist. Sie heißt Ceje, und besteht aus zwei himmelhohen Rädern, die eine winzige Kalesche tragen, und aus einer Gabel, in welche ein Pferd gespannt ist, während ein zweites daneben läuft und den Postillon trägt, der im runden Hut, in der blauen Jacke, und in großen Stiefeln à l'écuyère einen gewissen uniformirten und civilisirten Postillonsanflug hat, wodurch er sich eben so sehr von einem französischen Kutscher in blauer Blouse, als von einem andalusischen im Majokostüm unterscheidet. Ich hab wenig Talent zum Voltigiren; denn hätt' ich nur das Geringste, so müßt' es sich durch meine Fahrten in Tartane, Barucha und Ceje herrlich ausgebildet haben. Nun steh ich aber immer ganz verblüfft wie ich da hinaufkommen soll, vor diesen Maschinen und beneide Katzen, Schlangen, Sperlinge, um Gelenkigkeit oder Flügel. Sitzt man übrigens erst drin, in solcher Ceje, so geht die Fahrt recht gut, abgesehen

davon, daß der Raum in ihr für zwei sehr dünne Personen sehr eng ist. Das ganze Ding ist so leicht, daß das Pferd in der Gabel es ohne große Anstrengung die ungeheuer steilen Straßen hinauf und herab zieht. Das Englische Hotel von Madame Belem liegt ziemlich hoch, und die Straße ist vor der Thür so steil, daß man schief vorfahren muß um die Seje zum Stehen zu bringen. Das ist freilich ein wenig unbequem, doch inwendig ist das Haus so nett, so sauber, so ganz gut gehalten, und für mich, die ich durch die spanische Einfachheit eben nicht verwöhnt worden bin, so elegant, daß mir ganz behaglich zu Sinn ward. Eine Tapete, ein dunkelrothseidner Divan, verschiedene Gattungen von Tischen, Vorhänge besonders, Vorhänge von brochirtem Musselin, machten mir den Eindruck von unerhörtem Luxus — so elend hab' ich mich bis daher beholfen, ich armes Geschöpf! Ach, und als ich die Jalousien öffnete und auf den Balkon trat — aus dem frischen, verdunkelten Zimmer in diesen Sommernachmittagsglanz hinein — das war wirklich zauberhaft, und nicht ohne Aehnlichkeit mit dem überraschenden Effekt eines Dioramas. Ich war nur eine Treppe gestiegen; aber das Zimmer liegt nicht der Straßenseite zugewendet, sondern über einer Terrasse, welche das Dach eines Hauses in einer

tiefer liegenden Straße, und zugleich einen kleinen Lustgarten unsers Hotels bildet, an den sich andre ähnliche Gärtchen nachbarlich schließen. Es sind nicht blos Terrassen auf die man Blumentöpfe gestellt hat, sondern wirkliche Gärten mit Hecken und Lauben — nebenbei aber immer Dächer. Das liegt buchstäblich unter meinen Füßen, und steigt von dort bergab bis zum Fluß, der von Osten nach Westen fließt und seine von der Sonne übergoldeten Wellen glorreich zwischen den herrlichen Ufern hindurch, und ins Meer oder in den Abendhimmel hinein führt — man kann's nicht genau unterscheiden. Es sieht wunderprächtig aus! hier die Stadt mit ihrem Gewühl von Häusern und Straßen, über denen Kirchen und Kuppeln sich mühsam erheben; auf der andern Seite die idyllische Landschaft, die weniger überraschend und imposant, aber von einem heitern, friedlichen Character ist; Beide, schöne Bilder der Erde, ihres Reichthums, ihrer Kraft, ihres Segens, ihrer Genüsse, eine wahre Cybele, die „gute Göttin" par excellence! — und dazwischen nun der herrliche Flußgott, der seinen bläulichen, golddurchwirkten Mantel in weichen Wellen nach sich schleppen läßt, und ihn trennend zwischen beide Ufer wirft, damit jedes für sich schön und reizend und dann durch ihn verbunden, ein vollkommneres Ganze sei.

Stündlich ziehen kleine Dampfboote nach und von Almada hinüber und herüber, und statt der bunten Wimpel und weißen Segel eines Schiffes, schwebt ihre schwarzgraue Rauchwolke wie ein beschmutzter Trauerflor ihnen nach — oder wie eine Drohung der Unterwelt, der Elementargeister, welche sich für ihre Knechtschaft am Menschen rächen mögten. Friedlich liegen die sparsamen Schiffe vor Anker, die geringen Ueberbleibsel einer Marine und eines Handels, welche in andern Zeiten das Seefahrervolk der Portugiesen so mächtig gemacht haben, wie Völker und Individuen immer werden, wenn sie ihre Anlagen auszubilden, und ihre Gaben zu gebrauchen wissen. Ach, ganz unbeweglich liegen sie da, die armen Schiffe, als hätten ihre Anker Wurzel geschlagen auf dem Grunde, und als wagten sie sich nicht mehr hinaus, weil ihre Flagge nicht mehr die Königin der Meere ist! Aber sie sehen doch gar lieblich aus mit ihren schlanken Masten und ihrem kunstvollen Takelwerk, das die geschmeidige Menschenhand dem Spinnengewebe nachgeahmt hat! und vornehm sehen sie aus, ganz vornehm, in der Bewegung wie in der Ruhe, gegen die plebejische Geschäftigkeit des Dampfboots, das mit großem Gepolter und gleichsam mit Händen und Füßen schlagend, tobend und schwitzend in der Arbeit,

und stupid und schwerfällig in der Ruhe ist. Das Dampfboot macht mir immer neben dem Schiff den Effect, als ob eine Köchin neben mir stände. Ich trennte mich schwer von meinem Balkon, auf dem ich hoch und frei wie auf einer Sternwarte stand, um einen Gang durch die Stadt zu machen. Das Innere einer großen Stadt hat entweder etwas Konfuses oder etwas einförmig Regelmäßiges, und wenn uns dieses beim ersten Blick langweilt, so betäubt uns jenes. Der Stadttheil, der nach dem famösen Erdbeben vom ersten November 1755 erbaut ist, und zu der jene Praça de commercio mit der Reiterstatue und fünf schnurgrade, von ihr ausgehende Straßen gehören, sieht genau so aus wie irgend ein Stadttheil in irgend einer modernen europäischen Residenz. Die zahlreichen Magazine von Gold- und Silberarbeitern sind mir sehr aufgefallen: die Portugiesinnen müssen den Schmuck außerordentlich lieben. Aber welch ein Unterschied zwischen diesem Volk, und dem von Andalusien! weder eine Nationaltracht, noch Nationalphysiognomie! Alles durch einander gewürfelt, recht wie in einer See- und Handelsstadt! Mohrenlippen, Allerweltsnasen, südliche Augen, maurische Farbe, und dazu runder Hut, Rock oder Jacke, wie überall für die Männer, und für die Weiber große dunkelbraune

Tuchmäntel und auf dem Kopf gesteifte Tücher von weißem Musselin, die unter dem Kinn à la Fanchon geknüpft werden. Die Menge der Negerinnen ist frappant! die fünfte Frau guckt gewiß mit einem schwarzen Gesicht aus dem Musselintuch heraus. Ich kann nicht sagen, daß ich sie reizend fände. — — —

Drei und dreißigster Reisebrief.

Lissabon, 6. Junius 1841.

Liebes Louischen, ich bitte um Nachsicht mit dem gar so dürren Tagebuchstyl dieser Briefe. Ich schwirre wie ein Irrwisch herum, und kann folglich nicht wie ein denkender Mensch schreiben. Ich muß mich begnügen Alles, was ich sehe und höre auf's Papier zu werfen, unbekümmert um Ordnung und Zusammenhang. Die Art ist auch gewissermaßen so übel nicht; man hat dann Alles beisammen, chronologisch, wie, und genau, was man gelebt hat, ein bischen dürr, ein bischen hölzern, aber recht praktisch zum Leitfaden, zum Nachschlagen, wenn Ihr einmal nach Lissabon reisen wollt. Ich für mein Theil detestire die Tagebuchschreiberei, und würde sie nie übers Herz bringen, wenn sie hier länger als eine Woche dauern könnte. Wer in aller Welt war der un-

selige Dichter, der sich vornahm täglich eine gewisse Zahl von Versen zu machen um nicht mit der Poesie aus der Uebung zu kommen? Ich denke, daß die Leute die ihr Tagebuch schreiben es thun um nicht mit dem Denken, oder mit Kalligraphie und Orthographie aus der Uebung zu kommen. Manche behaupten es sei förderlich für die innere Bildung; — der Kinder vielleicht, wenn Papa und Mama ihnen daraus ihr kleines Sündenregister vorwerfen, worauf sie denn weinend geloben müssen es nicht mehr thun zu wollen. Doch welcher Mensch hat denn Zeit seine eigenhändig geschriebenen Dummheiten oder Klugheiten nachzulesen! Es ist ja um so viel besser und angemessner junge neue Gedanken zu haben, als frisches sprudelndes Wasser besser zu trinken ist, als das aus einer Cisterne. Man lebt ja immer neu, also muß man auch immer neu denken, denn denken ist das Leben der Seele, und es ist nur sehr bedauerlich, daß es gar so oft ein taugenichtsiges Leben ist. Ach, wir haben Alle große Bücher, Tagebücher, Jahrbücher, Lebensbücher, in uns in unserm Herzen, und wir können ungestört in ihnen nachblättern und nachschlagen! da steht mehr Wahrheit drin, ernstere Lehren, gewichtigere Ermahnungen, als was wir flüchtig im Sturm der Schmerzen, im Rausch der Freuden, im Strudel

der Leidenschaften davon auf's Papier werfen mögen. Das Buch ist wahr, das lügt und trügt nicht; drum ist es auch das einzige, auf welches der liebe Gott etwas giebt, und auf die äußern Bücher nur in so fern, als sie mit jenem übereinstimmen. Es parlamentirt auch nicht, es sagt Ja oder Nein, und das ist etwas wozu wir uns gar so schwer entschließen, wenn wir über uns selbst zu Gericht sitzen. Mit jedem andern Urtheil sind wir rasch bei der Hand — zu rasch! doch mit uns selbst gehen wir um wie mit einem rohen Ei, wie mit der allerzerbrechlichsten Waare — die wir denn auch freilich sind. Und haben wir nicht den Muth gradezu das Buch unsers Innern vor uns aufzumachen, und den Blick fest und stark darein zu versenken, so werden wir nichts über uns selbst erfahren, und hätten wir Folianten von Tagebüchern geschrieben. — Also zu dem meinigen! — Unser erster Weg war nach dem Schloß Ajuda, weil es das prächtigste Gebäude von Lissabon ist und eine der schönsten Aussichten auf die Stadt darbietet. Es liegt einsam auf einem abgesonderten, kahlen Hügel, durch Felder, Gärten und Thäler gleichsam losgerissen von der Stadt; aber eine zwischen zwei Hügeln geschlagene Brücke führt dahin von dem Stadttheil Buenos-Aires, in welchem der Palast und Garten von Necessidades

liegen. Ajuda ist auch ein königlicher Palast, doch unvollendet; nur das Mittelgebäude ist fertig, von schönen großartigen Verhältnissen, und ganz und gar mit dem herrlichsten lilafarbnen Marmor bekleidet. Entspräche das Innere dem Aeußeren, so würde er trotz seiner Unvollendung ein prachtvoller Palast sein. Wie's aber drinnen aussieht, wie er möblirt und decorirt ist — das übersteigt allen Glauben. Möblirt ist er so gut wie gar nicht. Das war nicht Mode bei den Königen von Portugal! sie hatten in dem einen Zimmer einen Thron und in dem andern ein Bett, und das scheint ihnen genügt zu haben; die übrigen Leute standen. Freilich wird jetzt nur große Cour und dergleichen Hoffeste darin gehalten, allein man ist heutzutag durchaus nicht daran gewöhnt in solchen Prachtgemächern nichts zu finden als ein Paar Dutzend Stühle mit Damast bezogen. Man sieht sich um nach Vasen und Fresken, nach Gemälden und Statuen, nach Vergoldungen, Kronleuchtern und Kandelabern. Aber nichts da! Eine herrliche Marmorfaçade, aus deren Fenstern einen reizenden Blick auf die Stadt und den Fluß; aber die nächste Umgebung, das Plateau, worauf es liegt, ganz wüst, und die inneren Räume ausgewüstet: das ist der Ajuda Palast. In frühern Zeiten stand hier die Kapelle von Nossa Senhora

de Ajuda — Mariahilf, oder Stella maris, denn sie war den Schiffern heilig, und fuhren sie in die Mündung des Tajo hinein, so erblickten sie ihre Patronin aus weiter Ferne, und sprachen ein Dankgebet für ihren gnädigen Schutz. Bei dem Erdbeben von 1755 stürzte der königliche Palast unten am Fluß ein, und Pombal wählte den Hügel von Ajuda um einen neuen darauf zu erbauen. Er hatte aber nicht Zeit ihn zu vollenden, denn sein Regiment war aus als der König Joseph Emanuel starb. In der ganzen neuern portugiesischen Geschichte, von der Thronbesteigung des Hauses Braganza an, von 1640 bis auf den heutigen Tag, ist im Grunde Joseph Carvalho Marquis von Pombal der einzige große Mann, den Portugal erzeugt hat. Ich nenne den Staatsmann, sei er König oder Minister, groß, der das Bedürfniß der Zeit, des Landes und des Volkes erkennt, und die Mittel findet um es herbei zu schaffen. Daß er dabei nicht immer mit weißen Handschuhen zu Werk gehen kann, daß er zuweilen ins frische Fleisch einschneiden muß, und daß er den Leuten an Blut und Leben kommt — ist freilich beklagenswerth für denjenigen, den es trifft, aber es muß wol außerhalb der Grenze menschlicher Macht liegen, dergleichen gräßliche Nothwendigkeiten zu vermeiden, da es noch keinem Regene-

rator gelungen ist sein Werk ohne Thaten der Grausamkeit zu verrichten. Um Carl den Großen rollen die Köpfe der Sachsen umher, wie um Peter den Großen die der Strelitzen, wie um Cardinal Richelieu die Köpfe von allen Denen, welche dem Prinzip der monarchischen Einheit entgegenstrebten, das er begründete, und durch welches er die anarchischen Zustände Frankreichs bändigte und dessen Uebergewicht in Europa herbeiführte. Ich, für meine Person, hasse den Cardinal Richelieu eben so sehr, als den Advokaten Joseph Carvalho, welche beide nach der Demüthigung, ja Vernichtung des Adels strebten — jener mit dem Hochmuth des Priesters, der immer von Gottes Gnaden decretirt, dieser mit dem Hochmuth des Emporkömmlings, der den Absolutismus als ein Vorrecht seiner Verdienste in Anspruch nimmt. Und dieser Prinzipe wegen hasse ich sie recht gründlich, aber ganz persönlich, Aug' in Auge, ich den Priester, den Advokaten; — doch in der Geschichte sehe ich wol ein, daß ihnen eine höhere Stelle zukommt, als ich Lust hätte ihnen anzuweisen. Die starken und begabten Menschen, welche für ihr Land eine neue Bahn brachen, und ihr Volk auf eine neue Stufe hoben, gehören wesentlich ihrer Zeit an, conzentriren in sich das Verlangen, das Bedürfniß, die Erkenntniß, das Bestreben und die

Kräfte der Zeit, welche alle dumpf und unklar in der Masse gähren und kochen, und haben vor dieser nur zwei Dinge voraus — aber zwei Dinge, welche ihnen ihr ungeheures Uebergewicht geben: den tiefen Blick, der Bedürfniß, Mittel und Erfolg überschaut; und die gebietende Hand, welche den Gehorsam erzwingt oder erzaubert — denn tüchtige Herrscher haben immer tüchtige Diener gehabt, immer! die Zeit bereitet ihnen die Wege, aber ihr Talent läßt sie denjenigen erkennen und wählen, der zum Ziel führt. Losgerissen von seiner Zeit, ohne Analogie und Sympathie mit ihr, ohne Organ ihrer Aktion oder Reaktion zu sein, war nie ein großer Mann. Er verhält sich zu ihr wie die Krone eines Baumes zu dessen Wurzel. Daher will ich denn auch nicht dem Cardinal Richelieu in der Geschichte seinen Ehrenplatz als Upas-Baum streitig machen. Pombal vertrieb die Jesuiten aus Portugal, 1759, und sie sind nie dahin zurückgekehrt. Unter der Regierung Johanns III., von 1521 bis 57, wurden sie und die Inquisition in das damals so reiche, so blühende Land eingeführt, das durch drei friedliche Jahrhunderte den Grundstein zu seiner Größe gelegt hatte, welche so ganz außer Verhältniß zu seiner materiellen Macht war, wie nur Intelligenz und rastlose Thätigkeit es bewerkstelligen können.

Graf Heinrich von Burgund, Schwiegersohn von König Alfons VI. von Castilien, eroberte als kastilischer Lehnsträger Portugal über die Mauren, welche sich auf ihren Eroberungszügen auch am Tajo festgesetzt, und gründete die erste Dynastie der Könige, 1095. Sie nahmen keinen großen Platz in der europäischen Geschichte ein, bis unter Johann II., von 1481 bis 95, und unter dessen Sohn Emanuel dem Großen, von 1495 bis 1521, die Männer Diaz, Vasco de Gama, Albuquerque und Cabral die Krone der Meere und fremder Welttheile für ihr kleines Vaterland errangen, das plötzlich reich an Gold, Macht und Ruhm wurde, und für den Unternehmungsgeist und die Handelslust seines Volkes eine weite Bahn geöffnet sah. Aber unter Johann III., dem Sohn Emanuels des Großen, wurde bereits dieser außerordentliche Schwung durch jene beiden Institutionen gelähmt, und mehr noch that es die lange Minderjährigkeit seines Enkels und Nachfolgers Sebastian, der als kleines Kind den Thron bestieg. Von schlechten Rathgebern oder von dem unbestimmten Thatendrang der Jugend angespornt, mißverstand der Jüngling Sebastian seine königliche Bestimmung: statt zu erhalten, wollte er erobern; statt sein Volk zu heben und zu schützen, wollte er ein fremdes bekehren. Die Folge davon

war die Schlacht von Alcassar in Afrika, 1578, Sebastians geheimnißvoller Tod, der Untergang seiner großen Armee — und für Portugal: der Verlust seines kinderlosen Königs, all der Schätze von Gut und Blut und Menschen, welche zu dieser Expedition verschwendet worden, und endlich gar seiner Unabhängigkeit, 1581, als Philipp II. von Spanien sein Erbschaftsrecht durch siegende Gewalt, welche ihm die Zerfallenheit innerer Parteien gab, gelten machte. Der eiserne Druck der spanischen Herrschaft währte bis 1640, und es ist wol er hauptsächlich, der ein so fürchterliches Mißbehagen erzeugte, daß man mit dem Herzog von Braganza als König von Portugal vorlieb nahm. Johann IV. hatte keine andre Verdienste als seine Verwandtschaft mit dem ausgestorbenen Königshause, aber seine Partei, d. h. die antispanische, gewann für ihn durch die Schlacht von Montes Claros den unabhängigen Thron von Portugal. Doch die Hülfsquellen des Landes waren ruinirt, die Kräfte erschöpft, und ein Jahrhundert voll schwacher und bigotter Könige sog ihm wie ein Vampyr das Lebensblut aus. Der Adel war in ein parasytisches Höflingsgeschlecht ausgeartet, wie zu jener Zeit überall, nur nicht in England. Seine Gier nach Vermögen, nach einträglichen Aemtern, die er nur zum eignen Vortheil ver-

waltete, brachte die Finanzen in die heftigste Zerrüttung. Da bestieg Joseph Emanuel den Thron, 1750, und Pombals Herrschaft begann. Wer nicht mit ihm ging wurde zerbrochen: die Jesuiten zerstoben, der Adel wich; mit rastlosem Eifer bemühte er sich die Finanzen zu ordnen, und Manufakturen und Landbau zu heben, welcher letztere ganz vernachlässigt war. Etwas gewaltsam ging er denn freilich dabei zu Werk, z. B. so, daß er die Weinstöcke ausreißen ließ, um die Besitzer zum Kornbau zu zwingen. Einige meinen, er habe die famose Conspiration von 1758 nur erdichtet um dadurch die Einflußreichsten und Mächtigsten des Adels auf das Blutgerüst zu bringen, und um sich zu rächen, weil die Familie des Marquis von Tavora seinen Sohn zum Schwiegersohn verschmäht hatte. An die Rache will ich glauben; denn Kind und Greisin auf dem Schaffot hinrichten zu lassen, sieht wol aus wie eine Genugthuung für persönliche Beleidigung; doch an die Erdichtung der Conspiration nicht. Nur glaub' ich freilich, daß sie mehr gegen Pombal als gegen den König gerichtet war. Als dieser 1777 starb, war die Herrschaft des allgewaltigen Ministers zu Ende; er zog sich auf seine Güter zurück, und was er auch Tüchtiges bezweckt und gesäet haben mogte — es ging im Keim unter

während der Regierung von Donna Maria I., die als einziges Kind Joseph Emanuels den Thron bestieg, während ihr Gemal nur den Königstitel führte. Die Schwäche und Bigotterie ihrer Familie ging bei ihr in förmlichen Wahnsinn über, und ihr Sohn, Johann VI., mußte 1790 die Regierung übernehmen, nachdem der Kronprinz, sein älterer Bruder, gestorben war. Er war für den geistlichen Stand bestimmt, der arme Don João, und würde vielleicht als Erzbischof oder Kardinal friedlich vegetirt haben, während er jetzt freilich auch nur vegetirte — doch keineswegs friedlich. Im Jahr 1807 floh er mit seiner ganzen Familie vor den Franzosen nach Brasilien, von wo er 1814 nach Napoleons Untergang zurückkam. Dieser Moment ist in einem wüsten Prunksaal des Ajuda Palastes durch eine Freske folgendermaßen verewigt: am Ufer steht der Genius von Portugal, umgeben von der Freiheit und ähnlichen langweilig typischen, allegorischen Figuren. Sie suchen sich zu freuen so gut sie können — was dem Maler eben so schwer geworden ist, als dem Genius des Landes. Ueber dem Meer kommt geschwommen ein langer Zug von Muschelwagen, jeder von Tritonen oder Delphinen gezogen. Aber weder Neptun, Venus noch Amphitrite thronen in diesen Muscheln! nein! sie enthalten ganz andre Perlen!

In der ersten sitzt der König Don João VI. im Hofanzug des vorigen Jahrhunderts; die Meerluft säuselt um seinen Haarbeutel, und die Wellen spritzen an seine Schnallenschuh. Ich muß gestehen, daß er mir nicht sowol den Effect einer Perle, als den einer Auster machte, und ich bin überzeugt, daß wenn eine Auster die Menschengestalt annehmen könnte, so würde es keine andre sein, als die des Königs Don João VI. Alles ist bei ihm von einer gewissen zerfließenden Kugelform, der Bauch, der Kopf, das Gesicht, gar die Augen, gar der Mund! ein fürchterlicher, unausgebildeter, runder, halboffner Mund, mit herabhangenden Winkeln, und klaffenden Lippen, ein Mund, der nichts kann, als lallen und schmatzen. Im ersten Moment brach ich vor dieser Figur in ein tolles Lachen aus; im zweiten schloß ich die Augen; ein solches Menschenantlitz beschämt mich, denn es ist meines Gleichen! Sehe es aus so häßlich es wolle durch Plumpheit der Züge oder durch Zerstörung, durch Alter, Krankheit, Gram, und wie er heißen möge der Mehlthau der Schönheit! nur nicht gemein! — ich nenne gemein, wo die Aehnlichkeit mit dem Thier vorherrscht. In der zweiten Muschel sitzt die Königin Donna Carlota mit dem Kronprinz Don Pedro, in der dritten die älteste Infantin mit Don Miguel, in

der vierten noch zwei Infantinnen, und so fort, verschwimmender und undeutlicher der Nachzug. Die Königin hat ihrerseits ein entsetzliches Gesicht, so böse, so tückisch, wie ich nur Büsten von Caracalla gesehen habe. Doch sie sieht noch abschreckender aus, denn ich weiß nicht welche Verschlagenheit, welche Falschheit in ihren seitwärts gedrehten Augen lauert! Das Gesicht des Königs beschämt mich, das der Königin macht mich schaudern. O Himmel, das edle Menschenantlitz! wie ist es dort so thierisch, und hier so diabolisch! Es sind noch mehr Porträts im Ajuda Palast; bestaubt und beschmutzt stehen und liegen sie in greulicher Verwahrlosung umher: und immer haben König und Königin nicht nur dieselben Züge, sondern auch genau denselben Ausdruck. In den Gesichtern der Infanten und Infantinnen sind als Grundzüge die väterlichen: kugelrunde Augen, und ein klaffender Mund; aber die Jugend erbarmt sich ihrer, ich meine in den Porträts, und vielleicht haben sie selbst später etwas für sich gethan, und Intelligenz und Seele walten lassen. Don Pedro galt ja für einen schönen Mann, und Don Miguel, den ich flüchtig in Rom gesehen bei St. Peters-Festen, mag wol auch so eine gewisse brutal soldatische Schönheit sein. Diese verschiedenen Gemälde, al fresco und in Oel, bilden

die alleinigen Ornamente des Ajuda Palastes. Vom Balkon des Thronsaals hat man eine der reichsten und schönsten Aussichten, wirklich eine von denen, die sich durch ihr gar so seltnes Gemisch von Großartigkeit und Lieblichkeit mit Neapel messen darf, mit St. Elmo, oder mit den Camaldoli. Die Lage der Stadt ist ganz einzig, denn sie bietet wahrhafte Gebirgszustände dar, schroffe Felsen, Schluchten, steile Abhänge. Und neben diesem Gewirr die majestätische Ruhe des herrlichen Tajo, der mit der zischenden, näselnden, portugiesischen Aussprache Teschọ genannt wird. Außer diesen wunderprächtigen Bildern, welche die Fenster einrahmten, war im Thronsaal nichts, als der Thron — und den stieß ich um, oder eigentlich zertrümmerte ich ihn .... so schwach war er! Ich legte nur meine Hand auf seine mächtig hohe mit dunkelrothem Sammt bezogene Rücklehne, und streichelte diesen Sammt ganz sanft, weil ich ihn gern mag, als plötzlich zu meinem großen Entsetzen die ganze Lehne umstürzte und die Estrade herabpolterte. Es wird wol der erste und einzige Thron bleiben, den ich erschüttere! — Aus dem Palast ins Kloster! ehedem war dieser Schritt nicht weit! Nach dem herrlichen Hieronymitenkloster von Belem, das Emanuel der Große erbaute, nachdem Vasco de Gama den Weg nach

Ostindien um Afrika herum entdeckt hatte! Don Pedro hat dies Kloster samt vielen andern aufgehoben, und darin eine Erziehungsanstalt für acht Hundert arme oder Waisenkinder gestiftet. Die ungeheuern Schätze des Klosters hat er verbraucht um seiner Tochter die Krone zu erkämpfen. Was man von den Reichthümern der Mönche von Belem erzählt, klingt ein wenig fabelhaft: von Goldgeschirr soll Jeder gespeist haben und mit sechs Maulthieren gefahren sein; vielleicht waren sie reich genug um es zu können. Nun, man hat denn redlich Sorge getragen, daß von diesen Herrlichkeiten keine Spuren übrig blieben, wenigstens keine andre, als das Gebäude selbst, Kloster und Kirche, in letzterer das Grab Emanuels des Großen — oder, wie er auch zuweilen genannt wird, des Glücklichen. Wenn ich einen König oder einen Kronenträger „glücklich“ nennen höre, so fällt mir immer jener maurische König zu Cordova ein, der bei seinem Tode niederschrieb: daß er in seinem langen, weisen, mit Prosperitäten jeder Art gesegneten Leben, grade elf glückliche Tage gehabt. In Parenthese, eh' ich's vergesse! bitte, meine Kindlein, sprecht nur immer hübsch Cōrdŏvă aus, und Grănādă, also grad' umgekehrt wie's zu geschehen pflegt. Die politischen Revolutionen brachen sich vor den Marmormauern

des Klosters von Belem, obgleich sie durch das große Erdbeben von 1755 mächtig erschüttert, und theilweise umgestürzt waren. Es ist sehr glücklich, daß man sich hier und in Spanien begnügt hat die Mönche zu verjagen oder aussterben zu lassen, ohne die Klöster selbst von der Erde zu vertilgen, wie in Frankreich. Verwüstet, umgebaut, und für andre Bestimmung eingerichtet wie sie nun sind, bleiben sie doch wenigstens interessante Monumente für die Geschichte und die Kunst, geben ernste Lehren von der Wandelbarkeit alles dessen, was der Mensch für unwandelbar hält, ermahnen die Gegenwart, nicht die Vergangenheit zu verachten, indem ihr Bestreben, ihre Richtung von der Zukunft ebenso in den Staub getreten werden dürfte, wie sie Lust hat es mit der Vergangenheit zu thun, — und schmücken endlich die Erde mit dem melancholischen Pomp der Ruinen, der ihr, der Ewigjungen und Ewigschönen so lieblich steht wie ein flüchtiger Trauergedanke einem Antlitz von siebenzehn Jahren. Wo die Klöster vertilgt sind, ist die Poesie aus der Landschaft entschwunden, und sie ist der Prosa des Lebens, dem Bedürfniß und dem Genuß anheim gefallen. Verjagte man die Camaldoli oben von ihrem Berge bei Neapel, stiftete man dort ein Waisenhaus, so mögte das wol sehr nützlich sein, und obenein würd'

es dann nicht mehr am Thor heißen: „Ma non le donne!“ — allein von der Stätte selbst würde ein großer Reiz schwinden. Es hat etwas Erschütterndes auf dem schönsten Fleck der Erde, wo das Herz sich von Liebe und Freude überströmt fühlt, Menschen zu finden, die aller irdischen Liebe und Freude entsagt haben, und von aller irdischen Schönheit hinweg in eine verschleierte Ewigkeit sehen. Es hat etwas Erschütterndes zu denken, daß sie beten wenn wir jubeln, daß sie entsagen wenn wir genießen, daß sie sich abwenden wo wir suchen, daß der Goldglanz unsers Glückes sich nie um ihre Stirn legt und das Schwert unsrer Schmerzen vielleicht zehnfach in ihre Seele dringt. Ob ein solcher Zustand vernünftig oder nützlich ist, ob er der Bestimmung des Menschen entspricht, ob gar der Mensch fähig ist sich in dieser Sphäre zu erhalten — das weiß ich nicht, und es geht mich auch nichts an, denn ich betrachte die Welt nicht mit administrativen oder moralisirenden Tendenzen — sondern mit gar keinen, und das ist Poesie. Nicht die Bastardpoesie, die didaktische, die beschreibende; sondern die ächte: Schönheit ahnen, wo wir sie nicht sehen, und sie feiern wo wir sie sehen. — Das Kloster von Belem ist in einem ganz besondren Styl gebaut — weder gothisch, noch maurisch, noch italienisch. Der

Bogen zwischen den Pfeilern ist wunderbar abgeplattet, grade oben, wo er den höchsten Schwung haben sollte. Die Sculptur ist dermaßen dabei verschwendet, daß kein thalergroßer Fleck leer ist. In der Kirche hat man die Verwüstungen durch das Erdbeben wieder hergestellt; im Kreuzgang, den die vier Gebäude des Klosters bilden, nicht; da ist denn die obere Etage viel zu niedrig gegen die untere, und viel zu kahl. Ein Bassin und ein Blumengärtchen füllen den innern Hof; lange Schlaf-, Schul- und Speisesäle sind an die Stelle der einzelnen Zellen getreten, und Hunderte von Knaben, in weiß und blau gestreifte Leinwand uniformirt, wimmeln in den ehemals so einsamen Corridors. Es ist heut Sonntag, drum hatten sie keinen Unterricht, und waren äußerst munter. Einige hatten Besuch von ihren Müttern. Väter hab ich nicht gesehen! wo mögen die sein? todt? einer andern Classe der Gesellschaft angehörend? von fremdem Volk, in fernen Ländern lebend? Ein Knabe sprach französisch, ein andrer englisch!.... solch Waisenhaus ist mir, ich kann nicht sagen wie beängstigend! traurig auch, und rührend auch, aber hauptsächlich beängstigend. Mein Herrgott, ist die Erde denn wirklich groß genug für einen so ungeheuern Nachwuchs von Menschen? es will doch jeder von

diesen acht Hundert Knaben dereinst leben, essen, trinken, etwas haben, etwas beginnen, etwas verbrauchen; .... wo soll denn das für sie herkommen? ein Erbtheil haben sie nicht, Zuflucht, Schutz und Stütze auch nicht. Die blutarmen oder taugenichtsigen Eltern sind todt, oder haben sie verlassen. Höchstens haben sie eine unglückselige Mutter, die bereit ist ihr Elend oder ihre Verworfenheit mit ihnen zu theilen. Sie bekommen hier freilich Unterricht in Elementarwissenschaften, in Künsten und Handwerken, und Leute, die sich nicht dadurch fortzuhelfen brauchen, meinen immer, wenn nur ein Mensch etwas gelernt hat, so sei das ganz genug für ein redliches und sicheres Fortkommen in der Welt. Als ob es heutzutag an Menschen fehlte, die etwas gelernt haben! .... an Raum, an Gelegenheit, am Tummelplatz fehlt es um mit dem Gelernten weiter zu kommen als bis zum trocknen Brot. Alle Carrieren sind gepfropft voll Aspiranten, in jedem Fach, in jeder Facultät, in jeder Classe der Gesellschaft schiebt, stößt und drängt sich die Menge. Man spricht wol: es verhungert doch keiner! .... Ach Gott, was wissen wir denn von denen, die verhungern? bekümmern wir uns um sie, haben wir ein Auge für sie? Ja, wenn sie kommen und betteln, dann geben wir ihnen etwas, wodurch sie heute vor

dem Verhungern geschützt sind — oder geben ihnen auch nichts, je nachdem wir gestimmt und bei Laune sind; aber es kommen doch nicht Alle betteln, und die welche nicht kommen, verschwinden in der Masse für unser Auge. Also damit dürfen wir uns keineswegs beruhigen. Und dann giebt es überdas Dinge, die eben so gräßlich sind als zu verhungern! betteln, Almosen nehmen, kriechen, stehlen, und wie all die Erniedrigungen und Entwürdigungen heißen mögen, die den Menschen locken und zähmen und umringeln, der seinen Platz am Tisch des Lebens begehrt und sucht, und keinen leeren finden kann. Und dann! wenn man Eltern, wenn man Geschwister hat, welch ein Unterschied!.... sogar in dem Fall, daß sie nichts für uns thun können, daß sie unsre Leidensgefährten sind. So haben wir denn doch wenigstens Gefährten! so können wir denn doch an die vergangenen Tage denken, wo die Eltern für uns sorgten, wo die Geschwister mit uns spielten! so ist's doch nicht immer und überall dies grenzenlose, schauerliche Verlassensein gewesen, und wir haben unsre guten Tage gehabt. Aber so ein Mensch! mit der Wiege in das Waisenhaus geschleudert, an das fremde kühle Mitleid gewiesen, das ihn von Staatswegen verpflegt, mit einem Vater, der ihn verleugnet, mit einer Mutter, der er eine Schmach

ist, ohne Geschwister, ohne Verwandte, ohne Namen — mein Gott! ich find' es bewundernswerth wenn er kein Bandit wird. Der Mensch hat es warlich zu schwer auf der Welt, der bei seinem ersten Erscheinen in derselben nicht einmal die Stätte bereitet findet, auf der seine Wiege stehen soll. Ich habe mal gelesen: man hätte die Beobachtung gemacht, daß natürliche Kinder immer reicher von der Natur begabt, talentvoller und klüger als andere wären. Ich weiß nicht auf welche Erfahrungen man diese Behauptung stützt; in der Geschichte, mein' ich, hat man sie nicht machen können. Sie wimmelt von natürlichen Kindern fast ebenso sehr wie das Kloster von Belem, aber es treten uns doch nur wenige bedeutende Namen aus deren Reihen entgegen: Carl Martel, Leonardo da Vinci, der Marschall von Sachsen, d'Alembert — mir fallen keine andre ein. Mit der Gesetzgebung ist's doch ein ganz eignes Ding! nach dem Code Napoleon hat die Mutter eines unehelichen Kindes nicht das Recht für dasselbe irgend eine Unterstützung von dessen Vater zu fodern. Als die Königin Johanna I. von Neapel 1349 in die Provence kam, gab sie unter mehren andren auch das Gesetz: daß die Mutter eines unehlichen Kindes von dem Mann, den sie als dessen Vater nenne, die Versorgung desselben

zu fodern habe. Eins dieser Gesetze ist so ungerecht wie das andre, wenn man nach dem gewöhnlichen menschlichen Gefühl urtheilt; ich find' es nur ganz wundervoll ergötzlich, wie jedes so deutlich seine Abstammung verräth. Zuweilen, wenn mir die Unterdrückung der Frau in den bürgerlichen Zuständen, gar so arg auffällt, stell' ich mir vor um mich zu trösten, wie das sein würde, wenn nur Königinnen, und zwar absolute auf den Thronen der Erde säßen und vom Standpunkt ihres Geschlechts aus Recht und Gerechtigkeit sprächen, und Gesetze gäben und handhabten. Doch wirklich wünschen würd' ich es nie! es geschieht nur um mein Müthchen zu kühlen durch einen momentanen Rachegedanken. Wie man ihnen die Stellung nun einmal gemacht hat, in dieser Unterdrückung, Vormundschaft und Abhängigkeit, ist es bewundernswerth wie fein, schlau und geschickt sie sich zu benehmen wissen, um doch stets einigermaßen zu ihrem Recht zu kommen — nicht sowol zum bürgerlichen, als zum menschlichen, denn dieses heißt: Gleichheit der Geschlechter, jenes nicht. Wär' ich keine Frau, so glaub' ich, daß ich die Frauen ganz außerordentlich bewundern würde. Nun schickt sich das nicht — denn es kommt mir vor als ob ich mich dann mit bewunderte — und ich muß es den Männern überlassen, die sich dessen so herzlich

schlecht entledigen. — Die Herzogin von Braganza, welche aber hier die Kaiserin heißt, soll sich sehr für Schulen, Waisenhäuser und alle Anstalten der Barmherzigkeit interessiren, und sie persönlich beaufsichtigen — vielleicht aus wirklicher Theilnahme, vielleicht aus Pietät für die Erinnerung des Gemals, der mehre dieser Anstalten ins Leben gerufen. Ein Zimmer im Kloster ist mit den Porträts der Könige von Portugal nicht sowol geschmückt, als ausstaffirt; da hängt auch ein sehr großes Gemälde, ganze Figuren und Lebensgröße, vom Kaiser Don Pedro, wie er mit seiner Gemalin und Tochter am Arm diese Anstalt besucht hat. Die Malerkunst steht in Lissabon auf einer erstaunlich niedrigen Stufe. Den Wust der Allegorie hat sie zwar in diesem Bilde weggelassen; was aber Leben, Ausdruck, Colorit, ꝛc. betrifft: steht es nicht höher als jener Triumphzug Don Joãos VI. im Ajuda Palast.

Die Quinta von Belem war der Lieblingsaufenthalt der Königin Carlota. Eine Quinta ist ein Landhaus, zuweilen nur mit einem Garten, zuweilen mit weitläuftigerem Grundbesitz. Die von Belem hat einen wunderschönen Garten mit himmelhohen Lorbeerhecken und unabsehbaren Gängen zwischen denselben, mit verschnörkelten Marmorstatuen und Durchblicken und Aussichten auf die Stadt;

allein wir konnten uns dessen nur sehr oberflächlich erfreuen, weil es zwei Uhr Mittags und eine vernichtende Hitze war — eine solche Hitze, daß es einem vor den Augen flimmerte, als ob man vor der Glut eines Schmelzofens stände. Das Haus wurde uns nicht geöffnet, weil der Castellan nicht zu finden — vermuthlich bei der Siesta war; und ich bedauerte es nicht. Mich interessiren im Grunde nur bewohnte Zimmer, und wo möglich so bewohnt, daß der Besitzer eben aus der Thür gegangen ist; dann ist doch Leben drin! Gewohnheiten machen sich breit, Beschäftigungen treten hervor, die Richtung der Gedanken verräth sich; es ist Athem drin und Sinn. Bei Prunkgemächern such' ich das nicht! da begehre ich architektonische Schönheiten oder den edlen Luxus der Künste. Von dem Allen hat die Quinta von Belem nichts, und der Name der Königin Carlota, dieser unholden grausamen Frau, ist nicht geeignet um einen lieblichen Schimmer über kahle Wände und leere Räume zu gießen. — Bei den Fahrten nach diesen verschiedenen Orten hab ich denn von meiner Ceje aus die Stadt etwas gesehen, ich meine die Häuser, und sie viel weniger originel und hübsch gefunden, als die andalusischen. Sie sehen ganz gewöhnlich aus, und haben nicht einmal durchgehends Balkons, sondern etwas von dem ab-

gesperrten Ansehen unsrer nordischen Steinkasten. Mirador und Patio sind verschwunden, und die einzige Aehnlichkeit mit Cadiz ist nur noch die unerhörte Menge der Papageien, die vor allen Fenstern quarren und quackeln und schreien, und die ebenso unbequemen, schmetternden Kanarienvögel. Ich begreife nicht wie vernünftige Menschen, die doch gern ein ruhiges Wort reden und ihre stillen Gedanken haben mögen, sich entschließen können ihr Zimmer mit diesen Thieren zu theilen, deren ewige rastlose Beweglichkeit und deren ohrzerreißende Stimme ein friedliches Gemach in eine unbehagliche Menagerie verwandelt. In Treibhäusern, zwischen fremdländischen Pflanzen, machen sich Papageien und Kanarienvögel sehr gut indem sie den Eindruck einer andern Zone vervollständigen helfen; aber im Zimmer erlaub' ich sie nur Kindern. Kinder müssen etwas zu pflegen, zu liebkosen, zu erziehen und zu plagen haben: Kaninchen, Hunde, Tauben und alles mögliche Gevögel. Es hat sich gewiß jedes junge Mädchen einmal für irgend ein Gethier passionirt, und es gepflegt, geliebt, und bei seinem Tode beweint. Ich wenigstens hab' es treulich gethan. Aber es kommt doch der Moment, wo ein Papagei das Herz nicht mehr ausfüllt, wo man andere Interessen hat als die für das gefiederte Geschlecht, und wo

es der Sorgen und Freuden, der Gedanken und Geschäfte zu viel giebt um sich der Pflege der Kanarienvögel zu widmen. Dann sollte man sie in ihren Käfigen aussterben lassen, wie die Mönche in den Klöstern von Portugal. Man hat sich aber hier und in Cadiz diesen kindischen Geschmack zu bewahren verstanden, und die gellenden Töne jener beiden Vögelarten schmettern betäubend aus allen Fenstern auf die Straße hinaus. Ich liebe außerordentlich die Bewegung des Lebens, aber der Lärm des Lebens ist mir zuwider, und muß wo möglich vor meiner Zimmerthür verhallen. — Nachmittags besuchten wir das Stiergefecht, das in der guten Jahrszeit alle vierzehn Tage in der Plaza de Toros statt findet, und mich nicht sonderlich unterhalten hat, denn es geht nicht ernstlich dabei zu, es fließt kein Blut, der Stier wird nur ein wenig harpunirt und geprickelt von dem Picador, und kann sich nur wenig rächen, weil er Kugeln von Kork auf den Spitzen der Hörner, und weil der Picador gute muntre und starke Pferde hat, welche aus dem Marstall der Königin geliefert werden. Wenn man nicht die spanischen Corridas kennt, mögen diese ganz nett sein, so unschuldig, so kindlich; aber ich sage mit der Herzogin von Longueville: „Je n'aime pas les plaisirs innocens." — Espadas giebt's gar nicht

bei diesen Stiergefechten, und nur einen Picador, der im Hofkleid von hellblauem Atlas, mit dreieckigem Hut, Manchetten und weißen Handschuhen ganz gentlemanlike zu Pferde sitzt. Die Banderilleros sind wie in Andalusien gekleidet. Wenn sie und der Picador den Stier genugsam geneckt, und ihm am Halse einige leichte Fleischwunden beigebracht haben, so kommt der Hauptspaß. Der Picador verläßt die Arena, doch kein Espada betritt sie mit dem feuerfarbnen Mantel und dem breiten Schwert um den letzten Kampf auf Leben und Tod zu beginnen: sondern die Banderilleros werfen sich auf den Stier, auf seine Hörner, seinen Nacken, seinen Schweif, packen, ergreifen und bändigen ihn, und halten ihn endlich so fest, daß er sich nicht von der Stelle bewegen kann. Dann ist er besiegt! Die Ueberwinder haben vorher ihre gehörige Anzahl von Püffen und Stößen empfangen, sind oft genug gefallen und gestolpert; nun triumphiren sie und ärnten Lob und Beifall. Darauf öffnet sich das Thor der Arena, sechs friedliche Ochsen mit Glocken um den Hals treten ein, die Banderilleros lassen den Stier los, und vergnügt läuft er mit seinen guten Freunden, ihrem Geklingel folgend, von dannen, und wird gepflegt und geheilt. So mild geht es zu bei einer Corrida in Lissabon! Die Plaza

de Toros (auf portugiesisch: praça de touros) ist bei Weitem nicht so groß wie in Sevilla, und ganz von Holz; übrigens aber in derselben Art mit Logen und offnen Sitzen, mit Schatten- und Sonnenplätzen eingerichtet. Die Frauen in den Logen waren vollkommen nach der französischen Mode, und zwar nach der neuesten mit ganz engen Ermeln gekleidet, und trugen Hüte und Shawls. Die Männer, vornehm wie gering, waren angezogen wie überall, und nur die Frauen vom Volk saßen vom Hals bis zur Fußspitze in ihre schweren dunkelbraunen Tuchmäntel mit langen Pelerinen gewickelt, und fächerten sich verzweiflungsvoll — denn es war eine Hitze, wie ich sie bis jetzt noch nirgends gefunden. Der Fächer und das weiße Musselin Kopftuch passen gar nicht zu den plumpen Mänteln, und die Frauen sehen auch nichts weniger als graziös damit aus. Um halb acht Uhr war das Spiel zu Ende, und wir gingen zu Fuß zurück. Man muß hier wirklich wie eine Ziege klettern, und dazu ist das Pflaster in diesen hochgelegnen Straßen so holprig, daß man beständig Gefahr läuft die Füße zu zerbrechen. In den untern und neuern Straßen ist's viel besser, und sie haben außerdem Trottoirs. Ich ging aber doch, theils um mich von der Fahrt in der Seje zu erholen, die mich den halben Tag herumgeschüttelt

hatte, theils um den Abend zu genießen, der nach Sonnenuntergang lieblich wurde, denn ein muntrer Wind wehte vom Tajo herüber, und auf der öffentlichen Promenade, zwischen ihren zwölffachen unabsehbaren Lorbeerhecken, fühlte man nur seinen Hauch, und war gegen die Zugluft geschützt. So stattlich, so vornehm wie diese Promenade hab ich selten eine gefunden! sie sieht aus, als ob man nur mit Schleppkleidern anständig genug wäre um sie zu betreten. Sie besteht nur aus Lorbeer, theils Bäume, theils Hecken, theils Sträuche, die als Vasen und Pyramiden zurecht gestutzt sind; aber die Bäume sind so hoch und dicht, daß sie auch um Mittag Schatten und Kühle gewähren. Eine magre Fontäne liegt am Anfang, und eine andre am Ende der Hauptallee. — Meine ganze Reisegesellschaft ist in die italienische Oper gegangen; ich war müde, und lasse mir gern Zeit. **Buenas noches, señorita.**

Vier und dreißigster Reisebrief.

Lissabon, 7. Junius 1841.

Die Reisearbeit wird fortgesetzt, mein liebes Louis-chen. Heut sind hauptsächlich Kirchen an die Reihe gekommen. Sie haben durchweg nicht mehr den spanischen, sondern ganz entschieden den italienischen Renaissance-Character, sogar da wo sie ursprünglich gothisch sind. z. B. die Sé, welche die Hauptkirche, die Kathedrale von Lissabon ist. Die spanischen Kirchen von Malaga, von Granada, ja sogar der schwerfällige Marmorkoffer von Cadiz, sind alle im italienischen Styl, nach einer der griechischen Säulenordnungen, und mit den Anwendungen von Kuppeln und Bogen erbaut, wie die großen italienischen Baumeister des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts es zuerst gemacht hatten. Mit der Erweckung und Belebung des griechischen und rö-

mischen Alterthums, der Wissenschaften, der bildenden Künste, ging die Revolution in der Architektur Hand in Hand. Man fand die gothische zu finster, zu hart, zu ernst, zu regellos, und sie war es wirklich für jene Zeit des Strebens nach Licht und des Studiums; denn die gothische Architektur ist ein Mirakel unter den Künsten, ist mystisch wie ein religiöses Dogma, scharf wie ein mathematischer Satz, phantasiereich wie eine Dithyrambe; sie zehrt und nährt sich von den verschiedensten Richtungen des Geistes, und zu jener Zeit sollte eben nur die *eine* gelten, die der Forschung und Bildung im Sinn des Alterthums. Es war etwas schwierig die christlichen Elemente mit derselben zu vereinigen, und ich meine, daß es der italienischen Baukunst auch nicht sonderlich gelungen ist; im Jenseits der Berge hab' ich's wol schon gesagt, und mich genugsam über ihre Ziererei und Koketterie beim Kirchenbau ausgesprochen; und so brauch' ich's denn hier nicht zum zweiten Mal zu thun, denn die hiesigen Kirchen sind ganz in jenem Sinn und Styl, und wie die Loretto-Kapelle übers Meer nach Italien geflogen sein soll, so scheinen sie von Italien übers Meer hieher geflogen zu sein. Aber von den spanischen Kirchen wollt' ich nur sagen, daß sie sich eine erstaunenswerthe Unabhängigkeit erhalten haben,

trotz dem, daß sie doch auch nicht mehr nach gothischem, sondern nach italienischem Muster erbaut sind. Waren die gothischen Monumente zu überwältigend in Spanien um je ihren Einfluß auf die Baukunst ganz einbüßen zu können — war es die keusche unsinnliche arabische Architectur, welche den schwelgerisch pomphaften Ausgeburten der italienischen entgegentrat — oder ist der Einfluß des kirchlichen Dogmas hier wirklich stärker und ungebrochner geblieben und hat er der modernen Bildung nicht die Zügel schießen lassen — genug, die spanischen Kirchen sind nicht immer ganz geschmackvoll in der Verzierung, aber großartig, majestätisch, von edlen Verhältnissen, und mit einem gewissen feierlichen Ernst ausgestattet, sind sie, und ich meine der liebe Gott braucht keine Umstände zu machen um sie als Gotteshäuser anzuerkennen. Die meisten italienischen Kirchen würd ich in seiner Stelle verleugnen, und die hiesigen auch. Die von S. Roque hat eine Kapelle, deren Pracht Roms würdig ist, und auch daher stammt. Ihre drei Wände sind mit drei römischen Mosaikbildern bekleidet, welche ebenso vollkommen in Färbung und Zeichnung als die im St. Peter sind. Sie stellen vor: die Verkündigung, die Taufe Christi, die Ausgießung des heiligen Geistes, und der Sacristan sagte, sie wären

nach Originalen von Rafael, von Michel Angelo und von Guido Reni. Ich meine es muß heißen, nach Originalgemälden ihrer Schule, denn die ist bei allen dreien unverkennbar; und ich würde den Gedanken recht glücklich finden die berühmtesten Meister Italiens auf diese Weise zu vereinigen und zu verewigen, wenn nur die Gemälde selbst schöner wären. Der köstliche Marmor des Fußbodens, der Reichthum des Altars, der mit Amethyst, Topas und andern Edelsteinen inkrustirt ist, entsprechen den kostbaren Wänden, und zur Mosaik-Kapelle in S. Roque wird jeder Fremde so eilig und schleunig geführt, als ob es das Heil seiner Seele fördere; sie soll das Prächtigste sein, was Lissabon aufzuweisen hat. Die übrigen Kirchen besitzen nun auch freilich nichts der Art, aber gar nichts. Die Estrella ist die Kirche eines vornehmen Nonnenklosters, welches das Vorrecht hat alljährlich einen Besuch von der Königin zu empfangen. Sie enthält das Grabmal der Königin Donna Maria I. mit einer Inschrift, die ungefähr sagt: So wie ihr Leben die Wonne der Welt war, so war ihr Tod die Trauer derselben. Bedenkt man, daß die Arme wahnsinnig war, und verwahrlost und verwildert in ihren Schlössern und Gärten umher irrte, so erstaunt man, daß ein so großes Leid, ein so herbes Schicksal, denjenigen

welche dies Monument setzten nicht einen einzigen Gedanken wahrer Trauer eingegeben hat. Ach, die Großen der Erde sind beklagenswerth! lebend werden sie durch Schmeichelei verwöhnt, und todt — verhöhnt! Die Estrella scheint ganz nach dem Vorbild vom S. Peter erbaut, und auch mit derselben materiellen Vortrefflichkeit. Bei Besteigung ihrer Kuppel gewahrt man es. Die Mauern, die Treppen, die Gewölbe sehen aus, als ob sie nicht gemauert, sondern frisch aus Stein gehauen wären, so ebenmäßig, tüchtig und stark — ganz wie dort. Und auch wie dort, hat man von oben herab ein herrliches Panorama, bei dem ich die abgeschmackte Phrase brauchen werde: man muß es sehen, beschreiben läßt es sich nicht. Nimm's nicht übel! Ich habe aber schon von der Aussicht von meinem Balkon und vom Ajuda Palast gesprochen, also würden es nur Wiederholungen sein, denn die Hauptbestandtheile bleiben immer dieselben, und ob nun hier dies Gebäude mehr hervortritt, und dort jenes, das ist zu lesen wirklich vollkommen gleichgültig. Freilich ist die Estrella so hoch, daß man von der Kuppel herab die ganze Stadt und die Landschaft bis zum Horizont überblickt, so daß das Meer, und die Ebene von Estremadura mit in das Gemälde hineintreten; doch grade deshalb würde

die Beschreibung um so viel zerflossener werden, als das Panorama in der Wirklichkeit an Reichhaltigkeit gewinnt. Auf einem Berge, der durch den ganzen Thaltheil der Stadt von der Estrella getrennt ist, liegt die Kirche S. Vicente de Fora, in deren unterirdischen Gewölben die Mitglieder des Hauses Braganza die letzte Ruhestatt finden. Ob zwar es nicht die Stunde der Siesta war, so war dennoch die Kirche geschlossen, und weit und breit kein Pförtner. Der Kutscher erbot sich dienstwillig ihn herbei zu schaffen, und wir warteten auf der Terasse vor der Kirche — warteten und warteten, weiß der Himmel wie lange! Endlich wurden Nachforschungen angestellt, nicht sowol um des Pförtners, als um des Kutschers wieder habhaft zu werden — denn ich habe gar keine Zeit zum Verschwenden übrig — und siehe da! er war nur um die Ecke gegangen, dachte nicht daran den Pförtner zu schaffen, unterhielt sich vortrefflich mit einem Kameraden, und fand es sehr bequem für sich und seine Pferde unsre Fahrt auf diese Weise zu verlängern, weil wir die Seje stundenweise genommen hatten. Die Kirche, erfuhren wir jetzt, ist nur Morgens geöffnet. Der Weg nach S. Vicente führt an einigen Ruinen vom großen Erdbeben vorüber, von denen eine recht prächtig, wie ein Portal oder ein Triumphbogen

aussieht, woran sich jetzt ein sehr unscheinbares Haus gelehnt hat. Am ersten November 1755, am Tage Allerheiligen, grade als alle Kirchen voll Menschen waren, fand jenes schauderhafte Ereigniß statt, dessen Spuren Lissabon wol nie vertilgen wird. Und es wäre auch schade drum! die Ruine der Karmeliterkirche, welche ebenfalls damals zusammenbrach und Hunderte unter ihren Schutt begrub, ist ganz gewiß das malerischste und edelste Gebäude in Lissabon. Sie liegt hoch, auf einer schroffen Hügelwand, so daß sie den großen Platz Roscio etwa so beherrscht, wie ein altes Castel eine Stadt. Thurm und Gewölbe sind eingestürzt, nur die äußern Mauern stehen aufrecht, zwischen ihnen die schönsten gothischen Pfeiler, und über denselben steigen einzelne stolz geschwungene Bogen empor und strecken sich gen Himmel wie Geisterarme, die etwas suchen und nicht erreichen können. Sie macht sich gar wunderschön, fern wie nah. Auf dem Roscio selbst, der ein ganz regelmäßiges Viereck ist, und neben sich den eben so großen und regelmäßigen Fruchtmarkt hat, liegt eine andre Ruine, die viel merkwürdiger als malerisch ist; nämlich die des Inquisitionsgebäudes, welches vor mehren Jahren abbrannte, und jetzt zu einem Volkstheater ausgebaut werden soll. Eine größere Umgestaltung ihrer Bestimmung haben

Mauern wol nie erlebt! Es ist mir fast beängstigend, daß Thorheit und Fröhlichkeit bis zur Ausgelassenheit ihr Wesen auf dieser Stätte treiben sollen, wo die finstersten Geister dämonisch gehaust haben, welche je ihre Geißel über dem Menschengeschlecht schwangen. Ich weiß nicht — aber mir ist zu Muth, als würde ich einen Garten drüber anlegen, Bäume und Blumen pflanzen, halb als friedliches Versöhnungsopfer für die blutgedüngte Erde, halb als blühendes Grab für die unglückseligen Todten. Wenn nicht Sonne und Himmel hineinsehen, würde mir bange sein, daß die alten Gespenster drin umgingen. Doch das ist Unsinn! es giebt ja keine Gespenster — spricht man, und ich muß bekennen, daß ich an das respektable Geschlecht der Gespenster auch nicht glaube, welche bald im Mönchsgewande mit einer Blendlaterne herum spuken, bald als Knochengeripp mit Leichentuch und Ketten, bald als Rittersmann mit einem feueraugigen Hunde. Allein ich möchte wissen was das ist, und ob man das nicht ein Gespenst nennen könnte, was bisweilen hinter uns her schleicht, oder über unser Haar säuselt, oder jede unsrer Bewegungen momentan dermaßen lähmt, daß wir nicht im Stande sind die Augen aufzuschlagen oder unsern Platz zu verlassen. Oder ist Euch das nie geschehen, Abends, wenn Ihr ganz allein wart,

oder Nachts, bei einem Buch, einer Arbeit? Man ist mit allen Gedanken bei seiner Beschäftigung, man ist nicht furchtsam, nicht schreckhaft, nicht graulich, nicht kränklich, sondern im völlig normalen Zustand, und plötzlich wird man überfallen von einem namenlosen Grauen, das in gar keiner Beziehung zu unsrer Stimmung und unsrer Beschäftigung steht, und momentan all unsre Fähigkeiten paralysirt. Das ist mir doch schon öfter widerfahren, und ich weiß sehr gut, daß das kein Krampf, kein Frost, kein körperlicher Zustand ist, denn ich sage mir, wenn er vielleicht einige Stunden gedauert haben mag: „Nun? was heißt denn das? ich glaube du fürchtest dich?“ — oder so etwas. Dann hört es auf, und ich schöpfe ganz erleichtert Athem, und lese oder gehe oder schreibe weiter. Wenn die Seherin von Prevorst noch lebte, würde sie mir gleich erklären, ob blaue oder graue Geister ihren Schabernack mit mir trieben. Ach, das ist das Unglück bei so vielen Dingen: die Sache selbst ist gar nicht dumm, aber die Erklärungen und Deutungen und Auslegungen sind es so übernatürlich. — Ein ganz herrliches, gemeinnütziges Gebäude, das in dem modernen Europa nicht seines Gleichen hat, ist die berühmte Wasserleitung von Alcantara, die aus den Bergen zwischen Lissabon und Cintra das Wasser in die

Stadt hinein führt. Sie ist ganz in der Art der römischen Aquäducte gebaut, nur nicht in so schönen Verhältnissen. Die einzelnen Bogen sind nicht gleich breit, man hat sich da vielleicht nach den Eigenthümlichkeiten des Terrains gerichtet; und alle sind grade oben, wo ihr Schwung am höchsten und ihre Wölbung am freisten sein sollte, platt gedrückt. Da sie durch Thäler und über Berge laufen, so ist auch ihre Höhe nicht dieselbe. Der größte Bogen soll ein Hundert und sieben Fuß breit, und zwei Hundert und dreißig Fuß hoch sein. Diese Bogen tragen die eigentliche Wasserleitung, den kleinen übermauerten Canal, in welchem das Wasser fließt; und neben demselben ist ein schmaler Gang, in welchem man ganz sicher und bequem gehen kann. Die Selbstmörder sollen diesen Platz vorzugsweise wählen um ihrem Leben ein Ende zu machen indem sie sich von oben herabstürzen und zerschmettern. Vor ein Paar Jahren hat man in einer Woche achtzehn Leichen beim Aquäduct gefunden, und unter ihnen junge Leute aus guter Familie, wolhabend, in glücklichen Verhältnissen lebend. Diese Umstände, verbunden mit der gar so großen Zahl, haben denn doch die Aufmerksamkeit der Polizei erregt; man hat beobachtet und entdeckt, daß diese Unglücklichen keinesweges Selbstmörder, sondern Schlachtopfer von

Räubern waren, welche die häufigen Promenaden nach dem Aquäduct benutzten um die Leute auszuplündern, nachdem sie sie durch einen Stockschlag auf den Kopf betäubt hatten, und sie dann von oben herab zu werfen, um durch den Verdacht des Selbstmordes jeden andern zu entfernen. Jetzt soll es auf diesem Punkt ziemlich sicher sein, und ich wandelte unverzagt oben in dem schmalen Gang. Das Wasser mündet in der Stadt in einem großen vierzig Fuß tiefen Bassin, über welches der Kaiser Don Pedro ein schönes Gebäude errichtet hat; — und alimentirt von dort die verschiedenen Fontänen. Um diese Fontänen sind die Galegos gelagert, welche für das Privilegium des Wassertragens die Verpflichtung der Feuerlöschung haben. Die Galegos sind Spanier aus Galizien, nördlich von Portugal, ein starker, arbeitsamer, tüchtiger Menschenschlag, auch redlich und zuverlässig, wie man sagt, die sich wie die Savoyarden und Auvergnaten durch Frankreich, und wie unsre kleinen Besenbinder von Butzbach durch Europa — so durch die pyrenäische Halbinsel vertheilen um sich eine kleine Habe zu erwerben. Früher, als der Haupthandel von Cadiz in Gold bestand, waren Galegos die Kärner desselben, und sollen sich bei diesem mühseligen Geschäft bedeutendes Vermögen erworben haben. Das hat nun

aufgehört; und so einträglich wie dort das Goldkarren mag hier das Wassertragen nicht sein. Dennoch beläuft sich ihre Zahl auf 30,000, und sie bilden eine besondre Corporation, die ihre eigenen Gesetze hat, und solidarisch ist. Deshalb halten sie auf Ehrlichkeit, wenigstens unter sich. Sie verrichten bereitwillige Dienste als Commissionär, als Lastträger, und wozu man sie eben brauchen mag, und sehen recht baumstark und zuverlässig aus. Wie die Galegos die Verpflichtung der Löschanstalten haben, so hat, wer in Lissabon einen Laden besitzt, diejenige: ein Gefäß mit Wasser vor seine Thür zu stellen, damit die 20, bis 30,000 herrenlosen Hunde, welche in der Stadt herum vagabondiren, überall ihren Durst löschen können. Früher soll sich deren Zahl auf 40,000 belaufen haben, aber man hat vor einigen Jahren ein kleines Blutbad unter ihnen angestellt, und würde es wol noch mehr ausgedehnt haben, wenn nicht das Volk gewünscht hätte seine alleinige Straßenreinigungs-Polizei zu behalten — nämlich die Hunde. Außer ihnen und der Luft, bekümmert sich niemand darum. Aller Kehricht des Hauses und der Küche wird Abends auf die Straße geworfen; — so wie die Hunde das hören, stürzen sie herbei, fressen was nur irgend verschlingbar ist, und was übrig bleibt zehrt und trock-

net die scharfe Luft über Nacht auf. So ist mir erzählt worden. Ich bin in hoch= und abgelegenen Gassen gewesen, wo mir schien, daß weder Hunde noch Luft über Nacht ihre Pflicht gethan, und wo es aussah wie in Neapel um den Mercatello. Hingegen unten, in dem neuen und eleganten Theil, war es ganz so reinlich wie in jeder civilisirten Stadt; also mein' ich, daß hier Menschenhände Luft und Hunde unterstützen. Wenn letztere bei ihren nächtlichen Mahlzeiten gestört werden, sollen sie fürchterlich böse werden und wüthend über den Unglücklichen herfallen, der ihnen nicht weit aus dem Wege geht. Sie sehen grauenhaft aus, diese Hunde! scheu wie wilde Thiere, keiner bestimmten Race angehörend, gespenstisch mager, die Rippen durchbrechen fast die Haut, die auf ihnen klebt, und nun so schmutzig, so ungepflegt! und wären sie auch wunderschön, so würden sie doch immer durch ihren wilden Zustand einen unbehaglichen Eindruck machen. Kann denn nicht der Tag kommen, wo ihre Progenitur so zahlreich wird, daß sie die Menschen angreift? Von der Verwahrlosung und Unordnung der hiesigen Zustände, von der Mangelhaftigkeit der Gesetze, oder der Gleichgültigkeit gegen ihre Aufrechthaltung, ist es schwer hier — und anderwärts unmöglich sich eine Vorstellung zu machen. Manches,

was mir ganz ernsthaft erzählt wird, klingt so unglaublich, daß ich kaum den Muth habe es wieder zu erzählen, z. B. daß binnen Jahresfrist über tausend Menschen in Portugal verschwunden, nämlich ermordet sind, ohne daß deshalb Einer zu ernster Rechenschaft gezogen ward. Erwischt man einmal einen Mörder oder Räuber, gegen den die allgemeine Stimme sich recht laut erhebt, so wird er wol gehenkt; aber man giebt sich keine Mühe um ihn zu erwischen. Man hat einigen Personen, welche Raubanfälle gelitten hatten, gerathen, die Räuber nicht gerichtlich zu verfolgen, weil sie dann sich und ihre Freunde der Rache derselben aussetzten. Bei einer andern Person ist Hausdiebstahl geschehen; sie kennt den Thäter, sie würde gern zu dem ihrigen kommen; allein die Richter beachten keine Klage bei der ihnen nicht etwas Erkleckliches zum Voraus in die hohle Hand fällt. Mir scheint ich habe nie und nirgends von einer solchen Gier nach ungesetzlichem Erwerb gehört als hier. Grade jetzt befindet man sich in einer Ministerial-Krisis; die Königin ist heut von Cintra hereingekommen um morgen dem Staatsrath beizuwohnen, in welchem neue Minister gewählt werden sollen. Man spricht dazu: „Wenn die alten doch nur blieben! so schlecht sie sein mögen, so haben sie doch schon ihre Sache gemacht, und die

Tasche gefüllt — und das geht bei den neuen von vorn wieder an.“ Die Herren selbst haben dessen auch gar kein Hehl. Jeder Secretär oder Abschreiber in der Staatskanzlei bildet sich ein, der Staat sei dazu da, damit an ihn die Reihe des Portefeuilles, d. h. des Beutelfüllens komme. Und ist es zu verwundern, daß der Plebs so denkt, wenn die Vornehmen, die Großen, denen an der Würde des Staates wie an ihrer eigenen Ehre liegen sollte, die dazu geboren sind dieselbe aufrecht zu halten — wenn der Herzog von Palmella sagt: Jetzt, seitdem er eine reiche Schwiegertochter habe, begehre er nicht mehr Minister zu sein. Diese Schwiegertochter war das einzige Kind eines Banquiers, der ihr bei seinem Tode ein enormes Vermögen hinterließ, so daß sie reicher war als die Königin selbst, die, wie bekannt, täglich ein Conto Reis hat, nämlich tausend Thaler. Diese reiche Erbin war ein zehnjähriges Kind, welches die Mutter nicht verloben wollte, als der Herzog von Palmella sie entführte, sie in Frankreich erziehen ließ, und sie nach einigen Jahren mit seinem Sohn verheirathete. Klingt das nicht wie eine mittelalterliche Begebenheit? Ganz seltsam sind hier die Einrichtungen, ganz verkehrt — nach unsern Ansichten! die Orden erben vom Vater auf den Sohn, und sollen doch im Grunde das persönliche Ver-

dienst belohnen; hingegen der Name erbt nicht unbedingt und bedarf der Bestätigung des Monarchen. Wenn der sie verweigert, so bekommt z. B. der älteste Sohn des Marquis Saldanha nach dessen Tode nicht diesen Namen, sondern muß sich mit dem allgemeinen Familiennamen de Castro begnügen. Jetzt kommt uns doch unser Name wie unser allerpersönlichstes, unverlierbarstes Eigenthum vor, das wir wahrlich von Gottes Gnaden haben. Diese Einrichtung muß sich noch aus den Feudalzeiten herschreiben, wo nach jedem Todesfall die Belehnung immer von Neuem nothwendig war. Aus den Zeiten der Patriarchen, wenigstens, stammen die Karren, mit welchen das Landvolk die Feldfrüchte in die Stadt schafft! stell Dir ein Brett vor, in welches rund herum am äußern Rande senkrechte Stäbe gesteckt sind, eine Art roher Palissade, damit das Herabfallen der Gegenstände verhütet werde. Dies Brett liegt auf einer Achse, deren äußere Enden in starke hölzerne Scheiben einlaufen; diese beiden Scheiben sind die Räder, und sie drehen sich mitsamt der Achse an diesem antediluvianischen Fuhrwerk. Zwei Ochsen ziehen es, und der Führer geht neben her, ermahnt und ermuthigt die Thiere, und stößt, schiebt, hält und lenkt den Karren, je nachdem dessen Unbeholfenheit es bedarf. Eine reizende Eigenthüm-

lichkeit dieser Räder ist, daß sie sich unter fortwährendem Quieken und Pfeifen, wälzen um durch ihre infernalischen Töne die Ochsen in die Eile hinein zu ängstigen. Solch Vieh macht sich aber nichts daraus, und menschliche Ohren müssen es anhören!

Ich verbringe nach solchem mühseligen Tage, in dem man unendlich viel mehr zu sehen und zu hören bekommt als einem lieb ist, die Abendstunden mit wahrer Wonne auf der Promenade, auf dem paseo publico, von dem ich Dir gestern schrieb, und auf S. Pedro de Alcantara, der von der Nachbarschaft einer Kirche diesen heiligen Namen hat. Wie jener aus nichts besteht als aus majestätischen, schnurgraden Gängen, so ist dieser nichts als ein Blumengarten, terrassenartig an einem Felsabhang angelegt, und gar reizend durch seine schwebende Lage, den herrlichen Blick in die phantastische Stadt hinein und den entzückenden Duft des Heliotrop. Wie bei uns Epheu die Mauern tapeziert — ach, was sag' ich Epheu! der ist auch schon rar genug! nein, gutes ehrliches Moos! so sind die Mauern der verschiedenen Terrassen ganz dick mit Heliotrop überzogen, und die Unscheinbarkeit dieser kleinen Blume rächt sich triumphatorisch durch ihren glühenden, berauschenden, schönheitersetzenden Duft. In solcher Atmosphäre hat das Auge keine Rechte und keine

Ansprüche. — Aber wie wunderlich verfallen die Stadt von einem solchen Standpunkt aussieht, der nicht hoch genug ist um, wie die Estrella, den Effekt einer Grundriß-Ansicht zu geben, aber hoch genug, um in den Wirrwar von Berg und Thal, von Straßen und Feldern, von Marktplätzen und Wüsten, von Gärten und Ruinen, die Einsicht zu gewähren! Eine so konfuse Lage ist mir nie vorgekommen! Genua will nichts dagegen sagen. Das Terrain, auf welchem Lissabon gebaut ist, scheint durch ein Erdbeben umgeackert zu sein — anders kann ich's nicht beschreiben; hier ist ein Fels in die Höhe gehoben, da ist eine Schlucht gesprengt, dort sind allmälig Hügel aufgestiegen, und daneben ein Paar Felsblöcke herabgekollert; und all dies zerfetzte, geängstigte Erdreich hat den Menschen nicht abgehalten es zu überbauen — so lockend, so vortheilhaft, so segensreich war die Nähe des großen herrlichen Stromes, der grade bei Lissabon sein Bett verengt, und dadurch die Ufer anmuthiger und die Strömung rascher macht. — Eine durchaus gartenmäßige Anlage ist der Gottesacker der Engländer, neben welchem das Haus ihres Pfarrers und ihrer Kirche liegt. In einem großen Hain von Cypressen, Arbre de Judée und Bella sombra, den vortreffliche Wege durchschneiden, und aus dem

glänzende tausendfarbige Bosquets der prächtigsten Pelargonien herausstralen, sind die Todten gebettet und mit Monumenten zugedeckt, die mir nicht sehr geschmackvoll vorkamen. Doch muß ich gestehen, daß ich sie auch nur ziemlich obenhin betrachtet habe. Ich liebe nicht den frostigen Pomp solcher Denkmale. Ich habe freilich — tausend und aber tausend Mal unberufen! — kein geliebtes Grab, und weiß daher nicht, ob es mir nicht auch ein Bedürfniß sein würde ein solches vor allen Uebrigen auszuzeichnen; aber jetzt mein' ich, ein schöner grüner Rasenteppich müsse die stillen Todten still bedecken ohne den Wust von harten Steinen und schweren Urnen und Pyramiden. Aber es ist dennoch gar ein lieblicher Gottesacker, blühend und freundlich wie eine Oase — und Lissabon mit seinen majestätischen Trümmern und seinen einsamen, kolossalen Gebäuden hat grade in jener Gegend etwas Wüstenhaftes, das um so reizender jene Fülle von Grün und von Blumen, von Schatten und Glanz hervorhebt. Ich weiß nicht was für Mittel die Engländer haben, um dem Erdreich, das ihre Hand berührt, gleichsam eine andre Eigenthümlichkeit aufzudrücken. Das frappirte mich schon so außerordentlich in Gibraltar, und jetzt wieder hier. Der Boden wird wie von andern Lebenskräften

durchströmt und zu Productionen angeregt, die einem andern Himmelstrich anzugehören scheinen, weil rund umher nicht ihres Gleichen ist, und die dennoch so herrlich gedeihen, als wären sie in ihrer wahren Heimat. Es ist ein schönes Talent sich so auf den Schmuck und die Behandlung der Erde zu verstehen, und die Völker des Südens besitzen es ganz und gar nicht! Das Beste was sie thun können ist: die Natur gewähren zu lassen; denn sie verstehen nicht ihr nachzuhelfen. — Gute Nacht.

Fünf und dreissigster Reisebrief.

Cintra, 8. Junius 1841.

Herzliebe Emy! jetzt bin ich auf einer der Stätten, welche man ein Paradies nennt, und in der That! wenn primitive Fülle und Frische der Natur, wenn die Vereinigung von Meer, Gebirg und Ebene in ihrer vollen ungestörten Majestät, zu diesem Namen berechtigen, so verdient ihn Cintra. Ich indessen, würde es niemals so nennen! nach meiner Meinung gehört zum Paradiese ein Character von ungetrübter Heiterkeit, ein Lächeln wie es uns aus funfzehnjährigen Augen anblitzt; den Comersee hab' ich so genannt, und nur ihn. Hier ist eine andre Natur! so stell' ich mir irgend eine abgeschiedene Insel der Südsee vor; oder in der Urwelt, ehe die Erde mannigfache Umwälzungen erlitten, mag sie so gewesen sein, so melancholisch trotz ihres Reich-

thums, so einsam trotz ihrer Fülle, so unbelebt trotz ihres Wechsels. Hier scheint mir nichts zu wachen als Sonne, Mond und Sterne, nichts zu leben als die Jahreszeiten, nichts zu athmen als der geheimnißvolle Geist, der in den Elementen rege ist. Es herrscht eine Ruhe, eine Stille, eine Schwermuth ohne Gleichen! Ja ja, eine Insel, die aus dem Schooß des Meeres eben geboren, und nie von einem Menschenfuß betreten ist, muß solch traumbefangenes Ansehen haben. Und doch sind hier Menschen und ihre Wohnungen, und zwar nicht die rohen der Bedürftigkeit, sondern Quintas in denen die Reichen und Vornehmen von Lissabon den Sommer zubringen, Gasthöfe, Paläste, gar ein königliches Schloß. Cintra mag wol eine kleine Stadt sein, aber das ändert nicht den Character der Landschaft. Heute früh um fünf Uhr fuhren wir im Omnibus her, und so hab ich denn abermals ein mir ganz neues Fuhrwerk kennen gelernt, das aber bei Weitem das Beste von allen auf der pyrenäischen Halbinsel gebräuchlichen ist. Man steigt zwar von hinten ein und sitzt seitwärts, doch der Kasten ruht auf Druckfedern und sechs prächtige schwarze Pferde werden ganz comme il faut von zwei Postillonen gelenkt. An andern Orten ist ein Omnibus für die Bequemlichkeit des Volks eingerichtet; hier nicht,

denn das Volk hat nichts in Cintra zu thun; hingegen benutzen ihn Personen aus den höhern Ständen sehr fleißig, um zwischen der Stadt und ihren Quintas hin und her zu fahren, und ihre Freunde hier und dort zu besuchen. Da jeder Platz zwei Crusados (anderthalb Thaler) kostet, so würde auch wol dieser Preis hinreichen um das Volk zu verscheuchen. Zwei Engländer und ein Portugiese, der gut französisch und englisch spricht, waren unsre Reisegefährten, und in drei und einer halben Stunde machten wir die Fahrt von fünf Meilen — was für den ziemlich schlechten und theilweise bergigen Weg sehr schnell ist. Der Höhenzug, welcher das nördliche Ufer des Tajo begrenzt, scheidet Cintra von Lissabon, und man übersteigt ihn an seiner niedrigsten Stelle, wo er im Lande ausläuft, ganz nah bei Cintra. Auf der andern Seite läuft er parallel mit dem Tajo, nähert sich demselben bei der Mündung und bildet dort das schroffe Felsenvorgebirge, Zocca de Lisboa genannt. Denn Lisboa, oder mit portugiesischer Aussprache, Lischboa, heißt die Stadt, die wir, Gott weiß warum, Lissabon nennen. Das Land zu beiden Seiten des Weges ist vollkommen unbebaut, sobald man die Vorstädte von Lissabon hinter sich hat. Was man bei uns Felder nennt, scheint man hier nicht zu kennen. Man sagt mir,

der Boden sei zu steinig um irgend eine Cultur zu-
zulassen, und nichts bedeckt seine Felsenkruste, als
kurzes grünes Gestrüpp. So sieht er denn ganz
ungemein grün aus! und Sie wissen: eine einzige
Farbe in der Landschaft giebt immer etwas Schwer-
müthiges, selbst wenn es das freundliche Grün ist,
weil sie nicht dem Spiel des Lichts, dem Wechsel
der Schatten, den Gaukeleien der Nüancen genügt,
und das suchende Auge langweilt statt es zu be-
friedigen. Zuweilen bringt eine Quinta etwas Ab-
wechslung in die Einförmigkeit, oder ein Paar Bo-
gen der Wasserleitung von Alcantara steigen bedäch-
tig in der Ferne von einem Hügel zum andern,
oder man kommt wol gar durch ein Dorf, in der
Mitte der Fahrt, wo ein Paar Minuten Halt ge-
macht wird. Die Quinta von Queluz gewahrten
wir links vom Wege, versteckt in einer großen und
dichten Masse von Bäumen. Dort amüsirte sich
Don Miguel mit wahrhaften Caracallas-Scherzen,
indem er Stiere in die Gemächer kommen ließ, um
die Personen zu ängstigen mit denen er speiste oder
sich unterhielt. Dort machte er seinen Barbier zum
Baron von Queluz — eine Personage, die so gänz-
lich unbedeutend ist, daß man jetzt auch nicht die
geringste Spur ihrer Existenz mehr hat. Und dort
starb auch am vier und zwanzigsten September 1834

der Kaiser Don Pedro, dessen früher und unzeitiger Tod noch immer betrauert wird. Nach meiner Meinung hat weder er noch seine Tochter ein Recht zu der Krone von Portugal; denn 1825 war bereits die Unabhängigkeit Brasiliens als eines selbständigen Reiches zu Stande gekommen, und Don João VI. behielt sich nur für seine Person den kaiserlichen Titel vor. Als er 1826 starb, konnte folglich Don Pedro Kaiser von Brasilien nicht König von Portugal werden, und ebensowenig zu Gunsten seiner Tochter auf die Krone verzichten, nachdem er dem Lande eine Constitution gegeben, die er gar nicht zu geben hatte. Das scheint mir sonnenklar! aber in Portugal waren zwei gar verschiedene Parteien, die englische und die spanische; jene hing Don Pedros freisinnigen Einrichtungen an, diese dem starren Absolutismus Don Miguels und seiner Mutter, Donna Carlota, die eine spanische Prinzessin und Ferdinands VII. Schwester war. Die stupide Grausamkeit, die blutdürstige Schwäche von Mutter und Sohn haben wol hauptsächlich bewirkt, daß eine Partei Don Pedros Recht zu der Krone behauptete und vertheidigte. Ich denke nicht, daß er ein andres hatte, als das, welches seine guten Absichten ihm gaben. Wir sehen in Frankreich, was ein kluger und geschickter Herrscher, der einige kleine Krie-

chereien und Schmeicheleien nicht scheut, trotz einer Constitution machen, d. h. seinen Willen durchsetzen kann. Vielleicht hätte das auch Don Pedro verstanden, und dann ist freilich sein Tod sehr zu bedauern. Jetzt wahrlich hat er dem Lande keinen guten Dienst gethan! wo die Gesetze über Alles herrschen, wie in England, da sind sie auch im Stande die unfehlbaren Gährungen und Unruhen einer constitutionellen Verfassung zu bändigen; wo die Gesetze entweder fehlerhaft, oder nicht vorhanden, oder nicht aufrecht zu halten sind, weil sie weder aus dem allgemeinen Bedürfniß geboren noch auf dasselbe berechnet sind, wie in Portugal, was kann da wol die Constitution andres bewirken, als eine gänzliche Desorganisation des morschen Körpers, wie das zu heftige Arzeneien immer thun. Jetzt mühen sich ein Paar hundert Menschen in Portugal ab, um Aemter, Stellen und Vermögen zu erlangen, und ein Ministerwechsel jagt den andern. Stände selbst ein tüchtiger Mann den Staatsgeschäften vor, so würde dennoch die Opposition, welche ihn zu verdrängen sucht, all seine Fähigkeiten in der Ausübung paralysiren. Ein Staatsmann kann unmöglich binnen drei Monaten die guten Früchte seiner Verwaltung aufweisen. Er muß doch Zeit haben um seine Anordnungen ein-

zurichten, durchzuführen, zu behaupten oder zu modifiziren. Davon ist hier nicht die Rede! nach drei Monaten meint die Opposition, nun sei er lange genug am Ruder gewesen, nun müsse sie sich wieder gelten machen, und schreit, minirt und arbeitet so lange, bis sie eine Veränderung herbeiführt, nämlich eine Veränderung der Personen! die Zustände, die Interessen bleiben immer gleich schwankend, und an das Land selbst denkt kein Mensch. Der Handel liegt vollkommen danieder, der Feldbau steht auf der allerniedrigsten und rohesten Stufe, die Colonien dienen zu nichts als den jeweiligen Gouverneur zu bereichern, die Justiz existirt nur dem Namen nach, die Finanzen sind in der heftigsten Zerrüttung, oben fehlt die Kraft, unten die Zuversicht, überall die Ordnung, und dies arme, verwilderte Land wird mit einer Constitution begnadet! Ebenso gut könnte man den Hottentotten eine geben! Es soll hier auch eine vollkommne Apathie gegen die politischen Ereignisse und ministeriellen Umwälzungen statt finden. Sehr begreiflich! die Namen ändern sich, die Dinge nicht, und für eine Person, für einen Namen kann man sich wol enthusiasmiren, doch nicht für den beständigen Wechsel derselben. Von Don Pedro redet man wie von allen Menschen, die mitten in einer bewegten Laufbahn starben, und die im Grunde

mehr Sympathie durch ihren frühen Tod, als durch ihr Leben wecken. Uebrigens mag er zwischen seiner Familie wirklich wie ein großer und edler Mensch gestralt haben. Nur glaub' ich nicht, daß er für Portugal ein großer Mann war oder hätte werden können. Der Regenerator eines so verfallnen und ruinirten Landes muß absolut sein. Kein Kapitän eines lecken Schiffes wird die Mannschaft zusammenberufen und sie fragen, was nach ihrer Meinung zu thun sei; sondern er wird befehlen: An die Pumpen! zieht die Segel ein! den Mastbaum nieder! — und man wird ihm gehorchen ohne Widerstand. Portugal ist ja aber ein jämmerlich leckes Schiff. Es kommt mir auch viel verwahrloster noch vor als Spanien! das Volk soll höchst gutmüthig sein; das artet denn gar leicht in Trägheit und Schläfrigkeit aus. Die Andalusier sehen mir viel muntrer und aufgeweckter aus, und wenn auch nicht energisch, doch lebhaft. Hier, obgleich sich in Lissabon das Leben und die Bewegung von ganz Portugal konzentrirt, und obgleich die Stadt ein Paarmal so groß als die größte andalusische ist, wird doch eine solche Schwerfälligkeit, solch ein Mangel an Verkehr gewahrt, als ob im Geäder des Organismus das Lebensprinzip stagnire. Und nun gar diese kleine Fahrt ins Land hinein, nach Cintra,

verstärkt den Eindruck auf eine beängstigende Weise. Ach Gott, ich bin keine Person, die nichts begehrt, und der nichts gefällt als Cultur und Civilisation! im Gegentheil! wie oft hab ich gefunden, daß sie die malerische Schönheit der Natur beeinträchtigen, und daß ihre Einseitigkeit ermüdet. Aber unsre Zeit ist in ihrem Streben und ihrer Richtung so ganz auf die Civilisation basirt, auf Verkehr, Betrieb- und Arbeitsamkeit, Mittheilung der Gedanken, physische und geistige Bewegung, Bildung in jedem Fach, Wissen in jeder Richtung, daß man sich in Urzeiten und Urwelten verschlagen meint, wenn sie fehlen, und daß man sich abängstigt um Gegenwart und Zukunft eines Volkes, das von den Fortschritten der übrigen Völker keine Ahnung zu haben scheint. Welch ein unerhörtes Unglück, daß der Beherrscher dieses Landes eine gute, junge, dicke Frau sein muß! ....

O, Cintra ist schön! es lehnt sich an den Höhenzug, dessen ich vorhin erwähnte, und hat vor sich die Ebene, die vom Meer begrenzt wird. Die Ebene ist ganz ungestört grün; am Abhang der Berge liegen Quintas zwischen Lorbeerhecken und Citronenhainen; herrliche Kastanienbäume steigen höher empor, und plötzlich hört die Vegetation auf, und in den schroffsten, wildesten Formationen thürmen

sich Felsen von zertrümmerten Kalksteinblöcken auf, und auf deren höchster Spitze schwebt einige tausend Fuß über dem Meer die Penna von Cintra — ehedem ein Kloster der Hieronymiten, welches zu dem von Belem gehörte, und das jetzt der König zu einem Schloß aus- und umbauen läßt. Es werden auch Pflanzungen und Gartenanlagen umher gemacht, doch mit großer Mühe; es windet beständig, zuweilen stürmt es heftig, und der Schnee liegt oft fußhoch droben. Unser erster Gang war heute Morgen zur Penna hinauf; da orientirt man sich am besten in der Landschaft, und da oben trug sie das Gepräge grenzenloser Schwermuth, das ich so bestimmt und so ungestört noch nie in irgend einer Landschaft gefunden habe. Sie kommt mir ganz vor wie ein Mensch, dem gewaltige Schicksale das Herz gebrochen haben, ein schönes, starkes glühendes Herz — und der sich nun stumm in seine Schmerzen wickelt, alles erträgt, alles gleichgültig hinnimmt, aber nichts thut um ihrer los zu werden, und immer ganz freundlich dazu lächelt. Nicht wahr, liebe Seele, diese Beschreibung macht Ihnen den Character der Landschaft anschaulicher, als eine topographische? — Das Schloß, oder wenigstens das alte Klostergebäude ist klein, und in Miniatur wie das Kloster von Belem mit dem etwas gedrückten

Bogen im innern Hof, der sonst Kreuzgang war, gebaut. Jetzt kommen einige Mauern und Thürme hinzu um das Ganze schloßähnlicher zu machen. Einige Zimmer sind bereits fertig und höchst einfach eingerichtet, jedoch interessant insofern, daß die Meuble wirklich alt, und nicht mit Schnitzwerk und eingelegter Arbeit den alten nachgeahmt sind, wie die Mode das jetzt begehrt. Sollten die Anpflanzungen je gedeihen, so müßte nach einigen Generationen die Penna ein reizender Aufenthalt für die Sommermonate sein. Jetzt ist sie schön durch ihre Lage und ihre Aussicht, doch nicht behaglich zu bewohnen, denn von dem kahlen Fels reverbiren die Sonnenstralen auf eine entsetzliche Weise, und während man von Glanz und Hitze zu leiden hat wird man von Windstößen umgewirbelt. Letzteres war aber heut wenig der Fall! es war recht ungestört heiß. Gegen Abend besuchten wir Penna verde (Penna heißt Fels) eine große Quinta, mit weitläuftigem Garten, die dem Marquis Saldanha, aus dem Hause Castro, gehört und dem Publikum geöffnet ist. Sie liegt ganz lieblich, umhüllt und vergraben von Bebaumung, am Abhang des Berges, und bietet verschiedne Aussichtspunkte, die aber stets dieselbe Ansicht der Landschaft gewähren. Weil Penna verde weniger hoch liegt als das Felsen-

schloß, das par excellence „die Penna“ kurzweg heißt, so übersieht man nicht wie dort das Land zu beiden Seiten des Höhenzuges, nicht den Tajo und in der Ferne dämmernd Lissabon, sondern nur die Ebene und das Meer. Die verschwebenden Färbungen des Abendhimmels, und die abendliche linde Luft, waren viel übereinstimmender mit der ganzen Gegend als die glänzende, scharfe Mittagsbeleuchtung. Das wechselnde Licht, das aus der Glut des Sonnenuntergangs in Dämmerung sich verlor, verlieh der Landschaft einen Reiz, der ihr wegen ihrer Einfarbigkeit fehlt, und so kommt es, daß mir Penna verde besser gefallen hat, als die Penna, obgleich die Lage weniger frappant, und die Aussicht weniger umfassend und großartig ist. Aber schlecht gehalten, verfallen und verwildert ist es so sehr, wie nur eine große Anlage sein kann, an der der Besitzer keine Freude hat. Der Weg dahin, an Sitiais vorbei, das ebenfalls dem Marquis Saldanha gehört und öffentlich ist, windet sich unter prächtigen Kastanienbäumen hinauf. Aber der schönste Punkt in Cintra ist vielleicht der, wo der englische Gasthof liegt, den ich bewohne, und der eine Commandite von dem zu Lissabon ist. Hier kann man sich wirklich für ein Paar Minuten in das lieblichste Alpenthal versetzt wähnen! eine schroffe

Felswand, rieselnde Quellen, üppige Bäume, eine starke, frische Natur. Doch so wie man den Blick nicht auf den einen Punkt gefesselt hält, und ihn zur Seite wendet, so gewahrt man in den großen Citronengärten die Fülle der südlichen Vegetation und die Nachlässigkeit, mit der hier jeder Zweig des Landbaus betrieben wird; denn mit alten dürren Aesten, von Unkraut umwuchert, von Schlingpflanzen halb erstickt, ungereinigt, ungepflegt, stehen die edlen Bäume ganz verwildert da, und tragen nicht die Hälfte von dem, was sie bei einiger Aufmerksamkeit tragen würden. Das hält indessen die Nachtigallen nicht ab in ihnen zu flöten, und die Johanniswürmchen in ihnen zu leuchten. Was der Mensch vernachlässigt, dessen erbarmt sich die Natur erst recht! aber es geht mir durchs Herz, wenn ich die schöne Erde so vernachlässigt sehe, die doch hier gleichsam nur ein gutes Wort begehrt, um dem Menschen ihre herrlichsten Gaben zu spenden. — Es thut Lissabon Schaden, daß ich aus Andalusien komme. Käm' ich aus Deutschland oder England direct her, so ist keine Frage, daß es einen viel stärkern Eindruck machen müßte. Jetzt kommt es mir im Vergleich zu Andalusien bereits nordisch vor, und der Norden ohne Cultur ist etwas gar Trübseliges. Und wie man hier bis ans Weltende verschlagen

ist, und gar nicht zu Lande umkehren kann! nur immer Wasserreisen, die unbehaglich und gefährlich sind! An die Entfernung, die uns trennt darf ich nicht denken.... dann sinkt mir das Herz. Bin ich nur erst wieder in Deutschland, so werd ich auch nicht mehr herausgehen — für's Erste! — —

Sechs und dreißigster Reisebrief.

Cintra, 9. Junius 1841.

Heute früh war ich im Schloß, das sehr alt und wunderlich gebaut ist. Zwei ungeheure, kegelförmige Thürme überragen es, die aber nicht Thürme, sondern Küchenschornsteine sind. Das kleine Zimmer existirt noch, in welchem König Sebastian den Rath versammelte, bevor er die afrikanische Expedition antrat — die unseligste für Portugal! mit ihr begann es bergab zu gehen, zu stürzen. Der Drang etwas Außerordentliches zu thun ist ein Fluch der auf der Mittelmäßigkeit ruht, und sie in kleinen Verhältnissen lächerlich, in großen, und zwar auf dem Thron, verderblich macht. Die Mittelmäßigkeit ist von der Passion behaftet sich hervorzuthun, und das läuft immer unglückselig ab. Die deutschen Herrn, die bei dem König sind, zeigten mir das ganze Schloß,

in dem einige recht schöne Säle sind, die Empfangsgallerie, der runde Saal, an dessen Plafond die Wappen der alten portugiesischen Adelsfamilien gemalt sind, das Speisezimmer, dessen Plafond mit Elstern übersäet ist, welche sämmtlich mit einem Zettel im Schnabel gemalt sind, auf dem auf portugiesisch: „Nichts für ungut!“ steht. Diese Worte hat ein König zu seiner Gemalin gesagt, als sie in das Zimmer tretend ihn überraschte wie er eine hübsche Hofdame küßte, und aus Rache hat die Königin sie in dieser Weise verewigen lassen. Uebrigens kann man sich nichts Einfacheres, im Grunde nichts Aermlicheres vorstellen, als die Einrichtung des Schlosses. Jedes Meuble wird aus dem Palast von Necessidades durch Galegos hergetragen; deshalb beschränkt man sich auf das Nothwendige, und ich bin sehr erstaunt, daß Könige wirklich im Stande sind, sich so ungemein zu beschränken. Nicht ein elegantes Meuble, nicht ein Kunstwerk! nicht irgend etwas von den tausend niedlichen Kleinigkeiten, an die man jetzt so sehr gewöhnt ist! nicht ein einziger bequemer Lehnstuhl! König und Königin haben fein bürgerlich ein Schlafzimmer. Im Kabinet der Königin steht ihr Schreibtisch so, daß sie das Licht im Rücken hat, wenn sie davor sitzt — daraus schließ ich, daß es nicht oft geschieht. Ein Presse-papier

von dunkelrothem Sammet, mit zwei reizenden Miniaturen, die Kinder des Königs Leopold, war das einzige Niedliche und Elegante in dem ganzen Kabinet. Das Zimmer des Königs ist noch einfacher. Nichts steht drin als Stühle und ein großer Schreibtisch, an dem er zeichnet und radirt, und der deshalb auch besser gestellt ist. Daneben steht der Stickrahm der Königin mit einer eingespannten Tapisserie in Wolle; und da verleben sie ihre Tage, so schlicht, so bürgerlich wie möglich, und die beiden Prinzen, herzig nette Kinder, spielen um sie her. Solche Existenz mag vielleicht nicht unglücklich sein, Manche mögen sie ihrer Einfachheit wegen loben und bewundern; in meinen Augen entspricht sie zu wenig der Bestimmung der Könige um mir zu gefallen. Wer einmal Königin ist muß andre Dinge zu thun haben, als das Leben am Stickrahm zu versitzen, was eine leibverkrümmende und geistverdummende Beschäftigung ist, sobald man seine Tage damit ausfüllt; und wenn man's nicht hat, nicht haben kann, so ist eben die Stellung schief und die Lage verfehlt, und ich beklage eine solche Königin ebensosehr, als ich die Bürgersfrau beklagen würde, die keine Hauswirthschaft hat, in der sie thätig sein kann. Was nun das Familienleben betrifft — wol dem, der darin seine volle, ungetrübte Befriedigung

findet, und der sich mit Herz und Seele darin versenken, und darüber äußere Sorgen und Plagen vergessen kann! nur ist für mich dies beständige, dies minütliche Beisammensein dermaßen beängstigend, daß ich nicht begreife, wie zwei Menschen es auf die Dauer ertragen können. Ich glaube Jean Paul sagt: „Theile Alles mit deinem Freunde, nur nicht dein Zimmer.“ Wie viel weniger mit einem Mann! Mann und Frau müssen Theilnahme für ihre gegenseitigen Beschäftigungen haben, aber nicht sie alle theilen wollen. Der Schreibtisch in dem einen Zimmer und der Stickrahm in dem andern, wird die Herzen nicht trennen, die wirklich in Liebe verbunden sind. Ich glaube die liebenswürdigste Frau kann ihrem Mann unerträglich werden, wenn sie sich an seine Seite schmiedet. Man will doch kommen und gehen, doch sich bewegen und regen dürfen, ohne daß zwei Augen oder zwei Lippen fragen: wohin und woher? warum und wozu? Und wenn sie nicht fragen, wenn sie nur so da sitzen, ohne Theilnahme, aus Gewohnheit — dann ist es ja ganz und gar unnütz. Mein Heiland! wenn nicht Jeder für sich ein wenig geht und hört und denkt und spricht, wovon sollen dann die Zwei miteinander reden? wie sollen sie es anfangen um einigen Wechsel in die Monotonie des täglichen Lebens

zu bringen? Am bewundernswerthesten find' ich es, daß hier zwei Personen dieselbe Neigung zum beständigen Beisammensein zu haben scheinen, oder daß wenigstens die eine sich durchaus der Neigung der andern fügt. Das weiß ich wol: ich hielt es nicht aus! ich sagte ganz gewiß über kurz oder lang: „Bitte, nun geh!“ und das ist ebenso unerfreulich zu sagen als zu hören. Uebrigens giebt es auch stille ruhige Seelen, denen nichts zur Last wird, weil sie Alles von Anfang an mit Gleichmuth hinnehmen, und weil sie nicht die Uebergänge von Jubel zur Abspannung kennen; für die mag eine solche Existenz ganz beglückend sein .... und ich gönne sie ihnen von Herzen. Das Schloß von Cintra hat keinen Garten, keine Promenaden. Eine ganz kahle Terrasse befindet sich vor den Zimmern der kleinen Prinzen, und ist grade so groß, daß sie ein wenig herumlaufen und die frische Luft genießen können, ohne in den Hof hinab gehen zu müssen. Sowol dies Schloß als der Ajuda Palast lassen nicht die geringste Betrübniß in mir aufkommen, daß meine Zeit zu kurz ist um Mafra zu besuchen, welches einst, gleich dem Escurial königliche Residenz, Kirche, Kloster und Bibliothek war, aber jetzt verödet und verfallend daliegt, und keinen Ersatz für die mühselige Fahrt von vier Meilen auf schlechten Wegen

darbietet, als den Anblick eines ganz kolossalen Steinhaufens. Man sieht ihn von hier am Rande des Horizontes sich erheben. Ich forsche und frage immer nach Kunstwerken, nach Gemälden, Sculpturen; doch umsonst! es existiren keine. Vielleicht ist vieles der Art in dem Erdbeben von 1755 untergegangen, das ja einen Schaden von mehr als sieben hundert Millionen Thalern gemacht haben soll, und dreißig Tausend Menschen verschlungen hat. Portugal ist seitdem zu sehr in finanzieller Zerrüttung gewesen, um viel für die Ausbildung der Künstler thun, oder deren Mangel durch die Werke der Fremden ersetzen zu können. Man mag auch im Allgemeinen weniger Sinn und Liebhaberei für die bildende Kunst, als für die Musik haben, die sich mit lebhaftem Interesse für die italienische Oper und das Ballet aussprechen. Trotz aller politischen Revolutionen, trotz Bürger- und Bruderkrieg, haben sie nie aufgehört ihre Triller und Rouladen, und ihre Pirouetten und Entrechats zwischen das Getümmel militärischer Evolutionen, den Donner der Kanonen, und die Seufzer der Eingekerkerten, Verfolgten und Verbannten zu werfen. In Coimbra, der Universität des Landes, hat man eben jetzt einen Lehrer für die deutsche Literatur angestellt. Ob die den Portugiesen sonderlich behagen wird? Indessen ist's der An-

erkennung werth, daß man die geistigen Interessen auf jede Weise zu heben und zu fördern sucht, die Besoldung neuer Lehrer nicht scheut, und daß man überhaupt nicht das Vermögen eingezogen hat, welches dergleichen Stiftungen zu besitzen pflegen. Eine Reise nach Coimbra ist mit größern Unbequemlichkeiten und Mühsalen verknüpft, als eine Reise von England nach Amerika, und doch ist es nur dreißig Meilen von Lissabon entfernt! allein der gänzliche Mangel aller Wege, aller Sicherheit, aller Bequemlichkeit, macht sie zu einer höchst unsichern Expedition, zu der man neun Tage, und was weiß ich für Vorkehrungen und Anstalten nöthig hat. Hier reitet man viel auf Eseln, die ganz ordentlich gesattelt und gezäumt werden, und einen ziemlich raschen Trab laufen, der nicht allzu unbequem ist, weil die Thiere größer sind als bei uns. In der Frühe regnete es heute sehr stark, und es war so kühl, daß mich fröstelte — seit langer Zeit zum ersten Mal. Doch gegen Mittag hatte nicht nur der Regen aufgehört, sondern der schönsten, leichtesten Luft Platz gemacht und dem glänzendsten Himmel, welche alle Feuchtigkeit schnell verzehrten und den scharfen Sonnenstral lieblich temperirten. Wir machten einen großen Spazierritt zum sogenannten Korkkloster hinauf und über das freundliche Dorf

Collares wieder zurück. Der Oberst und unsre übrige Reisegesellschaft, mit der wir seit Sevilla zusammen gewesen, sind vorgestern mit dem Braganza nach England gegangen. Wie die Menschen auf Reisen zusammengewirbelt werden! fremd in fremden Ländern lernt man sich kennen, verlebt Tage und Zustände mit einander, welche ohne Analogie mit denen des gewohnten Alltaglebens sind, sieht sich in Situationen, welche nie wiederkehren, nimmt Theil an den kleinen guten und bösen Schicksalen, die auf Reisen all' Augenblick wechseln, geht traulicher miteinander um als man sonst im gewöhnlichen Gleise des geselligen Lebens zu thun pflegt — und trennt sich dann plötzlich mit der großen Wahrscheinlichkeit sich nie wiederzusehen. Aber dem Obersten werd' ich doch wol noch in der Welt irgendwo begegnen — und das soll mich immer freuen! — Jetzt haben sich wieder zwei Engländer an uns geschlossen, Vater und Sohn, die aus ihrem heimatlichen Yorkshire zu Schiff nach Lissabon gekommen, zum ersten Mal auf dem Festlande sind, und ihrer Bewunderung kein Ende finden. Der Sohn weniger, denn er ist außerordentlich leidend, und Krankheit stumpft ab; aber der Vater. Es ist mir angenehm einen ältlichen Mann zu sehen, der so wenig kennt, und der sich nicht scheut Erstaunen

und Bewunderung unbefangen auszusprechen. Er hat nie eine Nachtigall gehört, nie ein Johanniswürmchen gesehen — es giebt keine im Yorkshire! und so tausend Dinge Ich komme mir selbst recht uralt neben ihm vor, recht welterfahren, recht wichtig. Sagen zu dürfen: „Geben Sie Acht! das ist die Nachtigall!“ — ist ein großes Vergnügen. Ach ja! wenn ich, so wie jetzt, daran denke, so mach' ich mich über mich selbst lustig, das versteht sich! aber dennoch, liebste Emy, ist es recht merkwürdig, wie dem Menschen nichts so angenehm ist, als sich einem andern überlegen zu fühlen, wenn auch nur durch die Bekanntschaft mit der Nachtigall. — Wir ritten anfangs auf dem schönen schattigen Wege von Penna verde unter dem grünen Laubengang der Kastanienbäume; aber bald mußten wir den ziemlich ungebahnten Felsenpfad einschlagen, der sich wie im Hochgebirge über und durch Geröll und Trümmer von Kalkfelsen emporwindet, und den die Esel wie Ziegen erkletterten. Es mogte anderthalb Stunden währen, bis wir das Korkkloster erreichten, das oben auf dem Kamm des Höhenzuges in einer wahren Felsenwildniß liegt. Kapuziner haben es ehedem bewohnt; jetzt ist's verödet, und nur ein lahmer Wächter versieht das Pförtneramt. Es ist grausig — dies Kloster! stellen Sie Sich kein Ge=

bäude vor! so armselig ein solches wäre, würd' es doch einigermaßen für menschliche Bedürfnisse eingerichtet sein! Nein! die einzelnen Nischen oder Hölen, welche von den übereinandergerollten oder zerklufteten Felsblöcken gebildet sind, haben die Mönche in Zellen verwandelt indem sie die innern Wände gegen die Feuchtigkeit mit Kork bedeckten, und einiges Gemäuer von Wänden und Gängen verbindet diese Zellen, und macht aus ihnen eine schauderhafte Aglomeration von Räumen, die durch Finsterniß, Enge, Luftmangel, Unsauberkeit, viel mehr Aehnlichkeit mit Viehställen als mit menschlichen Wohnungen haben. Gebückt muß man sich durch die schmalen niedrigen Gänge drängen; gebückt in die Thürlöcher hineinkriechen, gebückt gehen und stehen. In eine Zelle, die etwas heller als die übrigen war, guckte ich hinein — sie war grade hell genug um mir die Wände schwarz tapeziert von Ungeziefer zu zeigen. Gebieterisch verlangte ich hinaus aus diesem ekelhaften Ort, der mir nichts einflößte als den unüberwindlichsten Abscheu. Wie ist es möglich, daß Menschen wähnen können, sie wären Gott wohlgefällig wenn sie lebten wie das Vieh. Hat er denn nicht genug Thiere geschaffen ohne daß der Mensch sich zu verthieren braucht? Ich glaube, daß der, der sich freiwillig zu einer solchen Existenz entschließt,

eine starke thierische Beimischung in seiner Organisation haben muß, eine Unbeweglichkeit des Geistes, eine Schwerfälligkeit der Sinne, eine Stumpfheit der Empfindung, welche ihn gefühllos machen gegen Martern, vor denen fein organisirte Creaturen zurückbeben. Ich muß gestehen, ich begreife viel eher die Alten, welche sich zu ihren heiligen Festen schmückten und salbten und mit Blumen bekränzten um auch den Körper so schön und festlich wie möglich im Tempel darzustellen, als jene Mißgeburten der christlichen Ascetik; und ich bin fest davon überzeugt, daß Gott gewaschene Hände, wenn sie zum vertrauenvollen Gebet sich falten, lieber hat als ungewaschene. Können Sie Sich wol einen solchen Zustand vorstellen, wie den hier oben, auf der Spitze eines Felsens, in Hölen wohnend, ohne Garten zu bestellen, ohne Feld zu bebauen, ohne Kranke zu pflegen, ohne Kinder zu unterrichten, ohne Bibliothek, ohne irgend ein Mittel den Geist anzufrischen, die Seele zu stärken, einzig und allein auf die eigenen Gedanken angewiesen? Können Sie Sich vorstellen, daß man so lebt, Tage und Jahre hindurch, ohne den Verstand zu verlieren oder in Stupidität zu versinken? daß die Seele Elasticität genug behält, um sich aus der Apathie, in welche sie nothwendig aus Mangel an Thätigkeit und Be-

schäftigung versinken muß, stark und freudig zu großen Gedanken, zu feurigen Gebeten emporzuschwingen? Ich kann es nicht; weder für mich, noch für andre! — O, eine Zelle zu haben, oben auf dem Berge, dem Meer gegenüber, abgeschieden vom Getümmel; und dahin sich zu flüchten auf zwei oder drei Tage, und ungestört, unverwirrt, gleichsam von oben herab, die menschlichen Verhältnisse und Schicksale zu betrachten, und sich in der frischen Atmosphäre das Herz abzubaden vom Staub der Welt, und gute Gedanken auszudenken, und gute Entschlüsse fest zu machen, bei denen man so leicht da unten gestört wird; ja, das mag eine große Erquikkung sein. Aber dann muß man doch wieder herab, zu Seinesgleichen, leben und leiden und lieben wie sie und mit ihnen, und den Pulsschlag Aller im eignen Leben fühlen! O liebes Herz, ich will mich ja sehr gern zu Tode leben, doch nicht zur Stupidität oder Thierheit! und lieber will ich mich zwischen den Menschen todt bluten, als solche Existenz führen in der ich vergesse, daß ich ein Mensch bin. Außerhalb des Klosterbezirks war es aber gar schön droben — wieder urweltlich, eine wilde, starke, einsame Natur; hier der Höhenzug, eine schroffe, kahle Felsformation; dort, das Meer, weiter, größer, als das Aug' es zu überschauen vermogte; und unten

das Land, grün und mit Hügeln gewellt, wie ein großer Gottesacker. Von keiner Aussicht, auf keinem Punkt verändert es seinen melancholischen Character, doch ohne je finster zu werden. Es lächelt immer, es lacht nie. Wir ritten noch eine Strecke auf dem Bergrücken fort, und dann nach Collares herab, das am Abhang liegt und eine große Menge freundlicher Quintas hat. Unser Reisegefährte aus dem Omnibus hatte uns gestern Abend besucht und uns eine Empfehlung für eine der schönsten Quintas in Collares gegeben, zu der wir dann auch sofort Zutritt erhielten. Aber all diese Landhäuser sammt ihren Gärten sind viel hübscher in einiger Entfernung als in der Nähe. Hier war der Garten sehr groß und recht gut gehalten, mit prächtigen, schattenreichen Bäumen, doch sonderbar angelegt, halb spielerisch, halb steif, so daß es einem nicht wohl drin wird. Der Heimweg von Collares nach Cintra ist schöner als alle diese Gärten! Am Fuß des Berges läuft die Straße, aber doch in einer gewissen Höhe, welche den freien Blick auf die Ebene gestattet, die zur Linken ihr grünes Kleid ausbreitet, worauf Citronenhaine, Landhäuser und Gärten wie einzelne Sträuße geworfen sind; — während zur Rechten die Kastanien eine ununterbrochene Guirlande bilden, hinter denen die heißen nackten Felsen aufwärts klimmen.

Anmuthig schlängelte sich die Straße, wurde bald enger, bald breiter, stieg hier und senkte sich dort, vertiefte sich zuweilen in den Kastanienwald und trat dann plötzlich an eine Quinta heran. Die, welche dem Herzog von Beckford gehört und Monserrat heißt, liegt ganz einsam auf dem Plateau eines grünen Hügels, und besteht aus einem einzigen stattlichen Schloß, ohne Garten, ohne Nebengebäude; nur einzelne Baumgruppen stehen umher. Das macht sich wunderschön — wenigstens hier. Der Erbauer hat verstanden seine Schöpfung in Einklang mit der ganzen Landschaft zu bringen, und ihr den Character der Abgeschiedenheit zu bewahren. Mitunter war der Weg so schmal, daß wir uns in das Gebüsch drängen mußten, um den famösen quiekenden Ochsenkarren Platz zu machen, die mit Steinen oder Reisig beladen, langsam daherzogen, und sich viertelmeilenweit ankündigten. Sobald dies schauderhafte Gepfeife begann, versuchte mein Esel jedes Mal Reißaus zu nehmen, was ich ihm gar nicht verdachte. Die zahlreichen Windmühlen oberhalb Collares drehen sich ebenfalls mit einem ähnlichen widerwärtigen Ton, und sollen absichtlich so eingerichtet sein um dem Müller anzuzeigen, ob sie gehen oder stillstehen. All diese musizirenden Einrichtungen machen mir den Effect von Kinderspiel-

zeug, und ich finde das Klappern unsrer Windmühlen besser, denn es thut denselben Dienst, zerreißt nicht die Nerven, und macht nicht die Esel scheu. Wir kamen um drei Uhr in unsre freundliche kühle Cottage zurück, die durch die nahe Felsenwand gegen die Mittagssonne geschützt ist. Es war sehr heiß worden, und die Promenade hatte über vier Stunden gedauert. Die Sonne broncirt hier förmlich die Haut. Das Volk hat eine ganz besondre Färbung, und ich fange auch schon an mich mit gewissen südländischen Nüancen des Colorits zu schmücken. Die Handschuh behalt' ich schon an; doch ums Gelenk sie zuzuknöpfen — das ist bei der Hitze unaushaltbar! sie verschieben sich, und die Sonne hat mir recht hübsche braune Armringe gebrannt, die ich als Trophäen meiner Wanderzüge — fast hätt' ich gesagt: nach Europa, zurückbringen werde. Um fünf Uhr geht der Omnibus nach Lissabon ab, und ich verlasse Cintra auf Nimmerwiedersehen. Morgen ist die Frohnleichnamsprozession, die ich nicht versäumen darf. Ich werde das Volk dabei versammelt sehen, und das ist das einzige Vergnügen, welches ich mir davon verspreche, denn durch Pomp und Mangel an Andacht wird sie doch nicht die römischen Ceremonien übertreffen. — Und so hab' ich denn nun auch Cintra gesehen!

Ich weiß wirklich nicht, liebe Emy, ob ich sagen soll: „beneiden Sie mich!“ Zuweilen will's mich bedünken, als habe derjenige mehr Vergnügen, der nichts kennt, nichts gesehen hat, und sich die ganze Welt nach Gutdünken ausmalen und mit seinen Imaginationen bevölkern kann. Das kann ich nicht mehr, und die Beschränkung des Spielraums für die Phantasie ist ein Verlust, von dem es fraglich ist, ob er durch die Erkenntniß der Realität aufgewogen wird. — Gott behüte Sie, liebe Seele! ich denk' an Sie am Tajo wie an der Ostsee

Sieben und dreißigster Reisebrief.

Lissabon, 10. Junius 1841.

Gestern Abend um halb neun Uhr hatte mich der Omnibus wohlbehalten und in sehr guter Gesellschaft hieher zurückgebracht, mein liebes Louischen. Die beiden Tage in Cintra waren sehr angenehm, doch ein wenig ermüdend gewesen! immer im Freien und in steter Bewegung, hätte ich wol gewünscht mich heute ein wenig ausruhen zu dürfen — doch unmöglich! Ich hatte nur grade Zeit mein rosenfarbenes Bett zu verlassen um in die Prozession, oder vielmehr ihr voran zu springen. Du verwunderst Dich wol über das rosenfarbene Bett? ja, stell Dir vor! rosenfarbene Vorhänge, und obenein von Flor, so leicht und luftig wie möglich, der Hitze — und doch undurchdringlich, der Mücken wegen. Die Königin hat in ihrem Schlafzimmer Vorhänge von

himmelblauem Flor; das ist doch den Augen angenehm und gefiel mir weit besser. Nun, ich kroch wie eine sehr schläfrige Aurora aus meinen Rosenwolken heraus, und der Prediger der deutschen protestantischen Gemeinde, der von der größten Gefälligkeit für mich ist, kam uns abzuholen, und führte uns in ein portugiesisches Haus, der Sé grade gegenüber, aus deren Portal die Prozession hervorgehen sollte. Den Anfang der Ceremonie hatten wir schon versäumt, nämlich die Ankunft von König und Königin im Staatswagen. Jetzt war große Messe; nach deren Beendigung sollte sich der Zug in Bewegung setzen, und die Königin während seiner ganzen Dauer auf der Tribüne bleiben, die von Außen neben dem Portal der Sé errichtet, und mit einem sehr breiten Baldachin überspannt war. Die Fenster aller Häuser, an denen die Prozession vorbeiging, waren mit rothem Stoff bekleidet und gepfropft voll Menschen, mehr Neugierige als Andächtige! die Frauen aufs Zierlichste geschmückt und nach der französischen Mode gekleidet. Die Tochter des Hauses, das mich gastfreundlich aufnahm, ein funfzehnjähriges Mädchen, ist die schönste Person, die ich auf dieser Reise gesehen, mit ihren Augen von schwarzen Diamanten und ihren Marmorzügen. Die Mutter muß eben so schön gewesen sein! Die freund-

lich unbefangenen Manieren der Südländerinnen erfreuten mich wieder gar sehr bei ihr, denn obgleich sie nur portugiesisch sprach, und ich ihr nur in sehr elendem Spanisch antworten konnte, so wußte sie doch mich ganz behaglich in ihrem Hause zu machen. Eine lange Reihe von Zimmern war geöffnet, und es wimmelte drin von Menschen, meistentheils Portugiesen, einige Deutsche, die hier ansässig sind, und einige Engländer. Die Deutschen sind so zahlreich, daß sie eine eigene Gemeinde bilden; hauptsächlich sind es Kaufleute, dann Handwerker, Militär, und einige Gelehrte. Endlich existirt hier auch noch deutsches Gesindel, das ehedem zu Don Pedros Heer gehört hat, aber jetzt eine fatale Gesellschaft bildet, mit der die gute nichts zu thun haben mag. Die Kaufleute sind meistens schon in der zweiten und dritten Generation hier etablirt, und durch Verkehr und Verheirathung mit Portugiesinnen fast nationalisirt; doch kennt und spricht man immer noch die deutsche Sprache, interessirt sich für deutsche Literatur, und es war mir recht überraschend, daß meine kleinen Bücher bis hieher gedrungen sind. Ebenso frappirten mich die Namen von deutschen adligen Familien, Oynhausen, Wiederhold, die hier ganz wie portugiesische existiren. Als in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Portugal zur Leitung

seiner Kriegsmacht die Grafen von der Lippe und von Waldeck nach einander aus Deutschland berief und an die Spitze des Heeres stellte, sind mehre Deutsche von Adel mit jenen Herrn nach Portugal gegangen und haben sich in Lissabon verheirathet und ganz und gar niedergelassen. Eine Gräfin Oynhausen nimmt einen Platz in der portugiesischen Literatur ein, indem sie Wielands Oberon ins Portugiesische übersetzt hat. Ich konnte mir alles Mögliche erzählen, und Personen und Namen nennen lassen, denn es dauerte lange bis die große Messe beendet war und die Prozession ihren Anfang nahm. Dieser Anfang war denn aber so einzig possierlich, daß er all' meine Erwartungen übertraf. Neger eröffneten den Zug! sie trugen feuerfarbene Gewänder und bliesen die Trompete wie Engel des jüngsten Gerichts. Wenn Amphion durch seine himmlischen Melodien die Steine zu Mauern aufbaute, so ist es unbegreiflich daß die Mauern vor diesen Tönen nicht in Schutthaufen zerfielen! Jeder Musiker stieß in die Trompete so gut er konnte, nämlich mit aller Kraft seiner Lunge; sonst ließ er sich auf nichts weiter ein, weder auf Takt noch auf Melodie. Jeder blies bis ihm der Athem ausging, und bis ihm die Augen aus dem Kopf zu treten drohten. Der Eine hielt es länger aus, als der Andre, dann machte

er eine Pause von willkürlicher Länge, und hub auch willkürlich wieder an zu trompeten — grade wie Kinder es machen! Hinter den Mohren erschien hoch zu Roß der Ritter Sanct Georg, Schutzpatron des Castels. Der Schutzpatron der Stadt ist St. Antonius, den man von Padua zu nennen pflegt, der aber hier geboren ist, und bei den jungen Mädchen in ganz besonderer Verehrung steht — denn er verschafft ihnen Männer. Mir däucht, er hätte eben so gut figuriren dürfen, als Sanct Georg! aber die Prozession besteht aus lauter Männern, und die fürchten vielleicht seinen Einfluß. Genug, Sanct Georg erschien zu Roß, in silbernen Stiefeln, im goldgestickten Sammetmantel, im diamantenbesetzten Hut — eine hölzerne Puppe, die bei jedem Schritt des Pferdes widerlich von einer Seite zur andern wackelte, wie eine ungeschickte Marionette. Früher hat ihm — ich meine, der Herzog von Carvalho seinen Hut geborgt, welcher dermaßen mit Diamanten besäet gewesen ist, daß man die Farbe des Sammet nicht hat erkennen können; doch seitdem die Mönche nicht mehr da sind um dem Herzog zu expliziren, wie segenbringend diese Handlung für ihn ist, muß sich Sanct Georg mit seinem eigenen, schlichtern Hut begnügen. Sein schön geschmückter Page folgte ihm, ein Knäbchen, das sich zu Pferde

sehr zu ängstigen schien, denn zwei Kirchendiener gingen neben ihm und hielten ihn fest. Dann folgten viele schöne und sehr geschmückte Pferde, sämmtlich aus dem königlichen Marstall, und von Stalldienern in großer Livree am Zügel geführt. Dieser erste Aufzug war vollkommen wie bei einer Maskerade, und der einzige amüsante. Auf Andacht hatte ich natürlich gar nicht gerechnet, jedoch auf Pomp. Auch der fand nicht statt! Ohne Schmuck der Fahnen und Bilder und Blumen, defilirten die einzelnen Corporationen und Kirchspiele, unordentlich, in unregelmäßigen Zwischenräumen, mit erlöschenden Kerzen, matt, kühl, grau. Soldaten bildeten ein Spalier, durch das Niemand dringen durfte um den Zug nicht zu stören — Niemand! aber die Hunde, die verwilderten Thiere, die sich überall einfinden und gewohnt sind nach Gutdünken umher zu laufen, ließen sich durch ein Paar Kolbenstöße nicht abweisen, fanden vermuthlich den breiten Weg zwischen dem aufgestellten Spalier sehr bequem zu ihren Evolutionen, und rannten oder schlichen darauf fort, je nachdem es ihnen einfiel. Diese Hunde kommen mir in ihrer gespenstischen Wildheit vor, wie das fahle Pferd in der Apokalypse! ihre Existenz hier hat etwas Unheimliches, Unheilverkündendes. Die Eingebornen mögen sie kaum bemerken;

ich gestehe, daß sie meine Aufmerksamkeit vielleicht über Gebühr fesseln, denn sie bringen etwas vollkommen Uneuropäisches hieher. Diese Prozession, von wilden Hunden durchkreuzt, ist wirklich ein Sinnbild der konfusen, wand- und bandlosen Zustände von Portugal, denen immer und überall das Eine, was jedem Lande Noth thut, fehlt: Ordnung! — Menschen, wie gesagt, durften nicht das Spalier durchbrechen. Sie wogten hinter den Soldaten, zu beiden Seiten Kopf an Kopf, nicht mehr noch minder neugierig, als man es überall bei allen öffentlichen Ceremonien, wo es etwas zu sehen giebt, gewahr werden kann. Der Zug wurde beschlossen durch den Baldachin, den der König mit sieben der vornehmsten Herrn, über dem Erzbischof hielt, der in großem Ornat war und die Monstranz trug. Ehedem hieß das Haupt der Geistlichkeit Kardinal-Patriarch von Portugal; dem gegenwärtigen fehlt noch die Bestätigung des Papstes zu dieser Würde. Als der vorige gestorben ist, hat eine große Partei den Wunsch ausgesprochen, eine Reformation in den Zuständen der Kirche und Geistlichkeit vorzunehmen und eine lusitanische Kirche, etwa nach dem Vorbild der anglikanischen, unabhängig vom päpstlichen Stuhl zu stiften. Allein die Königin hat sich nicht darauf eingelassen. In politischer Beziehung mögte

eine solche Absonderung nützlich sein; in religiöser schwerlich! da thun die Reformationen nicht viel Gutes: sie verändern die äußern Formen, nach Menschenart! das innere Wesen zu verändern steht nicht in ihrer Macht. Und indem sie eine Autorität antasten und erschüttern, berauben sie sich des Rechtes auf eine andre zu fußen. Thun sie es dennoch, so verfallen sie in Willkür, grade wie diejenigen gethan, welche zu reformiren sie sich bemühen. Ich denke nicht, daß die anglikanische Kirche mit ihrer starren Orthodoxie und ihrem beschränkten Methodismus dem Heil der Seelen förderlicher ist, als die katholische Kirche; allein der Macht der englischen Könige ist sie es allerdings gewesen. — Der König Don Fernando sieht recht hübsch aus, groß, schlank, blond, ganz deutsch. Er und alle Herrn waren in großer Uniform, besternt und bebändert, mit entblößtem Haupt, und trugen über den Schultern kleine Mäntel von weißem tulle und besondrem Schnitt, in der Art wie unsre Pelerinen — was recht drollig aussah über den Epaulettes. Wenn der König und seine sieben Gefährten des Tragens müde waren, so wechselten sie ab mit acht andern Herrn, und wanderten alsdann mit Kerzen hinterdrein. Da die Prozession doch wol zwei Stunden dauern mag und durch bergige Straßen zieht,

so mag es recht mühselig sein den großen schweren Baldachin auf hohen goldnen Stangen zu tragen. Die Königin sitzt während der Zeit in der äußern Tribüne. Die Entfernung war zu groß, als daß ich mehr von ihr hätte sehen können als ihre Figur, die weißgekleidet und ganz enorm stark war. Die Kaiserin war nicht gegenwärtig, sondern gestern Abend nach Cintra gefahren. Auch mehre Herrn hatten dasselbe gethan, um sich von der Theilnahme an der Prozession zu dispensiren. Die Kaiserin soll allgemein geliebt werden — eine Auszeichnung, die nur ihr zu Theil wird. Die Portugiesen mögen keine Ausländer, mögen nicht diesen König, mogten nicht Don Augusto — vielleicht weil sie bei den Ausländern fremdes Interesse und fremde Einflüsse argwohnen und hassen. Die Kaiserin in ihrer tiefen Abgeschiedenheit, giebt freilich dazu keine Veranlassung, und lebt nur für die Erziehung ihres einzigen Kindes und für Werke der Barmherzigkeit. Sie soll sehr liebenswürdig für Fremde sein; — aber was sollt' ich bei ihr? ich konnte ihr doch unmöglich sagen, wie sehr es mich jammert, daß jung und schön und geistreich wie sie ist, sie in diese einsame Wildniß verschlagen ward; — und wo es sich nicht schickt zu sagen, was ich sagen mögte, da bleib' ich fort, mein liebes Louischen. Die Königin

soll ohne alle Anmuth und Huld in ihrer äußern Erscheinung sein, und so wenig die Unterhaltung lieben, daß sie nur mit denjenigen Personen spricht, welche sie seit einer Reihe von Jahren kennt. — Mit der Rückkehr des Königs in die Sé ist die Ceremonie zu Ende, und König und Königin fuhren in einem prächtigen Staatswagen, mit sechs prächtigen Schimmeln in Geschirr von hellblauem Sammet und Gold, nach dem Schloß von Necessidades zurück. Ein zweiter Wagen mit sechs Braunen in roth und goldnem Geschirr folgte mit ihren Damen, und ein Paar ganz gewöhnliche Cejen beschlossen den Zug. Das Volk gaffte stumm. Die Frohnleichnamsprozession zu Lissabon ist weder merkwürdig, noch feierlich, noch prächtig, noch imposant, und wären nicht viele Tausende von Zuschauern auf den Beinen, welche die Fenster, Straßen und Plätze füllten, so wär' im Grunde gar nichts an ihr zu sehen, weil ihr gänzlich der kirchliche Pomp, Mönche, Brüderschaften, mit einem Wort, das Uebergewicht der Geistlichkeit fehlt. Die Rückfahrt der Königin sah ich nicht mehr in dem angenehmen portugiesischen Hause, sondern in einem deutschen, wo ebenfalls eine Masse Menschen war, und wo es zum Schluß des Festes Bonbon gab. Ich bin die erste Deutsche, welche je ohne andern Zweck als den des

Reisens hieher gekommen ist, und ich kann es den Menschen nicht verargen, wenn sie darüber ein wenig verwundert waren. Aber in dem ersten Hause sahen sie nicht so verwundert aus — und das war mir angenehmer. — Man hatte mir gesagt, Abends würde große Oper und die Königin mit dem ganzen Hof in der Vorstellung sein. Aber grad' umgekehrt ist dies einer der wenigen hohen Festtage, an denen die sämmtlichen Theater geschlossen bleiben, und statt in die Oper zu gehen, fuhren wir nach Almada hinüber. Mit dem Dampfboot ist man in einer Viertelstunde drüben. Am Morgen war es sehr heiß gewesen; jetzt wurde es so stürmisch und kühl, daß ich sehr gut mein Shawl brauchen konnte. Es regnete auch etwas; indessen die Wolken verschwinden schnell, und als wir auf einem Aussichtspunkt über Almada standen, war die Beleuchtung so wunderschön gedämpft und dem gegenüberliegenden Ufer so vortheilhaft, wie einzelne lange Lichtstreifen immer sind, die den bedeckten Himmel deshalb zu durchbrechen scheinen, um etwas besonders Schönes herauszuheben und aufs Günstigste darzustellen. Von hier präsentirt sich die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung, die sich aber durchaus nicht in Flachheit verläuft, wie das bei einer großen Stadt in einer Ebene am Fluß der Fall sein würde, denn ihre verschiedenen

hochliegenden Gebäude, ihre mit Kirchen und Kuppeln gekrönten Felsen, ihr Castel, ihre Schlösser und Klöster überragen sie — und nicht etwa terassenartig oder amphitheatralisch! nein! zerstreut, abgerissen, willkürlich! und die glühenden Farben der Abendsonne, welche bald mit vollem Glanz darauf schien, bald gleichsam verstohlen einen heißen Stral darauf warf, machten das Bild so malerisch, so phantastisch, daß es an Originalität seines Gleichen suchen dürfte. Der Tajo ist ebenfalls einzig schön! so nah bei der Mündung und doch so voll und feurig! wie lieb' ich ihn deshalb! er hat die Welt gesehen und ist bekannt worden mit ihren Reizen, aber er hat sich nicht dadurch ermatten lassen, und geht in stolzer Kraft an ihr vorüber und durch sie hin, ungefesselt, ungebändigt, in königlicher Freiheit. Ach wie lieb' ich solche Leute, und wie sehr bedaure ich, daß der Tajo kein Mensch ist. — Höchst anstößig in dem schönen Bilde waren die unzähligen Windmühlen für meine Augen. Ich kenne keine plumperen Maschinen, und da ich aus Norddeutschland her immer gewohnt bin den Mangel an fließendem Wasser mit ihnen in Verbindung zu bringen — ein Mangel, welcher in der Landschaft eben so fühlbar ist, als der an frischer Luft im Zimmer: so kamen sie mir vor wie ein häßlicher Fleck in dem reizenden Ge-

mälde. Ueberdas begreif' ich nicht, wozu sie hier sind, da man ja im Strom genug Wassermühlen anlegen kann, welche viel besser und feiner das Korn zermahlen. Vielleicht sind die Windmühlen ein uralter Gebrauch, und man hat sie deshalb beibehalten, wie man auch statt des Pfluges noch immer einen gekrümmten Haken, von der simpelsten Form beibehält, dessen urahnlicher Typus seinen Ursprung bis zu Abrahams Zeiten hinaufführen kann. — Gute Nacht, liebes Louischen! ich bin todtmüde.

Acht und dreissigster Reisebrief.

Gibraltar, 14. Junius 1841.

Warten müssen oder gejagt werden; — anders geht's nun einmal nicht bei den Dampfbootreisen, Herzensmama! Diesmal wurde ich recht unbehaglich aufgescheucht, als es am Morgen des elften plötzlich hieß: der Royal Tar sei bereits in Lissabon angekommen, und werde nicht am andern Tage, sondern schon Nachmittags um vier Uhr abgehen. Dagegen ist nichts zu machen, wie gegen das Fatum! ich hätte freilich acht Tage länger in Lissabon bleiben können, aber dann auf den Phénizien verzichten müssen, der, so schlecht er ist, doch für das beste Dampfboot zwischen der spanischen und französischen Küste gilt. Ueberdas gesteh' ich, daß Lissabon kein Ort ist, der mich lange fesseln könnte, wie Granada oder Sevilla. Die Lage der Stadt ist höchst originell

und malerisch, und es ist interessant ihre verschiedenen Ansichten aufzusuchen. Ich habe die Aussichtspunkte vom Castel auf der einen — und von der Estrella-Kirche auf der andern Seite der Stadt, endlich jenseits des Flusses von Almada gesehen, und obgleich ich nicht zweifle, daß noch andere und ebenso schöne aufzusuchen sind, so glaube ich doch, daß sie nicht andere Farben, sondern höchstens andere Schattirungen in das Gemälde bringen würden. Das was ich überall suche und liebe, und wodurch die geistige Richtung und Bildung einer Zeit und eines Volkes sich so bestimmt ausspricht: die Kunst — suche ich dort umsonst. Zwei herrliche Gebäude sind da voll Eigenthümlichkeit und Charakter, das eine gothisch, das andere die italienischen Regeln nach dem nationalen Geschmack modelnd, jenes eine ganze, dieses eine halbe Ruine: die Karmeliterkirche und das Kloster von Belem. Die übrigen Gebäude sind entweder zu alt, und deshalb umgebaut und geflickt wie ein alter Mensch, der sich durch falsche Zähne und Perrücke zu helfen sucht, oder sie sind nach dem großen Erdbeben gebaut, theils im Stelzenschritt des vorigen Jahrhunderts, wie der Ajuda-Palast, theils in der vollen nüchternen Majestät des Nutzens, den unsre Zeit liebt, wie die beiden großen kahlen Gebäude: die

Kornhalle und die Oelhalle, in welchen immer gewisse Vorräthe aufgespeichert sein müssen, auf Rechnung der Regierung, für den Fall einer Hungersnoth. Ueber Gemälde habe ich bereits gesprochen; über Sculptur zwar noch nicht — aber aus dem sehr einfachen Grunde, weil ich keine ihrer Werke gefunden. Das Volk endlich, das mich in Spanien so ungemein interessirt hat, daß ich von allem Zauber der Kunst und allen Reizen der Natur immer und immer wieder zu ihm zurückkehrte, um mich mit seinen Gesinnungen, Sitten, Trachten, Gebräuchen zu beschäftigen — das Volk hat in Lissabon nicht jenen unverwischten Stempel ingeborner Eigenthümlichkeit, welche das Auge des Fremden anzieht und fesselt. Ich kann mich wol irren — allein der Eindruck, den es auf mich macht, ist der der Erschlaffung in der Verwilderung. Mir kommt vor, als habe es durch den Verkehr mit der Fremde, worauf das Land durch seine Küstenausdehnung angewiesen ist, nichts gewonnen an Umsicht, Thätigkeit und Geschicklichkeit, und nur die Talente und Tugenden verloren, die jedem Volk wie jedem Individuum eigen sind. Mir kommt vor, als sei es nicht abgeschliffen wie ein Diamant, sondern pulverisirt wie gefärbtes Glas. Portugal ist kein Land, das wie Spanien in jeder Provinz, ja in jeder Stadt,

ein andres Interesse zu schonen und zu pflegen hat, oder das verschiedene Volksstämme besitzt, deren jeder nach seinen uralten Rechten, Gewohnheiten und Traditionen, seinen Fähigkeiten und Gaben gemäß, behandelt sein will. Es ist einzig auf den Handel angewiesen. Das Land soll der Bebauung widerspenstig sein durch Dürre, felsigen Boden und Mangel an künstlicher Bewässerung, und das Volk dem Ackerbau, weil er weniger einträglich ist als der Weinbau, welcher letztere jedoch nicht durchweg gedeiht. Durch die alte Gewohnheit nach den Colonien zu gehen, und in Brasilien und Ostindien Vermögen zu erwerben, ist man der Betriebsamkeit abhold worden, und möchte gern genießen ohne zu arbeiten. Die häufigen Auswanderungen nach anderen Welttheilen haben das Land entvölkert; in allen Provinzen, zu allen Zweigen der Cultur, soll es an Menschen fehlen, und wol auch an gutem Willen um durch Thätigkeit zu ersetzen, was an Zahl mangelt. Auf dem Handel drückt England mit der ganzen Macht seines vernichtenden Uebergewichts. Es soll eine Dampfschiffverbindung zwischen Lissabon und der westlichen Küste von Frankreich unausgesetzt zu hintertreiben wissen, um allein die Hand auf Portugal halten zu können. Früher, als Brasilien noch damit in Verbindung gewesen, haben

die Schiffe aus dem Norden, aus Dänemark, Schweden und Norddeutschland, Lissabon gleichsam wie die erste Station betrachtet, und dort manche Geschäfte gemacht, wenn sie sich dadurch die fernere Reise ersparen konnten; doch jetzt gehen sie direct nach Brasilien, und so verliert Lissabon auch den Zwischenhandel. Es ist kläglich wie leer und still der Hafen ist! Die Marine hat längst die retrogade Bewegung aller übrigen Zustände gemacht; dennoch wird jetzt an einem Linienschiff gearbeitet, welches sich seiner Vollendung nähern, jedoch schon vor zwanzig Jahren begonnen sein soll. Aus derselben Zeit stammen auch die unbeendigten Bauten her, die mir auf der praça de comercio den Eindruck von Thätigkeit und Leben machten, ehe ich erfuhr, daß fast ein Vierteljahrhundert vergangen ist, seit man ihren Grundstein gelegt. Alles macht den Eindruck, als sei die Bewegung des Lebens durch Ketten um Hände und Füße gehemmt. Aber Disciplin thut Noth, Zucht und Ordnung, und ehe nicht ein ruhiger, starker Scepter diese in Portugal heimisch macht, und die Fesseln löst — ehe kann kein Heil über das verwahrloste Land kommen, das keine andre Zucht kennt, als die Tyrannei des brutalen Absolutismus, oder die des Ehrgeizes und der Geldgier. Nochmals muß ich sagen: es ist ein unerhörtes Unglück, daß auf dem

Thron dieses Landes eine dicke junge Frau sitzt! wer bei zwei und zwanzig Jahren mit einer solchen Körpermasse befrachtet ist, über den hat die Materie zu viel Gewalt, um nicht den Geist allmälig einzulullen, und die Fühlfäden der Seele mit Fett zu umwickeln und abzustumpfen. Zu viel Eifer thut nicht gut auf dem Thron; aber etwas muß man sich doch die Dinge zu Herzen nehmen, selbst hören, selbst sehen, selbst urtheilen — und nicht immerfort Tapisserien nähen. Vor zehn Jahren, als Don Miguel noch in Lissabon gehaust hat, da muß es ein kurioser Aufenthalt gewesen sein. Da saß im Grunde kein Kopf fest. Da wollte das Volk zwei Herren verbrennen, die ohne Paß nach Mafra gekommen waren, weil es sie für Ketzer und Gottesleugner hielt; und sie retteten sich nur dadurch, daß der Eine das erste beste Stück beschriebenen Papiers aus der Brieftasche zog, den Ereiferten darbot, und ihnen sagte: dies sei der Paß, und er hoffe sie könnten lesen. Es konnte aber Keiner lesen, und da Keiner seine Unfähigkeit in diesem Punkt eingestehen wollte, so ließen sie in Gottesnamen das Papier für einen Paß gelten, und bezeigten sich sehr zufrieden mit dessen Inhalt. Der protestantische Prediger war der eine dieser Herrn, und er selbst hat mir diese fabelhaft klingende Geschichte

erzählt. Als er vor zwölf Jahren nach Lissabon gekommen ist, war das Gesetz noch nicht aufgehoben, welches jeden andern Kultus als den katholischen als einen ketzerischen bezeichnete, und ihn dafür mit der Todesstrafe belegte. Und neben diesen uralten Gesetzen haben auch uralte Moden noch existirt: die Vornehmen sind in großen schwerfälligen Karrossen mit Ochsen bespannt gefahren. Dergleichen sieht man nicht mehr. Die Seje herrscht so allgemein, daß sie gar Todtenwagen ist. Es wurden nicht viel Umstände mit dem Sarge gemacht! man stellte ihn quer vor die Sitzbank, so daß Kopf- und Fußende über die Seje herausragten, und der Kutscher fuhr damit recht munter von dannen. Einige Sejen, vermuthlich Privateigenthum, ruhten auf vier Rädern, doch die Form des Kastens und die Bespannung blieben sich gleich. — Wir benutzten den letzten Morgen zu einer mehrstündigen Streiferei durch die Stadt, bei der wir an einer Kirche vorbeikamen, die zu glatt für eine Ruine, aber doch zu alt für einen Bau aussieht, welcher etwa noch auf Beendigung hoffen dürfte. Im vorigen Jahrhundert, nach dem Erdbeben, hat ein Krämer sich plötzlich von der Vocation durchdrungen gefühlt eine Kirche zu erbauen, und da es ihm an Mitteln dazu gefehlt, die Unterstützung frommer Seelen zu diesem heiligen

Werke in Anspruch zu nehmen. Er hat Almosen gesammelt, und sogleich nach der ersten Collecte das Fundament legen lassen. Anfangs sind die Beiträge ziemlich groß gewesen, doch am Ende immer schwächer und schwächer geworden, so daß die Kirche nicht weiter gediehen ist, als die vier Mauern bis zum Dach. Darauf ist auch der fromme Krämer gestorben, und dies wunderliche Monument seiner Gottseligkeit harrt, vermuthlich umsonst! eines Gläubigen, der sich ins Himmelreich hinein bauen möchte. Dann klimmten wir auch zum Castel empor, durch sehr steile und sehr unsaubere Gassen, aber oben war es schön und recht dazu geeignet um den letzten Blick auf Lissabon zu werfen, hoch, frei, umfassend. Doch nicht das flüchtigste Bedauern, es verlassen zu müssen und es nie wieder zu sehen, regte sich in mir. Es ist kein Ort, der meine Sympathie weckt, das fühl' ich! bei Sympathien darf man nicht fragen: warum und weshalb? Aber Du hast gewiß an den Briefen selbst gemerkt, daß es so ist; sie kommen mir ungewöhnlich dürr vor. Nehmt's nicht übel! ich kann mich zu keiner Liebe und Bewunderung heraufarbeiten, und was mir nicht aus der Seele kommt, das kommt gar nicht. Einer Bekanntschaft muß ich Erwähnung thun, weil man höchst selten Gelegenheit hat sie zu machen; es ist die mit einem

lebendigen Chamäleon. Ein Engländer hat es von seinen Reisen mitgebracht, einen Strauß auch, und beide Thiere auf der Terrasse des Gasthofs etablirt. Der Strauß ist noch nicht ausgewachsen, ein häßlicher Vogel, der nicht fliegen kann, dumm und ungeschickt, wie eine Pute aussieht, und bei dem geringsten Geräusch in Todesangst herumspringt. Das Chamäleon war zwischen den Ranken einer Passionsblume, welche die Mauer bedeckte, am Fuß festgebunden, ein kleines Thier, nicht größer als eine Eidechse, und dermaßen ganz und gar grün, daß ich's erst gar nicht zwischen den Blättern gewahr werden konnte. In hohen Affecten der Liebe oder der Selbstvertheidigung mag es die Farben wechseln, wie bei uns die Sage geht; im ruhigen Zustande geschieht es nicht. Sehr auffallend ist an dem Thier der immense Kopf, in welchem sich die Augen so bewegen, daß wenn das eine nach vorn blickt, so blickt das andere nach hinten. Es muß in einem Lande leben, wo es sehr mit Feinden umringt ist und wo es großer Wachsamkeit bedarf, und all' die Vorsicht hat es doch nicht vor Gefangenschaft bewahren können. Dem Kriege gegen den Menschen sind die armen Thiere nicht gewachsen. Dies war die letzte Kuriosität in Lissabon. Um vier Uhr Nachmittags, am elften Junius, gingen wir an Bord

des Royal Tar, eines so massiven, felsenähnlichen, viereckigen Dampfbootes, wie man es zur Fahrt durch die breiten Wellen des Ozeans nur wünschen kann. Ich habe mich auch nie so wohl auf dem Meer befunden, als während dieser Fahrt. Ich las, ich ging umher, ich speiste in dem Salon mit der übrigen Gesellschaft, die nur aus wenigen Personen bestand; ich sah die Küste von Portugal, welche aber nicht die wilde schroffe Formation der spanischen bietet. Alles in diesem Lande kommt mir gegen Spanien abgeschwächt und verwischt vor. Am zwölften, um sechs Uhr Morgens, umschifften wir Cap Vincent, und um neun Uhr Abends lagen wir vor Anker auf der Rhede von Cadiz. Da ich eben so gut an Bord schlief, als auf dem Lande, so beehrte ich Herrn Wall nicht zum dritten Mal mit meinem Besuch; aber als wir am nächsten Morgen um sieben Uhr weiterfuhren, heftete ich die Blicke so lange wie möglich auf das anmuthige, porzellanene Cadiz, denn sie haben selten etwas Freundlicheres gesehen. Anfangs lag es so klar und frisch da, als habe es sich über Nacht im Meer gebadet; die Morgensonne färbte die Häuser golden und rosenroth, und wie eine Blumenguirlande schien es zwischen Himmel und Wasser zu schweben. Darauf verschwanden allmälig die einzelnen Formen, dann die bestimm=

ten Umrisse, zuletzt die Farben, so daß nur eine dämmernde weiße Linie den Azur des Meeres von dem des Himmels schied; endlich war es, als ob die fernsten Wellen darüber hinrieselten, und Cadiz war verschwunden. Ade, ade, liebliches Cadiz! — Die Fahrt, das Wetter blieben herrlich' den ganzen gestrigen Tag. Bei Trafalgar ging es vorbei, bei Palos und bei Tarifa, wie bei drei Sockeln, auf denen die Gestalten Tariks, Columbus und Nelsons sich majestätisch erhoben, drei Helden, fern von Spanien geboren, von fremden Völkern, in verschiedenen Jahrhunderten, hier vereint, der erste und der letzte gegen Spanien, und der dritte, der größte von ihnen, für Spanien, und doch unheilbringend wie kein Anderer. Ach, Gold macht nicht groß und nicht gut, und doch streben die Menschen danach mit Fieberdurst, als ob alle Größe und alle Güte davon abhingen. Am hellen glänzenden Mittag rauschten wir diesmal durch die Meerenge in das mittelländische Meer hinein, und die Küste von Afrika präsentirte sich mit dem Felsen von Abyla ebenso deutlich, als die andalusische mit dem von Calpe. Die Küste von Afrika! ich bitte Dich, Herzensmama, stelle sie Dir vor, nackt und kahl, zerrissener Fels, kalcinirtes Gestein; hie und da eine Palme; übrigens Oede und Schweigen. Muß sie

nicht ganz nothwendig so aussehen, um dem Bilde nur einigermaßen zu entsprechen, welches unsre Fantasie sich ausgemalt? O die Natur! es ist eine kaprizióse Person, aber bezaubernd in all ihren Launen! — Die Küste von Afrika, liebe Mutter, ist ein blaues, sanftbergiges Land. Aus ihren schön geformten Hügelreihen treten einige höhere Felsen kühn und stark hervor, ohne sich jedoch aus dem Zusammenhang loszureißen, wie der Felsen von Calpe gethan. Weiße Städte, Tanger, Ceuta, liegen in der Ebene zwischen dem Meer und dem Bergrücken. Aus der tiefern Ferne im Innern des Landes dämmert ein dunkelbläulicher, gezackter Streifen am Horizont: das ist der Atlas. Darunter liegt der alte Titane, der die Welt tragen muß! an dieser Küste suchte Hercules die Gärten der Hesperiden! auf diesen Wellen irrte Odysseus sehnsuchtsvoll umher! O liebe Mutter, laß sie fahren die Bilder der Wüste und die Gedanken an Raubstaaten, Hyänen und Barbaresken! Du findest hier eine Szenerie, welche sich ganz für die goldenen Mythen, für die lieblich gedankenvollen Sagen des Alterthums eignet. Erinnerungen an den Genfer See, an seine glänzenden Farben, seine reichen Formen, seine heitern Ufer zogen an mir vorüber, gestern schon, als wir um vier Uhr Nachmittags im Hafen von

Gibraltar einliefen, und heute den ganzen Tag — den ich abwechselnd auf der Promenade und im Fenster meines Zimmers, der reizendsten aller Meeransichten gegenüber, verbracht habe. Der Tag meines ersten Aufenthalts in Gibraltar, war ebenso umwölkt wie dieser stralend ist; daher bin ich jetzt so wundervoll überrascht als wär ein Vorhang fortgezogen.

Neun und dreißigster Reisebrief.

Barcelona, 21. Junius 1841.

Dies waren acht recht schwere Tage, liebe Mutter! die Hand zittert mir so, daß ich kaum die Feder halten kann, obgleich ich schon seit gestern Mittag um zwei Uhr hier bin. Mein Banquier in Perpignan hat die Güte gehabt mir eins von Euren Briefpäckchen hieher entgegen zu senden, und so hatte ich denn die Freude endlich! endlich! wieder Nachrichten zu erhalten, die ich während zwei voller Monate, und in so unerhörter Entfernung bitter vermißt hatte. Ich habe desto öfter geschrieben! mögtet Ihr nur all meine Briefpackete erhalten haben, denn Copien hab' ich nicht, und so etwas schreibt sich nicht zum zweiten Mal — oder wenn es sich schreibt, so wird es was andres. Ich hoffe aber Ihr werdet, wenn auch langsam, Alles be-

kommen. Die Briefe sollen sich zuweilen verspäten, aber nicht verloren gehen. — Jetzt erlaube mir ein wenig zu lamentiren über meine überstandenen Schicksale, welche aber doch noch nicht so ganz überstanden sind, weil ich heut Abend wieder an Bord gehe um die letzte Fahrt mit dem Phénicien zu machen. Wie gut mir Gibraltar gefallen, und wie glücklich ich die Reise dahin gemacht, schrieb ich Dir vor acht Tagen. Ich habe seitdem das nette Almeria, das kalcinirte Alicante, das blühende, gartenähnliche Valencia wiedergesehen; aber ich muß sagen, daß ich das Gemälde, welches sich um Gibraltar aufrollt, über die andern stelle, weil es durch zwei Küsten Wechsel und Reichthum bekommt. Und Gibraltar selbst — wie das gehegt und gepflegt ist, und wie einem solche Aufmerksamkeit wohl thut, wenn man aus den portugiesischen Wildnissen kommt! so schickt sich's doch für Menschen! Die Lilien auf dem Felde werden zwar vom lieben Gott genährt weil sie nicht arbeiten können; könnten sie aber, so würde er auch zu ihnen das Wort sprechen, das erste Wort, welches er zum ersten Menschen sprach, als dieser das Leben auf der rauhen Erde begann: „Im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brot essen!“ Verdienen muß sich Jeder seine Existenz; um's Leben muß Jeder arbeiten! ist's nicht fürs Brot des Leibes,

so ist's für das der Seelen; ist's nicht im Schweiß der materiellen Arbeit, so ist's in namenlosen geistigen Qualen. So ist's eingerichtet für den Menschen, der auf dieser Welt lebt, und dies Gesetz ist nicht zu umgehen. Aber lieblich schmücken darf er die Welt, die sich ihm anfänglich so hart entgegenstellt; und wenn er das thut, wenn er Blumen zu pflanzen und Früchte zu ziehen versteht, wenn er das Dasein adelt, indem er nicht an der thierischen Bedürftigkeit haften bleibt, so werden auch ihm und seiner Schöpfung die Schönheit und der Segen zu Theil, welche die Lilien auf dem Felde schmücken. Was die Menschenhand leisten kann, hat sie in Gibraltar geleistet, und den brennenden Felsen in ein Blumenbeet verwandelt. Abends spielten zwei Musikchöre auf der Promenade, das eine unten, das andre oben; und zwischen den eleganten Frauen, welche sich in Musik, Abendluft, Arom der Blumen, und Farbenprunk gar lieblich ausnahmen, wandelten die ernsten Mauren majestätisch trotz ihrer unsaubern Gewänder umher, die sich in schmutzigen aber malerischen Falten um ihre langen, magern Gestalten legten, und die schlanken englischen Offiziere präsentirten wohlgefällig ihre schönen Pferde — oder schönen Figuren. Es war Sonntag. Ich habe früher gehört, am Sonntag säße ganz England mit den Händen im Schooß

und langweilte sich zur Ehre und zum Wohlgefallen Gottes. Mit Vergnügen hab' ich in Gibraltar gesehen, daß nicht alle Engländer von dem Spleen des beschränkten Methodismus befallen sind. Ach, fromm sein macht gar klug, giebt Erkenntniß und Würdigung der Dinge; aber fromm thun verdummt, weil im Händefalten, und Stillsitzen, und Kopfhängen, und was noch weiter zur Etiquette des Methodismus gehört, nichts wohnt was das Herz still, und den Geist freudig macht. Denn Formeln sind Unkraut für die Seele; wo sie wuchern giebt's bald keinen innern Gehalt mehr. Wer gar so viele Complimente macht, sei's mit den Menschen, sei's mit dem lieben Gott, der erschöpft sich darin und bleibt am Ende leeren Herzens, unbegnügt und Keinem genügend sitzen. Die Musik schloß mit dem God save the Queen. Das ist ein Volkslied nach meinem Sinn! das Lied eines ganzen Volkes, voll Andacht, voll Innigkeit, voll feierlicher Majestät — möge sie es hören, die kleine Königin da oben auf ihrem schönen Inselthron, hören und verdienen! — Die Sonne war ins Meer gesunken, und ihr feuriger Glanz verschwand sehr schnell vor der blauen Nacht; denn schwarz sind sie nicht, diese südlichen Mittsommersnächte, nicht finster, nicht undurchdringlich, sondern von einem duftigen Dunkelblau, zu

welchem das Meer sein Ultramarin, der Himmel seinen Azur, und das Gebirge seinen bläulichen Schimmer liefert, welcher den fernen Höhen eigenthümlich ist, im Norden wie im Süden. Ein feiner heißer Wohlgeruch, den ich bisjetzt nur am Comersee, und in geringerem Grade gefunden, durchwehte die Luft: es war die Caper, deren weiße Blüte mit dem großen Büschel von lilafarbenen Staubfäden, an kleinen unscheinbaren Stengeln, zwischen unbedeutenden Blättern in prächtiger Fülle hing, und die Mauern mit einer aromatischen Tapete überwob. Jedes Land hat seinen eigenthümlichen Duft: im Norden riecht es nach Wiesen und Heu, im Süden nach Orangen und Capern; und jedes hat auch sein eigenthümliches Geräusch: diskordantes Gequiek gehört zu Portugal, Guitarre und Castagnette zu Spanien, der Dudelsack zu Neapel, das Geläute der Heerdenglocken zur Schweiz, das Klappern der Webstühle zu Sachsen. Dies Alles, vermischt mit der Sprache, mit dem Brausen der Meereswellen, mit dem Rauschen des Flusses, mit dem Winde oder den Stürmen — gehört samt dem Duft wesentlich zur Physiognomie eines Landes und ist, wie jede Physiognomie, zu fein um zergliedert und beschrieben zu werden; man kann sie nur andeuten. — Am vierzehnten Junius um sieben Uhr Abends verließen

wir Gibraltar, eine der merkwürdigsten Stätten, welche je mein Fuß betreten hat, und nahmen die Plätze bis Portvendres, um bei etwaigem Zudrang immer gesichert zu sein. Dieser hat denn auch redlich statt gefunden! auf jeder Station hat sich die Gesellschaft vergrößert und immer vergrößert, so daß unsre winzige Damen-Cabine, welche nur sechs Betten hat, in Valencia mit acht Frauen vollgepropft wurde. O Himmel! das war eine Reise! — Wenn man, wie ich, eben von einem großen, schlichten, ruhigen englischen Dampfboot kommt, wo vom Capitän bis zum Kohlenschütter Alle pünktlich und genau ihre Obliegenheit vollziehen; und wenn man, auch wie ich, eine Zeitlang viel mit Engländern in Verkehr gewesen ist, mit diesen ordentlichen, gesetzten Menschen, die sich um Niemand kümmern: so kommt einem die Wirthschaft auf einem französischen Dampfboot ganz toll — und die Franzosen selbst etwas gar zu sehr harlekinartig vor. Außer dem Capitän sind noch drei Herrn an Bord des winzigen Phénicien, die sich alle drei mit dem Befehlen abgeben. Ursprünglich mag jeder von ihnen seinen eigenen Bereich gehabt haben; allein in dem engen Raum waren Collisionen allzuschwer zu vermeiden um nicht zuweilen statt zu finden. Hab' ich doch gelacht so wie ich an Bord kam! Der Capitän war noch in

Gibraltar beschäftigt, und der Second (das ist sein Titel; es wird wol so in der Art wie Lieutnant sein) vertrat seine Stelle, d. h. er empfing die Pässe der Reisenden und gab überhaupt auf die Einschiffung Acht. Der Second ist aus Paris, folglich in seinen Augen von andrem Stoff als alle übrigen Erdenkinder; ferner hübsch — was man hübsch zu nennen pflegt, weiße Zähnchen, blonde Löckchen, zierliches Bärtchen; endlich elegant au suprême degré. Er ist kurzsichtig, wie heutzutag alle vornehmen und eleganten Leute sein müssen, und um sein zartes Näschen nicht zu verstümmeln trägt er keine Brille, sondern am schwarzen Schnürchen seine Lorgnette. Ich hoffe Du siehst daraus, daß er vollkommen vom bon genre ist; aber wie diese Lorgnette sich macht, wenn er durch sie die Passagiere überzählt, oder die Koffer und Mantelsäcke anguckt, die in den untern Raum geschafft werden, oder die Leute über die Schulter anblickt, welche sich seine Befehle zu holen haben: das kannst Du Dir freilich nicht vorstellen; denn ein Mann, der seine Geschäfte mit ins Aug' geklemmter Lorgnette besorgt, ist mir wenigstens noch nicht vorgekommen. Diese Szene stimmte mich äußerst heiter, und da stilles Meer und ich allein in der Cabine war, so ging die kurze nächtliche Fahrt nach Malaga sehr gut und ruhig vorüber.

Bei Sonnenaufgang waren wir im Hafen. Die Kathedrale und das Castel, das noch aus der Maurenzeit ist, glänzten wie Berge von Gold, und die Sierra Vermeja (vermeille) verdiente im Morgenlichte ihren lieblichen Namen. Mit wahrer Freude besuchte ich die edle Kathedrale wieder und die anmuthige Alameda, und sah wieder die graziösen Frauen mit der Nelke über dem Ohr und die schönen Männer in der zierlich gestickten Jacke, und den Guitarrenspieler auf dem Quay, und die langen vergitterten Fenster mit blumengeschmücktem Balkon — lauter Dinge, von denen in Lissabon keine Spur ist, und die den spanischen Städten solche wundervolle Lebendigkeit und Frische des Augenblicks verleihen. Ich sage absichtlich: des Augenblicks, denn wenn man die Gegenstände länger festhält, so wird man wol gewahr, daß sie nicht alle so frisch und heiter sind, wie sie sich darstellen; aber wer, wie ich, am Morgen kommt und am Abend geht, der nimmt die Erinnerung an Malaga mit, wie einen frischgepflückten Blumenstrauß. Das Dampfboot sollte die Fahrt nach Carthagena in einem Zuge machen, ohne sich in Almeria aufzuhalten, und das war mir ganz Recht, da das Städtchen nichts Interessantes darbietet, als seine Bauart, die ich afrikanisch nenne, weil die Häuser wie viereckige weiße Kasten aussehen.

Wir verließen Malaga am funfzehnten, Nachmittags vier Uhr, und sollten in achtzehn Stunden etwa in Carthagena sein; doch es erhob sich ein starker Wind, das Meer wurde unruhig, der lange dünne Phénicien vermochte nicht die Wellen zu durchschneiden, und statt am sechszehnten um zehn Uhr Morgens, langten wir erst um Mitternacht im Hafen von Carthagena an, und dort erklärte der Capitän, er werde vier und zwanzig Stunden im Hafen bleiben, und warten bis der Wind sich lege. Ich war sehr krank gewesen, und ein großer Theil der Schiffsgesellschaft auch. In Malaga hatte ich mehre Gefährtinnen bekommen, unter andern eine alte kugelrunde Dame, deren Zungenfertigkeit alles Denkbare — o nein! alles Erdenkbare übertrifft, und die lange Monologe hält, wenn Niemand Lust hat ihr zu antworten. Es war also nicht eben angenehm an Bord! doch bei dem starken Winde ist die Aus- und Einschiffung höchst unbequem, und das trostlos zerfallende Carthagena kein Ort, in dem man Erholung suchen darf, noch Bequemlichkeit, Pflege oder Zerstreuung, und so ging ich denn nicht ans Land, sondern begnügte mich aus der Ferne die großen, öden, halbruinirten Gebäude zu betrachten, welche noch aus den Tagen des alten Glanzes herstammen. Sie sind ungefähr von einer Farbe mit

den Felsen, welche den Hafen umschließen, und der südöstlichen Küste von Spanien solch ein heißes, unwirthbares, wildes Ansehen geben. Es ist als ob diese Felsen das innere Land gegen zudringliche Besuche, gar Blicke, schützen sollten, so schroff, so blendend, so brennend liegen sie da. Ein Ereigniß hatte so eben Carthagena in Zorn und Empörung versetzt. Ein englischer Schmuggler war von spanischer Seite ertappt und confiscirt worden; da erscheint eine der englischen Briggs im Hafen, welche angeblich zum Schutz des Handels an der Küste kreuzen, und befreit und entführt das Schmugglerschiff, ohne daß man gewagt hätte es zu vertheidigen. Französische Briggs stationiren unter gleichem Vorwand an der Küste, und thun vermuthlich ebenfalls das Ihre um die Schmuggelei auf jede Weise zu befördern. Gar die Dampfboote sollen es thun. Es ist höchst auffallend, daß Jedermann an Bord dieser Dampfboote, ohne Umstände, ohne Erlaubniß, kommen, es besehen, und überall darin herumgucken und herumkriechen darf. Daraus entsteht eine Unordnung, eine Verwirrung, ein Lärm, die zu lästig sind, als daß man nicht einen Zweck haben sollte um sie zu dulden, und dieser ist: daß man in der Confusion Contrebande machen kann. An jenem Tage im Hafen von Carthagena sind die Menschen

unablässig den Phénicien hinauf und herabgeklettert, anständige Leute und fürchterliches Gesindel, Alles durcheinander. Sie verhindern die Leute den Dienst zu thun, die Cabinen in Ordnung zu bringen; sie beengen den ohnehin engen Raum, sie gucken einem über die Schulter, wenn man schreibt oder liest, ins Gesicht, wenn man auf dem Sopha liegt; und als wir fragten, weshalb diese Unruh geduldet würde, hieß es: es würde nicht freundlich sein, wenn man diese Leute nicht zuließe. An Bord der englischen Dampfboote, als sie im Hafen von Lissabon, Cadiz und Gibraltar lagen, kam Niemand, der nicht dazu gehörte oder Erlaubniß dazu hatte. Das weiß der Himmel! die Engländer üben Willkür auf empörende Weise, aber mit der Ruhe und Ordnung der Kraft; die Willkürlichkeiten der Franzosen haben hingegen immer etwas Gesindelhaftes. — Nach vollen vier und zwanzig Stunden hatte der Wind sich gelegt, und ziemlich ruhig zogen wir weiter, nach Alicante. Da ist ein erträglicher Gasthof, da stürzte ich mich förmlich ans Land um die Wonne des festen Fußbodens zu genießen. Alles Andere war mir gleichgültig, die Stadt, das Volk, die Gallerie Algorfa! ich begehrte nichts zu sehen und zu haben, als ein Zimmer, das nicht schwankt. Die Freude war von kurzer Dauer! um Mittag erhob sich der Wind

stärker und stärker. Er ist bei der großen Hitze ein Segen für die Küste, weil er die Luft erfrischt, aber er tummelt die Wellen dermaßen, daß man in Alicante und Valencia, wo es keine Hafen giebt, immer auf der Fahrt zum Dampfboot ganz durchnäßt wird. So hatte ich nur Zeit einige Personen zu sehen, die mich gastfreundlich aufsuchten und einluden, und kehrte ohne davon Gebrauch zu machen, nach dem Phénicien zurück. Da gerieth ich in einigen Zorn! Wir waren fast Alle um acht Uhr früh, oder wenigstens im Lauf des Morgens ans Land gegangen, und als ich um zwei Uhr Mittags zurückkam, war unsere Cabine noch in derselben Confusion, worin ich sie verlassen hatte. Ich hatte meine Jungfer mit mir nach Alicante genommen, weil ich zwischen meinen fünf spanischen Reisegefährtinnen keinen Platz zu meiner Toilette finden kann; daher hatte sie nicht aufräumen und Ordnung machen können. Der Phénicien besitzt keine Schiffskammerfrau wie der Amsterdam und die englischen Dampfboote, und wie Ordnung und Schicklichkeit es erfordern, sondern der ganze Dienst wird von männlichen Domestiken versehen, auch in unserer Cabine, und da müssen wir beständig hinter den Herrn zurückstehen, weil deren Zahl weit größer ist, oder weil sie sich nachdrücklicher beschweren. Aber als ich alle Cana-

pees umgerissen, und die Matratzen drunter und drüber liegend fand, und das enge Zimmerchen von dickem Staub durchwirbelt sah, und als Niemand daran dachte ordnende Hand an diese Verwüstung zu legen, da beklagte ich mich, und hatte die Satisfaction, daß am nächsten Morgen, als wir vor Valencia lagen, unsre Cabine zuerst an die Reihe kam. Das hilft aber alles nichts. In dieser Jahreszeit, und bei dieser tollen Einrichtung mit wollnen Fußteppichen, statt mit wachsleinenen, sind Staub und Ungeziefer nicht zu bändigen. Die Wanzen nehmen wir uns einander ganz unbefangen ab, und den einzigen Scorpion, den ich je gesehen, hat neulich ein Engländer in seinem Bett in der Cabine gefunden. Valencia ist reizend; nicht malerisch — dafür ist die Ebene zu weit, das Gebirg zu fern, die Stadt zu flach gelegen; aber von einer ganz holdseligen Freundlichkeit. Wie ein großes Gartenhaus in einem wohlgepflegten fruchtbaren Garten liegt es da, und scheint Jeden gastfrei zu sich einzuladen, indem es eine lange, schattige Allee, die jetzt freilich ihr frisches Grün verloren hat, vom Thor bis zum Grao ausstreckt, wol dreiviertel Stunden. Der Baumreichthum erfreut gar so sehr um Valencia! hier braucht man die Maulbeerbäume zur Seidenzucht, und hat die ganze Ebene mit ihnen bepflanzt, unbeschadet

der Mais- und Gemüsefelder, die in ihrem Schatten gedeihen. Deshalb hegt man hier nicht das spanische Vorurtheil gegen den Schaden, den die Bäume stiften sollen; und dafür ist Valencia wie Granada ein wahrer Smaragd von Erfrischung und Erquikkung in dem Schacht des spanischen Landes, wo gar viele Edelsteine noch vergraben, und andere ungeschliffen daliegen. Die lange Fahrt von Valencia hieher, die zwei und zwanzig Stunden dauerte, und die an der fast immer stürmisch bewegten Mündung des Ebro vorbeiführte, wurde von herrlichem Wetter und stillem Meer begünstigt, so daß ich nichts weiter zu leiden hatte, als die nervose Abspannung und Reizbarkeit, welche sich nach großer Fatigue und Mangel an Ruhe und Schlaf einstellen. Ich bin ein stilles Geschöpf mit einsiedlerischen Gewohnheiten; wenn ich Tag und Nacht von einem halben Dutzend Frauen umschwirrt und umplaudert werde, und mich nicht regen noch bewegen kann ohne eine Andere zu stören, und in fremder Atmosphäre athmen, schlafen und leben muß: so komm' ich aus dem Häusel, denn alles das ist meinen Gewohnheiten schnurstracks zuwider. Die kugelrunde Spanierin ist der Gegenstand meiner höchsten Verwunderung — nicht allein wegen ihrer unermeßlichen Redseligkeit, sondern mehr noch wegen ihrer seltsa-

men Liebhaberei unsre Cabine nicht zu verlassen. Wer nicht krank ist bleibt so gern wie möglich auf dem Verdeck oder wenigstens im obern Salon, wenn er nicht ans Land gehen mag. Sie nicht! sie sitzt immer unten! sie verzehrt unten mutterseelenallein ihre Mahlzeiten! sie ist weder in Carthagena, noch Alicante, noch Valencia am Lande gewesen. An jenem Nachmittag in Alicante thronte sie mit ihrem Fächer in der Hand zwischen den umgewälzten Matratzen, wie ein Held auf den Ruinen einer zerstörten Stadt — und das beständig mit guter Laune, mit vortrefflicher Gesundheit und mit unsäglicher Sprechlust. Wen sie von der Schwelle unsrer Cabine aus erwischen kann, mit dem macht sie Conversation; aber sie geht nicht hinauf! die engen Wendeltreppen sind ihr zu beschwerlich, spricht sie und nun gar das Hinab- und Heraufklettern um ans Land zu gehen! Fett, weich und schwarz wie sie ist, kommt sie mir in der Cabine vor, wie eine Schnecke in ihrem Hause. Ich, die ich nicht leben kann ohne frische Luft, wollte ihr begreiflich machen, es sei der Gesundheit schädlich immer da unten zu sitzen. Sie lachte mich aus, und antwortete, daß sie sich viel besser befände als ich. Das war richtig! Sie hat sich nun einmal herunter rollen lassen, als ob sie ein Waarenballen sei, und wird erst in Port-

vendres wieder ans Tageslicht kommen. Eine solche Person ist fürs Reisen geschaffen! Genuß und Zerstreuung bedarf sie nicht, und Beschwerden fühlt sie nicht. Ich, liebe Mutter, mit meinen dreifachen Fühlfäden an allen Sinnen, leide viel und genieße viel. — Barcelona macht einen wahrhaft pompösen Eindruck, wenn man aus dem südlichen Spanien kommt. Es ist nicht nur viel größer als die dortigen großen Städte, Sevilla, Cadiz, Malaga — sondern es sieht auch viel großartiger aus. Alle jene Orte mit ihren graziösen kleinen weißen Häusern, sind zu ländlich, zu phantastisch gebaut, um unsern Begriffen von einer stattlichen städtischen Bauart zu entsprechen. Hier giebt es keinen Patio mehr, keine sprudelnde Fontäne, keine vergitterten Balkons; man lebt hier schon wie civilisirte Leute, nicht so viel im Freien, sondern mehr im Hause, und hat in demselben einen andern Salon als den Patio. Barcelona schließt sich mehr an Europa, jene Städte mehr an den Orient. Gestern war Sonntag, und die abendliche Promenade auf eine solche Weise besucht, daß ich meine, es müssen zwanzig Tausend Menschen spazieren gegangen sein. Die ganze Rambla, die ganze Esplanade, und der ganze Weg nach Barceloneta (dem Hafen von Barcelona) wogte und wallte viele Stunden hindurch von Men-

schen. Die Frauen waren so geschmückt wie möglich, und ab und an war auch eine geschmackvoll gekleidet. Im Ganzen gefielen mir die Stoffe nicht und ich fand es recht edel von den Barcelonischen Frauen, daß sie ganz tapfer die schwergeblümten grellen Musseline ihrer eigenen Fabriken trugen, statt mit den englischen und französischen ein wenig Contrebande zu machen. Ein prächtiges Lanciers-Regiment, das gut beritten und wohl uniformirt war, sind die einzigen Soldaten, welche mir in Spanien einen militärischen Eindruck gemacht. Daß die Leute kriegerisch sind, ausdauernd und genügsam, tapfer und gewandt, wenn es einen Independenzkrieg giebt: daran zweifelt gewiß Niemand, der sie mit unbefangenem Auge betrachtet; aber ob sie sich der militärischen Zucht und Ordnung fügen mögen und disciplinirbar sind — ist eine andre Frage. Bei allen andern spanischen Soldaten dacht' ich immer: „was prächtige Leute!“ aber bei diesen Lanciers: „ein prächtiges Regiment!“ Es ist mir sehr lieb, daß sie auch dazu sich eignen, und daß es ihnen an keinem Talent fehlt, sobald nur Jemand da ist, der es auszubilden versteht; aber ich für meine Person mache mir nicht viel aus der strammen soldatischen Haltung, welche den Menschen ihre eigenthümliche abschleift. Da oben bei uns in Deutschland ist

nichts dran verloren! da gehen und stehen die Leute so schwerfällig, daß ihnen ein großer Dienst dadurch geschieht, wenn man ihnen beibringt sich zu tragen statt sich zu schleppen; aber hier, wo sie sich zu halten und zu schreiten wissen, da wird ihnen nichts gegeben was sie nicht schon hätten. Daher find' ich auch, daß die Spanier viel besser in ihrer Volkstracht als in der Uniform aussehen, was bei uns nur für diejenigen Leute der Fall ist, die eine elegante und vornehme Haltung haben. Für die Masse, die nur das Surrogat des guten Anstandes, den Zwang, kennt und ohne denselben in Plumpheit und Rohheit verfällt, für die ist die Uniform geboren. Jene Lanciers hatten auch sehr gute Musik, ganz glockenreine Trompeten — das einzige Instrument, das ich für Soldaten liebe, weil es tragisch und heroisch wie kein andres, und nebenbei ebenso herzstärkend und nervenstählend als die Trommel ist. Diese Musik, der herrliche Abend, die fröhlichen Menschen, der feste Boden unter meinen Füßen, erfrischendes Gefrornes, brachten mich allmälig wieder zu meinen fünf Sinnen, die ich stets auf dem Dampfboot in großer Gefahr bin zu verlieren; und als ich im Gasthof den schwedischen Generalkonsul fand, der mir Eure Briefe brachte, und Nachricht von seinem Sohn haben wollte, welcher bis Sevilla

unser Reisegefährte gewesen ist — da ermunterte ich mich ganz und gar, mit Erzählen und Plaudern und Lesen, und dermaßen, daß ich das einzige Erträgliche, was dieser Gasthof darbietet, das Bett, am Ende gar nicht genießen konnte. Trotz der tödtlichsten Ermüdung bracht' ich's nicht zum Schlaf. Meiner miserablen Gesundheit wegen freu' ich mich, daß die spanische Campagne zu Ende geht. Heute Morgen gingen wir wieder in der Stadt umher, deren stolze Gebäude mir gar gut gefallen, und darauf durchstöberte ich zwei Musikalienhandlungen um die Nationaltänze und Lieder zu finden, nach denen ich in Cadiz umsonst gesucht. Es war hier ebenso vergeblich! man hat sie im Gehör von der Wiege an, und nur ballet- oder opernmäßig zugestutzt erscheinen sie im Druck. Ade, Herzensmama, ich gehe an Bord.

Vierzigster Reisebrief.

Perpignan, 24. Junius 1841.

Land! Land! nach einer Abwesenheit von zwei Monaten und zwei Tagen, bin ich hier wieder glücklich angelangt, mein liebes Clärchen, und diese Reise die mir damals wie ein dummer Streich vorkam, gehört jetzt zu meinen liebsten Erinnerungen. So ändern sich — nicht die Dinge, aber der Standpunkt von wo wir sie betrachten. Gott, ich bin herzensfroh! mir ist zu Muth als hätte ich eine wahre Heldenthat gethan. Das ist doch gar nicht der Fall; allein so ist nun einmal die Wirkung des Schönen auf mich: es stimmt mich freudig. Und Spanien ist schön, liebes Clärchen, oder hat wenigstens alle Elemente dazu, wenn auch vergraben, vereinzelt, verkannt, gar mißbraucht. Mit den civilisirten Ländern, mit Frankreich, mit den Rhein-

landen, mit der Schweiz, mit Italien ist es durchaus nicht zu vergleichen, ermangelt ihrer Genüsse, ihrer Annehmlichkeiten, ihrer Cultur, ermangelt auch der geordneten Weise, in der man in der Schweiz die Herrlichkeit der Natur — und in Italien die der Natur und der Kunst genießen kann. Unordnung ist gegenwärtig ein Hauptzug in den spanischen Zuständen, in allen: in politischen, in religiösen, in sittlichen, in administrativen! In allen macht sich ein beklemmender Mangel fühlbar, den ich nur durch das Wort Unordnung bezeichnen kann. Uebel und Mißbräuche aus alten Zeiten haben die Basis all jener Zustände unternagt, uud sie lassen sich nicht mehr durch die großen Traditionen der nämlichen alten Zeiten stützen und aufrecht halten; und ach! die modernen Mittel, unklar aufgefaßt, kreuz und quer angewendet, zu egoistischen Zwecken der Einzelnen erniedrigt, stiften in ganz andern Ländern Verwirrung, als in Spanien, das noch gar nicht dazu gelangt ist eine ruhige, auf Erfahrung basirte Prüfung machen zu können, ob es durch Anwendung jener Mittel wirklich zum Fortschritt komme. In Barcelona war man keineswegs zufrieden mit Espartero. Jemand, der eben aus Madrid gekommen und eilf Tage dort gewesen war, erzählte: kein Mensch bekäme den Regenten zu sehen, am Tage läge er auf dem Sopha

und rauche Cigarren, Nachts spiele und Morgens schlafe er. Ach Gott nein! so darf sich freilich der Regent von Spanien nicht benehmen! wenn das wahr ist, so muß er ein unbedingtes Vertrauen in die Armee setzen und deren Beistand gewiß sein, quand même. Man meint aber, daß die Zuneigung der Armee sich verlieren dürfte, sobald er, um einige Ordnung in die Finanzen zu bringen, den Theil derselben verabschieden würde, der nach Beendigung des Krieges überflüssig worden ist. Die Ernennung des Grafen Linage zum Gouverneur der Havanna soll eine Vorsichtsmaßregel sein, die er getroffen, um sich in dem Fall, daß er sich nicht in Spanien halten kann, bei diesem Vertrauten und Ergebenen eine Freistatt zu sichern. Ich hörte auch, er sei früher gar nicht abgeneigt gewesen, die Regentschaft mit der Königin Christine zu theilen, welche ihrer Anmuth und Freundlichkeit wegen beim Volk sehr beliebt ist; aber seitdem sie ihm sein unredliches Verfahren mit den Worten vorgeworfen hat: „Ich habe Dich gemacht zum Herzog, zum Grand von Spanien und zum General der Armee; doch zum Caballero hab' ich Dich freilich nicht machen können"; — seitdem soll er einen tiefen Haß gegen sie hegen. Wäre dies nur eine erfundene Anekdote, so würde sie wenigstens insofern

characteristisch sein, als sie zeigt, wie die Ehre ein Caballero zu sein in den Augen eines Spaniers die höchste ist. Caballero entspricht dem englischen Gentleman und dem italienischen Galantuomo. So sagte einmal unser Schiffer auf dem Comersee: „Napoleon fu gran Capitano, ma no fu Galantuomo,“ weil er nicht die alte Freiheit der Lombardei hergestellt. Der altmodische, früher im Deutschen gebräuchliche Ausdruck: Kavalier, muß durchaus, seiner Bedeutung nach, von dem Caballero abstammen, und durch die Verbindung des Hauses Oestreich mit Spanien zu uns gekommen sein; denn das französische chevalier und cavalier hat eine eingeschränktere Bedeutung. — Mir kommt vor, als habe die Königin Christine noch einen so großen Anhang, daß mir ihre Abdankung in Valencia vorschnell erscheint. Indessen ist die Oppositionsliebhaberei jetzt dermaßen an der Tagesordnung, daß vielleicht der bloße Name Christine einer Partei angenehmer klingt, als der von Espartero, und deshalb wiederholt und immer wiederholt werden mag. Was ich für Spanien aus Herzensgrund wünsche ist, daß sein Regent administratives Genie haben, und die Finanzen und die Justiz ordnen möge. So lange hierin die Navaja, und darin die Bestechung dominiren, kann es nicht auf festen Füßen stehen.

Ich hab' es in einem günstigen Moment kennen gelernt: die wilde Gährung war vorüber, und das letzte Stadium des Marasmus, wo man aus Schwäche Convulsionen hat, wie Frankreich — noch nicht eingetreten. Und vielleicht tritt es gar nicht ein! vielleicht geht ein segenbringendes Gestirn über dem edlen Volk und dem schönen Lande auf, und reift es einer Entwickelung entgegen, die seit Jahrhunderten gehemmt worden ist. Amen. Ja, schön ist das Land, so in seiner wilden Weise, wie ich sie Euch hie und da beschrieben habe, tropisch, feurig, unbändig, zuweilen gar abstoßend, zuweilen kultivirt. Lieblich und anmuthig wie Italiens Natur und Italiens Kunst, ist Spanien nie. Immer hat es eine ernste oder eine großartige Beimischung, immer vibrirt die Energie darin, auch in den nackten wilden Felsen, auch in den weiten traurigen Ebenen, die nur wüst sind, weil die pflegende Menschenhand fehlt, auch in den üppigen Vegas von Granada und Valencia, die den vollen Pomp der Vegetation darbieten. Energisch ist auch die spanische Kunst, die Architektur, die Malerei, ohne die leiseste Spur von Weichlichkeit und Ueppigkeit. Energisch war das spanische Volk noch in unsern Tagen, im Independenzkriege; und ich kann nicht glauben, daß die letzten dreißig Jahre es gänzlich um

diesen Character gebracht haben sollten. Denn der Character eines Volks hängt mit dem Boden zusammen auf dem es lebt, und mit dem Blut, das durch seine Adern fließt. Spaniens Clima, sein Boden, die Mischung des gothischen und arabischen Blutes, kommen mir in ihrer Verschmelzung vor, wie Stahl, welcher gehärtet wird indem man ihn aus dem Feuer nimmt um ihn in eiskaltes Wasser zu tauchen. Ein solcher Stahl kann stumpf werden, aber auch wieder auf's feinste und schärfste geschliffen; und zerbröckeln und vermodern thut er nie. Darum hat mir das spanische Volk trotz seinem Mangel an Industrie, trotz seiner verwahrlosten Zustände, trotz der Verwirrungen die seinen Wohlstand hemmen, nicht den traurigen Eindruck gemacht, den mir das römische in seiner hochmüthigen — und das neapolitanische in seiner ausgelassenen Bettelhaftigkeit machte; denn arm ist's, aber nicht armselig; ungebildet ist's, aber nicht ohne Talent; und wenn ihm die Lichtseite der Civilisation fehlt: nämlich Mittel zum lebhaften materiellen und geistigen Verkehr, Anregung und Beförderung zum Austausch der Produkte und der Ideen; so fehlt ihm auch die tiefe Schattenseite derselben, die unerhörte Ungleichheit der Existenzen, welche in den Schwelgenden Erschlaffung und Gleichgültigkeit — und in den

Darbenden Neid und Erbitterung erzeugt. Die Spanier sind das unsklavischste Volk, das ich kenne. Ich sage nicht: das freiste, denn wo die Navaja der Ordnung ins Handwerk pfuscht, kann wol ebensowenig von Freiheit die Rede sein, als wo diese sich auf die Guillotine stützt; aufs Gesetz muß sie sich stützen, aber in Spanien hat jede Provinz ihre eigene Gesetzsammlung, während es an der Aufrechthaltung des Gesetzes fehlt. England ist das Land der Freiheit ohne Gleichheit: so wie dort herrscht wol nirgends das Gesetz, und nirgends ein schneidenderer Contrast in den bürgerlichen Zuständen. Frankreich ist das Land der Gleichheit ohne Freiheit; denn das Gesetz wird nach Willkür umgestoßen, aufgebaut und zugestutzt, und Jeder trachtet nach seiner persönlichen Befriedigung: darin besteht die französische Gleichheit. Die Spanier sind nicht verzehrt von Uebermuth und Egoismus, wie England, noch von Eitelkeit und Geldgier wie die Franzosen. Aus alten Zeiten ist ihnen etwas übrig geblieben von stolzer Ruhe und menschlicher Würde, und wenn diese Eigenschaften nur nicht in Trägheit und Hochmuth übergehen, wenn man dem vorbeugt indem man dem Geist einige Regsamkeit gönnt und den materiellen Interessen die Wege bereitet: so mein' ich müßten sie das tüchtigste Volk in Europa wer-

den. In jener letzten schlaflosen Nacht in Barcelona, als der Sereno Stunde und Wetter abrief, als die Guitarren bis gegen die Morgendämmerung durch die Rambla schwirrten, und die betäubende Lustigkeit der Castagnetten dazwischen auftauchte; als ich diese Töne hörte, die ich nur hier hören kann, und die, wie die Sprache, die stolze, klingende, vornehme Sprache Spaniens, zur Physiognomie des Landes gehören; und als ich mir sagte, dies sei nun zum letzten Mal, nie würde mein Fuß wieder diesen Boden betreten, diese Töne hören, dies Volk sehen, welches einem ungewissen Schicksal entgegen geht; da, liebes Clärchen, wurde mir ganz wehmüthig zu Sinn, denn ich dachte ich würde mich fortan überall langweilen. Das Fremdartige, das Unalltägliche, das Grandiose, ist freilich keineswegs immer bequem, aber es hat einen gewaltigen Reiz indem es unablässig die Phantasie anregt und beschäftigt, die in unsern heimischen wohlgeordneten Zuständen schlafen gehen muß. Mir war, als würde ich fortan nicht mehr phantasieren, sondern kritisiren — und das macht mir gar keinen Spaß. Daher ist es mir auch ganz unmöglich jetzt irgend etwas über Frankreich zu sagen. Vielleicht ein andermal, oder später, Ihr habt jetzt ja auch so erschrecklich viel Briefe, daß Ihr des Lesens ganz

überdrüssig sein müßt. Ueber die letzte Fahrt, von Barcelona nach Portvendres, kann ich nur sagen, daß sie vollkommen glücklich binnen zwölf Stunden gemacht wurde. Die Küste von Katalonien macht sich herrlich vom Meer aus. Von Barcelona an, bei Mataro und Calella wird sie immer hügeliger und bergiger, bis sie endlich als ein Ast der Pyrenäen an den Hauptstamm des Gebirges sich lehnt. Jenseits Barcelona, aus dem Innern des Landes taucht der Monserrat einsam und sägeförmig auf. Zahllose Barken glitten mit dem lateinischen Segel wie mit Schmetterlingsflügeln durch die tiefblauen Wellen, und der feurige Stral der Abendsonne schmolz die Einzelnheiten gleichsam in einen goldnen Rahmen hinein und zu einem mächtigen Bilde zusammen — mächtig, flammend und schön, wie es sich für den letzten Blick auf Spanien schickt. Dienstag, den zwei und zwanzigsten, früh fünf Uhr waren wir im Hafen von Portvendres, und gingen mit einem großen Theil der Dampfbootgesellschaft ans Land. Da verfielen wir der Douane! aber wie! Jedes Taschentuch wurde aus dem Koffer genommen, jedes Portefeuille losgemacht, und ein Frauenzimmer führte uns in ein besondres Gemach, um zu untersuchen, ob wir nicht Contrebande in unsern Kleidern hätten. Der kugelrunden Spanierin wur-

den die Kleider, die sie trug, Stück für Stück durchblättert. Sie lachte sehr bei dieser ignoblen Prozedur, und fand es äußerst ergötzlich, daß man ihren ehrwürdigen Körper in Verdacht hatte ein Seidenwaaren- oder Spitzenballen zu sein. Wir andern kamen viel schneller und leichter davon, aber mir standen doch die Thränen in den Augen vor Aerger, daß solche rohe Hände sich unterstehen konnten mich anzufassen. Kaum war diese Qual überstanden, so begann eine neue. Da das Dampfboot nicht regelmäßig in Portvendres anlegt, sondern größtentheils direkt von Barcelona nach Marseille geht: so giebt es in dem elenden Nest von 800 Einwohnern kein andres Mittel um fortzukommen, als die Diligence, die jeden Morgen um vier Uhr nach Perpignan abgeht, also bereits fort war ehe wir kamen. Außerdem weder Postpferde, noch Kutscher, noch nichts! Aber den Tag und die Nacht in dieser Schenke zu verbringen, die mich mit Ziegenmilch und mit Flöhen empfing, das war allzu widerwärtig! umsomehr da ich voraussetzen durfte in Perpignan Briefe von all meinen Freunden zu finden und mir einbildete — abergläubisch wie ich bin! — daß es mir Glück bringen würde, wenn ich sie an meinem Geburtstag lesen könnte. Ich wollte also durchaus hin, und da ich denn gleich dans les grandeurs bin,

wie Ferdinand behauptet, so begehrte ich eine Staffette um mir durch meinen Banquier einen Wagen schik-ken zu lassen. Aber kein Pferd war in Portven-dres aufzutreiben, und meine Staffette verwandelte sich in einen schlichten Fußboten, der mir zuschwor, er wolle die vier Meilen in fünf Stunden laufen. In Berechnung, Erwartung, Ungeduld und Abspan-nung verging die Zeit, bis der Wagen endlich am späten Nachmittag anlangte. Um elf Uhr Abends war ich in Perpignan, und hatte die unaussprechliche Befriedigung in der letzten Stunde meines Geburts-tages Eure lieben Briefe zu lesen. — Gott grüß Euch! Gott segne Euch! — Auf Wiedersehen, mein Clärchen.

Nachwort.

Berlin, 27. October 1841.

Da sind nun die Reisebriefe gedruckt, liebes Clärchen. Mögten sie Euch und Allen die sie lesen gefallen, trotz der Unvollkommenheiten von Wiederholung, Nachlässigkeit, Persönlichkeit, überflüssigem Geschwätz, Verweilen bei Nebendingen, welche nun einmal den Briefen im Allgemeinen ankleben, und besonders den meinen; denn ein Brief muß mirs Herz frei machen — sonst mag ich ihn lieber gar nicht schreiben. Daß meine Person sich zu breit mache — was gar leicht in Briefen geschieht! — fürchte ich nicht; hingegen meine Meinung? — — aber wozu schreibt man, wenn nicht um seine Meinung zu sagen? Anders schreiben, als ich denke und fühle, habe ich noch nicht gelernt, nicht einmal gelernt zu schreiben um zu gefallen, und ich meine, daß wenn ich Diesem oder Jenem gefalle, so ist's

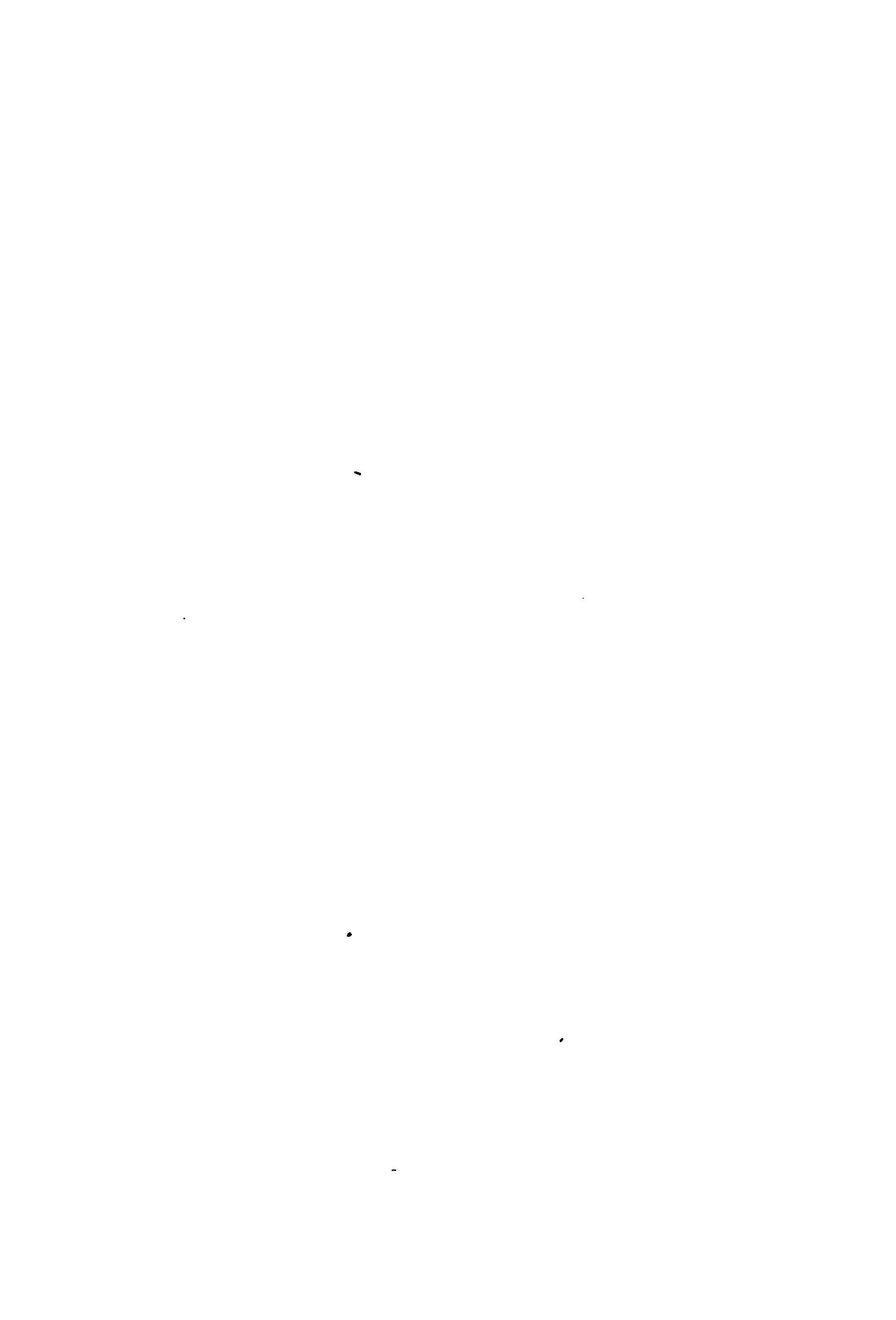
gewiß deshalb, weil ich's nicht darauf anlege. Als ich vor vierzehn Tagen herkam, war bereits die Hälfte des zweiten Theils gedruckt, und ich gestehe Dir, mir gingen die Augen über vor Entsetzen wegen all der Druckfehler. Ich glaube Du hättest besser gethan die Originalbriefe statt ihrer Copie drucken zu lassen; dann hätte doch nur der Setzer sündigen und meine Schrift nicht lesen können, jetzt hat's auch noch der Abschreiber gethan! Fast nicht ein einziges spanisches Wort ist richtig geschrieben, und bei manchen ist eine höchst ärgerliche Willkür eingetreten, z. B. bei der politischen Mártyrin von Granada Doña Maria Piñeda, welche gar nicht anders als Mariana Penella genannt wird. Ferner ist gedruckt worden: der Rhone. Ich aber spreche wie man in der Schweiz an der Wiege dieses Flusses spricht: die Rhone. Dann sprech' ich auch mehre und nicht mehrere — und wie ich spreche, so schreib' ich. Und wenn mir ein Grammatiker beweist, daß es falsch ist, so werd' ich ihm dankbar sein. Dergleichen kleine Schmerzlichkeiten treffen im Grunde nur mich; Ihr werdet sie übersehen oder corrigiren. Und somit — Glück auf mein Büchlein, mach Deinen Weg!

Berlin, 5. November 1841.

Diese Zeilen richten sich an diejenigen Personen, welche so gütig gewesen sind, mir ihre Theilnahme und ihr Wohlwollen auszusprechen — aber leider anonym. Ich habe die freundlichsten Briefe erhalten, und ohne Unterschrift des Namens. Weshalb? ist es denn eine Schmach mir zu sagen, daß ich etwas Gutes geschrieben habe? Ich streife jetzt vielleicht gleichgültig an Personen vorüber, denen ich für ihre Theilnahme gern die Hand drücken würde; und das ist nicht meine Schuld. Den „Zwei Leserinnen des Jenseits der Berge“ aus Halle, welche mir ihre christliche Liebe in Prosa und Poesie ausgesprochen und mir zu meiner Blindheit gratulirt haben, weil mir nun ohne Zweifel ein ganz besondres Gnadenlicht aufgehen würde — bin ich sehr verbunden für ihre frommen Wünsche, und

zugleich herzensfroh, daß sie nicht realisirt worden sind.

Da dies Buch eine Briefsammlung an verschiedene Personen ist, so möge auch dies Brieflein hier einen Platz finden, den ich ihm nirgends sonstwo zu verschaffen wüßte.



Verbesserungen im ersten Theil.

Seite		Zeile		Lies:	
Seite	22.	Zeile	22.	Lies:	Strub statt Strab.
„	28.	„	20.	„	dem statt den.
„	29.	„	8.	„	nach Hospital statt nach dem Hospital.
„	34.	„	1.	„	Chactas statt Chactus.
„	44.	„	20.	„	Katalpen statt Kotalpen.
„	51.	„	5.	„	ward statt war.
„	54.	„	9.	„	seh statt sah.
„	64.	„	25.	„	aufgeschafft statt aufgeschaffen.
„	73.	„	8.	„	Triumph statt Triumpf.
„	77.	„	3.	„	hinter Lampenlicht kein Komma.
„	81.	„	2.	„	einzelne statt einzelnen.
„	„	„	3.	„	kleine statt kleinen.
„	114.	„	26.	„	Meer statt Mee.
„	120.	„	26.	„	Caireu statt Cairce.
„	158.	„	6.	„	adeln statt edeln.
„	170.	„	3.	„	10000 statt 80000.
„	171.	„	23.	„	d'Olioules statt d'Olivules.
„	177.	„	8.	„	herzig statt harzig.
„	179.	„	10.	„	du statt de.

Seite		Zeile		Lies:
Seite	213.	Zeile	1.	Lies: verweht statt verwest.
„	„	„	13.	„ Can statt Con.
„	226.	„	5.	„ die reißende statt den reißenden.
„	230.	„	11.	„ Calessine statt Colossine.
„	248.	„	4.	„ douillette statt donilette.
„	271.	„	12.	„ Peyrou statt Peyron.
„	281.	„	18.	„ Arnaud statt Armand.
„	285.	„	6. 7.	„ Arnaud statt Armand.
„	„	„	15.	„ Arnaud statt Armand.
„	289.	„	12.	„ Regence statt Régence.
„	292.	„	4.	„ können statt kann.
„	296.	„	17.	„ Mayoral statt Mazoral.
„	„	„	26.	„ Mayoral statt Mazoral.
„	298.	„	1.	„ yoral statt joral.
„	303.	„	26.	„ Calella statt Cabella.
„	304.	„	6.	„ Calella statt Cabella.
„	„	„	10.	„ umbaut statt erbaut.
„	„	„	14.	„ constitucion st. constitution.
„	„	„	15.	„ Isabel statt Isabella.
„	305.	„	21.	„ Calella statt Cabella.
„	306.	„	19.	„ Calella statt Cabella.
„	307.	„	1.	„ östlicher statt südlicher.
„	312.	„	3.	„ Reyna statt Regna.
„	„	„	14.	„ del pino statt delpino.
„	„	„	„	„ Styl statt Stil.
„	315.	„	14.	„ närrisches statt mürrisches.
„	326.	„	8.	„ Irrigationen st. Frigidationen.
„	„	„	23.	„ vieja statt vilja.
„	327.	„	12.	„ Miquelet statt Miguelat.
„	330.	„	17.	„ Alpargates statt Algargates.
„	332.	„	21.	„ diskreditiren statt diskordiren.
„	346.	„	15.	„ zählt statt zählte.
„	357.	„	13.	„ Lainez statt Lairez.
„	362.	„	16.	„ Autos statt Auto.
„	371.	„	6.	„ vom statt von.
„	387.	„	1.	„ Quien statt Quie'n.

Seite		Zeile		Lies:
Seite	390.	Zeile	4.	Lies: marez statt morez.
„	„	„	7.	„ Casa statt Cura.
„	„	„	11.	„ Abu statt Aben.
„	„	„	„	„ chico statt chieo.
„	391.	„	16.	„ heller statt halber.
„	392.	„	26.	„ Torre statt Terra.
„	393.	„	20.	„ arayanes statt aragones.
„	396.	„	24.	„ Hermanas statt hermanos.
„	397.	„	6.	„ Hermanas statt hermanos.
„	„	„	17.	„ gefeyt statt gefegt.
„	431.	„	18.	„ Doña Maria Piñeda statt Donna Mariana Penella.



Verbesserungen im zweiten Theil.

Seite	2.	Zeile 20.	Lies:	arride statt aride.
"	10.	" 16.	"	gehörigen statt gehörige.
"	40.	" 3.	"	Ehrenbreitstein und Franzenshöhe bei Brixen sind gewiß enorme Festungen, man sieht's ihnen wol an, schon von außen; hier aber sieht man nichts als einen einzigen Felsen, und nur wenn man drinnen ist ꝛc. ꝛc.
Seite	42.	Zeile 11.	Lies:	entwickelte statt entwickeln.
"	48.	" 7.	"	gekarrt wurde statt gekarrt.
"	"	" 8.	"	die fliegende Fahne des Herzogs statt die fliegende des Herzogs.
"	82.	" 10.	"	denn nicht statt dann nicht.
"	83.	" 12.	"	saß statt fast.
"	85.	" 22.	"	vielleicht hier am besten statt vielleicht am besten.
"	87.	" 3.	"	graubraunes statt grünbraunes.
"	113.	" 20.	"	nun statt nur.
"	160.	" 25.	"	ungemein statt ungemeine.
"	198.	" 22.	"	lichtere statt leichtere.
"	207.	" 18.	"	zwei Dinge statt zwei hölzerne Dinge.





